

# INDOGERMANISCHE FORSCHUNGEN

## ZEITSCHRIFT FÜR INDOGERMANISTIK UND ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT

---

---

Begründet von Karl Brugmann und Wilhelm Streitberg

Herausgegeben von  
**WOLFGANG P. SCHMID**

**79. BAND 1974**

Ausgegeben 1975

INDIANA UNIVERSITY  
LIBRARIES  
BLOOMINGTON



WALTER DE GRUYTER · BERLIN · NEW YORK

## Inhalt

### Aufsätze:

	Seite
Blumenthal H. J. Some Homeric Evidence for the History of the Augment .....	67
†Butler Jonathan L. A Murmured Proposal Regarding Grassmann's Law .....	18
Dahllöf Nils. Some Semantic Variants of the Indo-European Radical Morpheme *oq <sup>u</sup> ..	35
Eilers Wilhelm. Cyrus .....	53
Girke Wolfgang. Probleme des Prädikats in der Valenztheorie, gezeigt an trivialen, defizitären und referenzlosen Sätzen ..	1
Hamp Eric P. IE. *suergh- .....	154
— Western Indo-European Notes .....	156
— Welsh <i>maen</i> , Old Breton <i>main</i> .....	158
Hartig Matthias. Semantische Strukturen als Problemfall .....	161
Peeters Christian. Die indogermanische Grundform für ‚Nacht‘ .	31
— Gothic <i>kaurus</i> , Sanskrit <i>guruh</i> , Greek βαρύς .....	33
Pisani Vittore. Der Sonnenuntergang im Albanischen und im Neugriechischen .....	152
Pulgram Ernst. Prosodics of Vowel and Syllable in Greek and Latin .....	78
Solta Georg Renatus. Zum Problem labialer Wurzelerweiterungen, bzw. labialer Suffixe in den indogermanischen Sprachen .....	92

---

Krause Agnes. Verzeichnis der Publikationen von Wolfgang Krause .....	174
---	-----

### Besprechungen:

Admoni Wladimir. Der deutsche Sprachbau <sup>3</sup> (Gottfried Kolde) .....	367
Bechert Johannes, Clément Danièle, Thümmel Wolf, Wagner Karl Heinz. Einführung in die generative Transformationssgrammatik (A. de Vincenz) .....	199
Brinkmann Hennig. Die deutsche Sprache <sup>2</sup> (Gottfried Kolde)	379
The Classics of Linguistics (Herbert E. Brekle) .....	191
Cooper, III Guy L. Zur syntaktischen Theorie und Textkritik der attischen Autoren (Rüdiger Schmitt) .....	286
de Cordemoy Gérauld. Discours physique de la parole (Harald Weinrich) .....	227
Dressler Wolfgang. Einführung in die Textlinguistik (Wolfdietrich König) .....	211
Furnée Edzard Johan. Die wichtigsten konsonantischen Erscheinungen des Vorgriechischen (Alfred Heubeck) .....	272
Gauger Hans-Martin. Wort und Sprache (Klaus Vogel) .....	197
Georges Emanuel S. Studies in Romance Nouns Extracted from Past Participles (Gustav Ineichen) .....	319
Griechisch und Romanisch (Alexander Sideras) .....	304
Indo-Celtica. Gedächtnisschrift für Alf Sommerfelt (Rolf Ködderitzsch) .....	237
Jacob-Rost Liane. Das Ritual der Malli aus Arzawa gegen Behexung (KUB XXIV 9 +) (Erich Neu) .....	265
Jankowsky Kurt R. The Neogrammarians (Karl Horst Schmidt) .....	220
Kettner Bernd-Ulrich. Flußnamen im Stromgebiet der oberen und mittleren Leine (Albrecht Greule) .....	353
Kiss Sándor. Les transformations de la structure syllabique en latin tardif (Gustav Ineichen) .....	310

Seite

<b>Klinck Roswitha.</b> Die lateinische Etymologie des Mittelalters (Paul Gerhard Schmidt) .....	317
<b>Kuhn Hans.</b> Kleine Schriften, 2. Band (Joachim Göschel) ..	334
— Kleine Schriften, 3. Band (Joachim Göschel) .....	337
<b>Lejeune Michel.</b> Phonétique historique du mycénien et du grec ancien (Rüdiger Schmitt) .....	277
<b>Lindeman Fredrik Otto.</b> Einführung in die Laryngaltheorie (Robert Schmitt-Brandt) .....	224
<b>López Eire Antonio.</b> Innovaciones del Jónico-áctico (Vocalismo) (Rüdiger Schmitt) .....	284
<b>Lupaş Liana.</b> Phonologie du grec attique (Rüdiger Schmitt) ..	282
<b>Meid Wolfgang.</b> Dichter und Dichtkunst im alten Irland (Erich Neu) .....	330
<b>Morgenroth Wolfgang.</b> Lehrbuch des Sanskrit (Werner Thomas) .....	243
<b>Mussies G.</b> The Morphology of Koine Greek as used in the Apo- calypse of St. John (Hans Schmoll) .....	288
<b>Newton Brian.</b> Cypriot Greek (Hans Ruge) .....	292
<b>Noreen Adolf.</b> Altnordische Grammatik I <sup>5</sup> (Herbert Blume) ..	344
A Critical Pāli Dictionary, Vol.II, Fasc.6 (Colette Caillat) .....	250
— , Vol.II, Fasc. 8 (Colette Caillat) .....	252
<b>Pāli Tipitakān Concordance</b> , Vol.III (W. B. Bollée) ....	255
<b>Piebenga G. A.</b> Een studie over het werk van Rasmus Rask, in het bijzonder over zijn Frisisk Sproglære (Ulrich Scheuermann) .....	217
<b>Raible Wolfgang.</b> Satz und Text (Wolfdieter König) .....	214
<b>Regan Brian T.</b> The Gothic Word (Elmar Seibold) .....	348
<b>Revista española de lingüística</b> 1 (1971) (Gustav Ineichen) .....	191
<b>Rohlfis Gerhard.</b> Italogriechische Sprichwörter in linguistischer Konfrontation mit neugriechischen Dialektken (Alexander Sideras) .....	297
— Romanische Sprachgeographie (Manfred Raupach) .....	312
<b>Die Romanze von Froech und Findabair</b> (Erich Neu) ...	326
<b>Solin Heikki.</b> Beiträge zur Kenntnis der griechischen Personen- namen in Rom, I (Carlo de Simone) .....	294
<b>Stempel Wolf-Dieter</b> (Hrsg.). Beiträge zur Textlinguistik (P. Trost) .....	216
<b>Szabó Gabriella.</b> Ein hethitisches Entstühnungsritual für das Königspaar Tuthaliya und Nikalmati (Erich Neu) .....	257
<b>Szemerényi Oswald.</b> Richtungen der modernen Sprachwissen- schaft, I (Fredrik Otto Lindeman) .....	222
<b>Táin Bó Froích</b> , hrsg. von Wolfgang Meid (Erich Neu) ....	326
<b>Ternes Elmar.</b> Grammaire structurale du Breton de l'île de Groix (Wolfgang Dressler) .....	332
<b>Toward a Grammar of Proto-Germanic</b> (Fredrik Otto Lindeman) .....	342
<b>Trutmann Albertine.</b> Studien zum Adjektiv im Gotischen (Alfred Bammesberger) .....	351
<b>Veith Werner H.</b> Intersystemare Phonologie (Dafydd Gibbon)	233
<b>Der Volksname Deutsch</b> (Lothar Paul) .....	358
<b>Wagner Heinrich.</b> Studies in the Origins of the Celts and of Early Celtic Civilisation (Erich Neu) .....	319
<b>Wode Henning.</b> Linguistische Untersuchungen zum Parkinso- nismus (Rolf Ahrens) .....	230
<b>Wyatt, Jr. William F.</b> The Greek Prothetic Vowel (Rüdiger Schmitt) .....	279

## I. AUFSÄTZE

### **Probleme des Prädikats in der Valenztheorie, gezeigt an trivialen, defizitären und referenzlosen Sätzen\***

1 Die Valenztheorie in ihrem gegenwärtigen Stand weist zwei wesentliche Mängel auf. Sie unterscheidet (a) ungenügend zwischen Linguistischem und Logischem und ist (b) inkonsistent durch die strikte Trennung von Obligatorischem und Optionalem.

Bei (a) handelt es sich vor allem um die notwendige Abgrenzung der Wertigkeit von der inneren Struktur der Prädikate und Terme (Argumente). Eine Klärung der hier anstehenden Fragen könnte sich befruchtend auf die Kasustheorie auswirken und Einwände wie die von Bartsch/Vennemann<sup>1</sup>, keine der Kasusgrammatiken sei imstande, den Nominalkonstituenten von Kopulasätzen wie *John is a hunter*, *John is tall*, *John is taller than Mary* etc. Kasus zuzuschreiben, gegenstandslos machen.

- (b) hat zwei Aspekte: 1. einen modelltheoretischen  
2. einen modellspezifischen.

Wir wollen dies kurz erläutern. Die Valenztheorie baut auf dem Prinzip des Obligatorischen auf, wendet es aber nur auf die Prädikate an (oder vermischt Inhaltliches und Formales<sup>2</sup>); nicht in den Prädikatsbereich fallende Einheiten werden als fakultativ

---

\* Mit ° markieren wir von uns umgebildete, nicht dem Original entsprechende Sätze.

<sup>1</sup> R. Bartsch/Th. Vennemann, *Semantic Structures* (Frankfurt 1972) 29–30.

<sup>2</sup> Wie z. B. Ju. S. Martem'janov, der die Valenz der Verben nach semantischen, die der anderen Einheiten nach formalen Dependenzien bestimmt (*K opisaniju teksta*. In: *Maš. per. i prikladnaja lingvistika*, 1970, 89–116).

(optional)<sup>3</sup> angesehen. Diese Inkonsistenz ist z.B. bei Konstituentenstrukturgrammatiken nicht zu beobachten.

Der modellspezifische Aspekt zeigt sich darin, daß die Unterscheidung von Obligatorischem und Fakultativem die Möglichkeit verstellt, die Valenztheorie auch für die Beschreibung von Texten zu verwenden, da sie transphrastische Obligatoriken nicht berücksichtigen kann. Da Texte nicht nur eine Menge semantisch und grammatisch wohlgeformter Sätze darstellen, sondern auch bestimmte kommunikative Intentionen und Strategien realisieren, liegt es nahe, den Begriff des Obligatorischen zu differenzieren, damit alle in Texten vorkommenden Elemente auf der Basis von Obligatoriken erklärt werden können. Denkbar ist z.B. die Unterscheidung folgender Obligatoriktypen:

strukturelle Obligatorik (= prädikatsdeterminiert, derivativ)

semistrukturelle Obligatorik (= textdeterminiert)

nichtstrukturelle Obligatorik (= sprechdeterminiert)

Diese Klassifizierung kann nicht weiter erörtert werden<sup>4</sup>. Sie soll hier lediglich den Rahmen aufzeigen, in dem unsere Erörterung der Prädikate steht.

Die Notwendigkeit, sich der Prädikatsproblematik, präziser der Abgrenzung von Prädikat, Valenz und Term (im Sinn von (a)) zuzuwenden, ergibt sich daraus, daß die Valenztheorie, die den Satz als lediglich grammatisch und semantisch akzeptable Realisierung von Prädikat-Argument-Strukturen ansieht, auch die Erzeugung von Sätzen zuläßt, die als Aussagesätze nicht geäußert werden können.

Die Äußerbarkeit von Sätzen ist, wie im folgenden noch expliziert werden wird, subsprachendependent.

---

<sup>3</sup> Der Begriff fakultativ wird in der Literatur unterschiedlich interpretiert. Helbig bezeichnet damit Valenzen, die in der Tiefenstruktur verankert sind, im Oberflächensatz aber nicht realisiert werden müssen. Andere Autoren bezeichnen mit fakultativ die sogenannten freien Angaben. Wir verwenden fakultativ in der zweiten Interpretation.

<sup>4</sup> Ansätze zu einer Weiterentwicklung der Valenztheorie finden sich in W. Girke, Adnomiale Attributivsätze in der Valenztheorie. In: Herrigs Archiv (im Druck). Indiana University

Die Berücksichtigung der Äußerbarkeit von Ausdrücken in einer Grammatiktheorie ergibt sich zwangsläufig aus der Natur der Sprache.

Ursache der Nichtäußerbarkeit eines Satzes kann sein:

1. die Nichtrealisierung einer Valenz des Prädikats,
2. die Defektivität des Prädikats, d. h. seine Unfähigkeit, einen bestimmten Term zu beschreiben,
3. die Defektivität eines Terms, d. h. seine Nichtbeschreibbarkeit durch ein bestimmtes Prädikat.

Uns interessiert hier Punkt zwei und drei. Die Herstellung der Äußerbarkeit einer Konstruktion macht in diesen Fällen die Expandierung eines Prädikats zu einem komplexen (bzw. komplexeren) Prädikat und die Expandierung eines Terms zu einem komplexen (bzw. komplexeren) Term erforderlich. Dies hat zur Folge, daß der Begriff der fakultativen Angabe neu zu überdenken ist.

Unserer Betrachtung liegen sog. Konstruktssätze zugrunde, d. h. Sätze, die normalerweise nicht geäußert werden. Wir haben diese Sätze mit Hilfe des Helbigschen Eliminierungsverfahrens<sup>5</sup> zur Ermittlung der Wertigkeit von Prädikaten gewonnen.

2 Wir verdeutlichen die beschriebene Problematik an einem einfachen deutschen Satz, bevor wir zu konkreten Beispielen aus russischen Linguistiktexten übergehen.

---

<sup>5</sup> Dieses Verfahren besteht darin, Satzglieder aus einem Satz zu eliminieren und zu beobachten, ob der verbleibende Satzrest noch grammatisch oder bereits ungrammatisch ist. Ist ersteres der Fall, ist das eliminierte Satzglied syntaktisch nicht obligatorisch, sonst ist das entsprechende Satzglied für den Satz obligatorisch (s. G. Helbig, W. Schenkel, *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben*. Leipzig 1973). Dieses Verfahren ist u. E. der von allen in der sowjetischen Linguistik üblichen Ermittlung der Valenzen eines Prädikats auf der Basis seiner Beschreibung durch semantische Primitive vorzuziehen, dennoch hat es, wenn rein mechanisch angewandt, d.h. ohne Berücksichtigung semantischer Unterschiede, beträchtliche Mängel. Gerade diesen Umstand machen wir uns zunutze, um zu zeigen, daß der Begriff Prädikat in der Regel zu sehr als statische, weil logische, Größe angesehen wird, so daß sprachliche Obligatoriken, die dynamischer Natur sind, nicht adäquat erfaßt werden können.

Für die Beschreibung der Konstruktssätze verwenden wir Symbole des applikativen Modells von Šaumjan<sup>6</sup>. Prädikate werden mit *P* und Terme (Argumente) mit *T* bezeichnet. Anstelle konkreter Kasus werden die Variablen *x*, *y* und *z* verwendet.

Gegeben sei die Satzstruktur  $P_x T_x$ . Wir interpretieren diese Formel als „von einem unbelebten Gegenstand wird gesagt, daß er eine bestimmte Eigenschaft hat“.  $P_x$  sei „*ist groß*“ und  $T_x$  „*Haus*“.  $P_x T_x$  wird somit realisiert als

(1) *Das (Dieses) Haus ist groß.*

Zu diesem Satz ist folgendes zu bemerken:

1. Die Verbindung von Kopula und Nomen (*ist groß*) wird als einstelliges Prädikat angesehen. *ist* ist die Verbalkomponente des Prädikats *ist groß*. Prädikate sind inhaltliche, Verben formale Einheiten. Verben sind nicht notwendigerweise Bestandteil von Prädikaten.

Das Besondere der Prädikate besteht darin, daß sie Terme<sup>7</sup> beschreiben und als solche elementare Situationen repräsentieren. Da Terme diese Funktion nicht haben, erübrigen sich alle Versuche, die Charakterisierung des Prädikats als Situationsanzeiger als unspezifisch abzulehnen.

---

<sup>6</sup> Wir haben ganz bewußt auf eine Etikettierung im Sinn der Kasusgrammatik verzichtet, da uns weder die Saumjanschen noch die Fillmoreschen Kasus einer konsistenten und umfassenden Sprachbeschreibung zu genügen scheinen. Wir sind der Ansicht, daß Kasusetiketten zur Zeit keine entscheidende Verbesserung gegenüber der in der Valenztheorie üblichen Beschreibung der Valenzstellen darstellen, daß sie dagegen in vielen Fällen (z.B. bei Existenz- und Eigenschaftssätzen, negierter Identität) wichtige Sachverhalte nicht beschreiben können und somit verdecken. Da die Kasustheorie in unserer Arbeit nur am Rande eine Rolle spielt, muß hier auf ihre kritische Analyse verzichtet werden.

<sup>7</sup> Es ist hier anzumerken, daß wir unter Termen nicht Nominalphrasen, sondern einfache oder abgeleitete Substantive verstehen. Dies ist u.a. dadurch begründet, daß Kasus und Prädikat einfache, elementare Situationen repräsentieren, und daß Attribute und andere Elemente nicht nur im Rahmen der Nominalphrase eine Rolle spielen, sondern auch über die Satzgrenzen hinaus wirken, z.B. Kohärenzen herstellen.

Die hier vorgenommene Bestimmung der Prädikate impliziert eine Unterscheidung von linguistischen und logischen Prädikaten. Die ersten beschreiben Terme<sup>8</sup>, die letzteren fixieren logische Beziehungen zwischen Termen. Die Unterscheidung ist für die Bestimmung der Valenzzahl und damit der Kasus von großer Bedeutung. Sehen wir uns dazu folgende Beispiele an:

- (2) *Beate — ist schön.*
- (2') *Beate — ist sehr schön.*
- (2'') *Beate — ist so schön wie Irene.*
- (2''') *Beate — ist schöner als Irene.*

Nach Auffassung der Logiker und logischen Semantiker sind die Prädikate in (2) und (2') einstellig, die der übrigen Sätze zweistellig. Wir behaupten demgegenüber, daß bei einer linguistischen Betrachtungsweise in den angeführten Sätzen nur einstellige Prädikate festgestellt werden können. Argument dieser Prädikate ist *Beate* und nur *Beate*. Denn Prädikate sind, wie wir eingangs festgestellt haben, beschreibende Einheiten. *ist so schön wie* ist aber keine beschreibende Einheit. Deshalb ist *Irene* kein Argument, sondern eine Prädikatskomponente, d. h. *Beate* und *Irene* haben in den angeführten Sätzen einen unterschiedlichen Status<sup>9</sup>.

---

<sup>8</sup> Wir sind der Ansicht, daß ungeachtet der Stelligkeit ein Prädikat immer nur einen Term beschreibt und auf die anderen verweist. Der beschriebene Term ist nicht notwendigerweise mit dem Subjekt identisch wie an Beispiel (10) zu erkennen ist.

<sup>9</sup> Wir wenden uns hier gegen Reichenbach, der in *Elements of Symbolic Logic* (N.Y. 1966) 252f. die Ansicht vertritt, daß die Anerkennung von Prädikaten des Typs „ist größer als Y“, „ist Bruder von Y“ nicht mit der Satzstruktur vereinbar ist, denn X und Y besetzen in *X is taller than Y* die gleiche logische Position, beide seien Subjekte eines zweistelligen Prädikats. Reichenbachs wichtigstes Argument, durch obige, traditionelle Auffassung könnten konverse Prädikate nicht definiert werden, ist nicht stichhaltig. Reichenbach stellt hier nur logische bzw. tiefensemantische, aber keine linguistischen Aspekte dar. Konversive sind nicht einfach durch Umstellungsoperationen zu gewinnen. Vom linguistischen Standpunkt handelt es sich um Implikationen, denn in *X is taller than Y* wird nur das Größersein von X bezüglich Y festgestellt. Über das Kleinersein von Y bezüglich X wird explizit nichts gesagt, dies muß gefolgert werden. Uns scheint, daß der

Prädikate können somit einfach (*kaufen*) oder beliebig komplex sein, d. h. aus mehreren Komponenten bestehen. Eine solche Auffassung hat, abgesehen von ihrer Plausibilität, den Vorteil, Prädikatsnomina nicht in den Valenz- und damit Kasusrahmen eines Prädikats aufnehmen zu müssen.

2. Satz (1) kann (bei normaler Intonation und ohne emphatische Hervorhebung eines Elements oder Einführung anderer Elemente) nur in einer bestimmten Subsprache<sup>10</sup> des Deutschen geäußert bzw. in einer bestimmten Subsprache nicht geäußert werden. Wir sind der Ansicht, daß (1) bei der Kommunikation zwischen Erwachsenen als Aussagesatz (nicht als objektsprachlicher Beispielsatz) nicht vorkommt, dagegen in der Sprache von Kindern in einem sehr frühen Stadium des Spracherwerbs, möglicherweise auch in der Sprache von Ausländern. Die strenge Restrингiertheit der Äußerbarkeit von (1) wird ausschließlich davon bestimmt, ob eine Prädizierung eines Terms vorliegt, d.h. ob einem Hörer etwas ihm bisher nicht Bekanntes mitgeteilt und somit eine Information geliefert wird<sup>11</sup>. Für Erwachsene

---

Definition von Konversionsbeziehungen auf dieser Basis nichts im Wege steht. Es ist ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Darstellung der Komparation als Prädikation nicht mit der interpretativen Darstellung der Komparation als semantischer Relation zwischen Gegenständen verwechselt werden darf.

<sup>10</sup> Unter Subsprache verstehen wir alle die Realisationsformen einer Ethnosprache (etwa Deutsch, Russisch), die aufgrund angebbarer Merkmale deutlich voneinander unterscheidbar sind. Gewöhnlich unterscheidet man diatopische (Mundarten) und diastratische (soziale, professionale) Sprachvarianten. Hier haben wir als Unterscheidungsmerkmal den Generationsfaktor herangezogen. Je nach den verwendeten Kriterien können beliebig viele Subsprachen postuliert werden. Die kleinste Einheit ist die Individualsprache, die ihrerseits aber sehr komplex sein kann, vgl. W. Girke, Zum Problem der Sprachnorm. In: Sonderheft der Zeitschrift für den Russischunterricht und der semantischen Hefte 1973, 43–56, wo ein Versuch der Schematisierung der Varianten einer Ethnosprache unternommen wurde.

<sup>11</sup> Vgl. dazu die Definition von Prädikativität in H. Öim, On the Semantic Treatment of Predicative Expressions. In: Kiefer and N. Ruwet (eds.), Generative Grammar in Europe (Dordrecht 1973) 360–386.

enthält (1), bei den genannten Einschränkungen, tatsächlich keine Information, denn bezüglich der Größe von Häusern (und auch anderen Gegenständen) herrschen bestimmte Normvorstellungen, die bei der Beobachtbarkeit des Objekts nicht kommunizierbar sind<sup>12</sup>. Hiermit vergleichbar ist die Erscheinung des unveräußerlichen Besitzes, die sprachlich darin ihren Niederschlag findet, daß man (ein Erwachsener) nicht äußern kann: *Dieser Mann hat Schultern*, sondern nur *Dieser Mann hat breite Schultern* o. ä.

Wir vergleichen nun (1) mit zwei anderen Sätzen der gleichen Struktur:

- (3) *Julia ist hübsch.*
- (4) *Julia ist flink.*

Diese Sätze sind in jeder Subsprache des Deutschen äußerbar, denn sie tragen eine hörerrelevante Information, nämlich die, daß der Sprecher Julia für hübsch/flink hält. Dies ist deshalb eine Information für den Hörer, weil es keine Obligatorik bezüglich der Beschreibung relativer (subjektiver) Eigenschaften gibt. Es spielt deshalb für die Informativität einer Äußerung keine Rolle, ob der Hörer die gleiche Äußerung tun würde oder nicht.

Im Gegensatz zu (1) sind jedoch akzeptabel:

- (5) *Das (Dieses) Haus ist groß (groß).*
- (6) *Das (Dieses) Haus ist aber groß.*

Diese Sätze unterscheiden sich dadurch von (1), daß sie jeweils um ein „fakultatives“ Element erweitert worden sind, (5) um eine suprasegmentale Einheit, (6) um die Partikel *aber*. Diese

<sup>12</sup> Es können hier leider nicht von vornherein alle konstruierbaren Situationen, die für eine Äußerbarkeit sprechen, widerlegt werden. Ein Beispiel sei aber noch angeführt. Gegeben sei der Dialog:

(1) *Ist das Haus groß?* (von jemand gefragt, der das Haus nicht sieht);

(2) *Ja, das Haus ist groß.*

Satz (2) ist trotz weitgehender formaler Ähnlichkeit nicht mit unserem Beispielsatz identisch. Erstens enthält er das einleitende Sprachelement *ja*, zweitens ist er kein Aussagesatz, sondern ein Bestätigungsatz, der deshalb inhaltlich nicht von dem Fragesatz getrennt werden kann.

Mittel sind funktional äquivalent, sie tragen die Information „Bewunderung, Erstaunen seitens des Sprechers“ in die jeweiligen Sätze hinein. Um dieser Information willen können (5) und (6) im Gegensatz zu (1) geäußert werden. Angesichts einer solchen Leistung ist es kaum einsichtig, die suprasegmentale Einheit ebenso wie die Partikel *aber* als fakultative Angabe zu bezeichnen. Es zeichnet sich hier die Notwendigkeit ab, alle Elemente, die aus defekten Sätzen funktionale, äußerbare Sätze machen, entweder in das Prädikat oder den Term oder in beide zu integrieren.

Es ist noch nachzutragen, warum (1) in der Subsprache des Kleinkindes akzeptabel ist. Sätze dieser Art funktionieren wie introduktorische Definitionen<sup>13</sup>, d. h. sie führen neue Elemente in eine gegebene Sprache ein. Sätze wie *das Haus ist groß* dienen dem Kleinkind dazu, sich unter häufigen Wiederholungen durch Bestätigungen und Vergleiche Sicherheit in der Beherrschung der Bedeutung eines Wortes zu erwerben. Es ist einsichtig, daß (1) diese Funktion für Erwachsene nicht hat.

3 Die Entscheidung darüber, ob ein Prädikat einen Term adäquat beschreibt, d. h. ob ein defekter Satz vorliegt oder nicht, kann im Fall von Fachsprachen beträchtlich erschwert sein. Es ist in solchen Fällen häufig davon die Rede, daß ein Übergang von linguistischen Kenntnissen zu enzyklopädischen vorliege und deshalb zu entscheiden sei, ob solche Phänomene überhaupt noch in den Bereich der Grammatiktheorie fallen. Diese Problematik, die vor allem Lexikologen plagt, ist in unserem Fall nur scheinbar gegeben. Wir sind der Ansicht, daß Entscheidungen darüber, ob linguistische oder enzyklopädische Kenntnisse angesprochen sind, nicht ohne Bezugnahme auf die Subsprachen einer Ethnosprache getroffen werden können. Dies soll besagen, daß jedem beliebigen enzyklopädischen Fakt in einer bestimmten Subsprache ein linguistischer Fakt in einer anderen Subsprache entspricht. Wir wollen dies im folgenden noch etwas präzisieren und mit den im weiteren verwendeten Begriffen in Zusammenhang bringen.

---

<sup>13</sup> Vgl. M. Bierwisch/F. Kiefer, Remarks of Definitions in Natural Language. In: Studies in Syntax and Semantics (ed. Kiefer), Dordrecht 1969, 55–79.

*Lx, Ly und Lz* seien Subsprachen von *L*.

*W* sei das einer Sprache zugrundeliegende Wissen.

*Wx, Wy und Wz* seien Teilwissen, die den Subsprachen *Lx, Ly* und *Lz* zugeordnet sind.

*Sx, Sy und Sz* seien Sprecher von *Lx, Ly* und *Lz* auf der Basis von *Wx, Wy* und *Wz*.

*P<sub>x</sub>T<sub>x</sub>* sei ein Satz.

*P<sub>x</sub>T<sub>x</sub>* wird äußerbar in *Lx, Ly* und *Lz* genannt, wenn *P<sub>x</sub>T<sub>x</sub>* auf *Wx, Wy* und *Wz* basiert und für einen beliebigen *Sx, Sy* und *Sz* eine Veranlassung besteht, *P<sub>x</sub>T<sub>x</sub>* zu äußern und diese Veranlassung von einem anderen *Sx, Sy* und *Sz* anerkannt wird. *P<sub>x</sub>T<sub>x</sub>* ist nicht äußerbar in *Lx, Ly* und *Lz*, wenn er trivial, defizitär oder referenzlos ist.

*P<sub>x</sub>T<sub>x</sub>* ist trivial in *Lx, Ly* und *Lz*, wenn die Veranlassung für die Äußerung von *P<sub>x</sub>T<sub>x</sub>* von keinem *Sx, Sy* und *Sz* erkannt wird, d. h. ein Satz ist trivial, wenn keine Veranlassung besteht, ihn zu äußern.

*P<sub>x</sub>T<sub>x</sub>* ist defizitär in *Lx, Ly* und *Lz*, wenn die ihm zugrundeliegende Veranlassung für keinen *Sx, Sy* und *Sz* erkennbar ist.

*P<sub>x</sub>T<sub>x</sub>* ist referenzlos in *Lx, Ly* und *Lz*, wenn er von allen *Sx, Sy* und *Sz* abgelehnt wird.

Wir unterscheiden somit folgende Konstruktssätze:

*tr P<sub>x</sub>T<sub>x</sub>*

*def P<sub>x</sub>T<sub>x</sub>*

*rl P<sub>x</sub>T<sub>x</sub>*

Die Defektivität dieser Sätze wird durch ein eingeklammertes Minus gekennzeichnet:  $(-)P_xT_x$ .

Defekt können sowohl das Prädikat als auch der Term oder beide zusammen sein:  $P(-)_x T_x$ ,  $P_x T(-)_x$ ,  $P(-)_x T(-)_x$ .

Die Beseitigung der Defektivität wird mit  $(+)P_xT_x$  bezeichnet.

Wenn das Prädikat *P<sub>x</sub>* keine adäquate Beschreibung von *T<sub>x</sub>* darstellt, sind eine der betroffenen Einheiten oder beide Einheiten zu expandieren.

Die durch  $(+)$  eingeführten Elemente sind *tr-*, *def-* oder *rl-* obligatorisch. Sie sind somit Komponenten von Prädikaten oder Termen.

Die Komplexität durch Expandierung ist nicht identisch mit der Komplexität durch Derivation. Unter derivater Komplexität verstehen wir die Komplexität, die sich durch Deprädikationen bzw. Nominalisierungen ergibt. Es ist ausdrücklich festzuhalten, daß die Komponenten komplexer derivierter Terme nicht durch Valenzbeziehungen gebunden sind. Valenzen werden nur Prädikaten zuerkannt. Die Nominalisierung eines Prädikats kann mehrere Terme ergeben. Vgl. *X besucht Y*:

1. *Besuch* (= generalisierter Term) =  $T$
2. *Besuch durch X* =  $Tk$
3. *Besuch von Y* =  $Tk$ .

$k$  repräsentiert die Komponente eines komplexen Terms.  $k$  kann seinerseits komplex sein.

Komplexe Prädikate bezeichnen wir mit  $Pk$  oder  $Pcopk$ .

Als solche sehen wir, z.T. abweichend von anderen Auffassungen, an: *X ist A*. *X ist N*. *X nennt A Y*. *X hält für N Y*.  $A$  = adjektiv,  $N$  = Substantiv.

#### 4 Wir wenden uns nun den Konstruktionsätzen zu.

Triviale Sätze:

- (7) *Toponimy — gruppa slov v sostave russkoj leksiki*. [Toponyme — das ist eine Gruppe von Wörtern in der russischen Lexik];
- (8) *Toponimy javljaютsja slovami*. [Toponyme sind Wörter];
- (9) *Sovremennaja fonetika predstavljaet soboj naučnuju disciplinu*. [Die moderne Phonetik ist eine wissenschaftliche Disziplin].

Wenn wir davon ausgehen, daß diese Sätze in linguistischen Texten vorkommen, dann ist (7) deshalb trivial, weil er präsupponiert, daß der (die) Kommunikationspartner, der Sprecher der linguistischen Subsprache (Sl), die Bedeutung des Wortes *toponimy* nicht kennt und sich mit der Beschreibung *gruppa slov v sostave russkoj leksiki* zufrieden gibt. Da kein Sl diese Präsupposition akzeptiert, kann (7) in einem an die Menge der Sl gerichteten Text nicht geäußert werden, ausgenommen es handelt sich

um eine pathologische Äußerung, die jedoch hier nicht berücksichtigt werden soll. Für einen Sprecher *Sx*, wobei  $x \neq l$ , muß (7) nicht trivial sein. Es ist denkbar, daß es Sprecher gibt, für die (7) eine introduktorische Definition darstellt.

Für (8) gilt im wesentlichen das gleiche wie für (7), lediglich der Definitionscharakter scheint stärker ausgeprägt. (8) könnte in einem anspruchslosen Lexikon stehen. Wenn jemand (9) äußert, geht er von der Voraussetzung aus, daß bisher Unklarheit darüber herrschte, ob der modernen Phonetik der Status einer Wissenschaft zuzerkennen sei. Da diese Veranlassung von keinem *Sl* als Veranlassung erkannt wird, d. h. da es für keinen *Sl* eine Veranlassung gibt, (9) zu äußern, ist auch dieser Satz als trivial zu bezeichnen.

Wir expandieren nun die angeführten Sätze durch Einfügung der von uns eliminierten Elemente des Originalsatzes zu äußerbaren Sätzen, um dann zu überprüfen, wie die eingefügten Elemente in die Prädikat-Term-Struktur integriert werden können.

- (7') *Toponimy — svoeobraznaja gruppa slov v sostave russkoj leksiki.* [Jaz., 6] [Toponyme — das ist eine besondere Gruppe von Wörtern in der russischen Lexik];
- (8') *Toponimy javljajutsja vtoričnymi slovami sravnitel'no s appellativami.* [Jaz., 6] [Toponyme sind sekundäre Wörter im Vergleich zu Appellativa];
- (9') *Sovremennaja fonetika predstavljaet soboj obširnuju naučnuju disciplinu.* [Kos., 10] [Die moderne Phonetik ist eine umfangreiche wissenschaftliche Disziplin].

Die unterstrichenen Einheiten stellen nach allgemein verbreiteter Auffassung fakultative Elemente bzw. freie Angaben dar. Diese Auffassung ist, wie gezeigt, nicht haltbar, da die expandierenden Einheiten aus (subsprachenspezifisch) defekten Sätzen äußerbare machen.

Worin unterscheiden sich nun (7'), (8') und (9') von den strichlosen Varianten? (7') liegt die Präsuppositon zugrunde, daß der Sprecher dieses Satzes Toponyme für eigenartige Wörter hält und daß er diese Annahme den Textrezipienten erläutern will. Diese Äußerungsveranlassung wird von jedem Sprecher *Sl* erkannt.

Der Status des expandierenden Elements *svoeobraznaja* ist relativ leicht zu bestimmen. Es ist eine Prädikatskomponente. Nicht in Frage kommt der Status eines Arguments oder einer Termkomponente. Das Prädikat von (7') hat somit die Struktur:

*byt' svoeobraznaja gruppa slov* [eine besondere Gruppe von Wörtern sein] oder *'byt' k-aja gruppa slov* [k-ne Gruppe von Wörtern sein] (9') hat ähnlich wie (7') ebenfalls ein komplexes Prädikat:

*'predstavljal' soboj k-uju naučnuju disciplinu\** [eine k-ne wissenschaftliche Disziplin darstellen].

Das expandierende Element hat evaluativen Charakter ( $k_{ev}$ ) und liefert somit eine als Veranlassung ausreichende Information. (8') liegt die Veranlassung zugrunde, dem Textrezipienten etwas über die Derivationsverhältnisse der Toponyme mitzuteilen. Auch dies ist eine Veranlassung, die von allen *Sl* erkannt wird. Die expandierenden Einheiten sind wie in den vorausgehenden Sätzen Prädikatskomponenten.

Wir begnügen uns mit diesen Beispielen für triviale Sätze, wobei wir uns im klaren sind, daß noch zahlreiche Fragen bezüglich dieser Art von Konstruktssätzen offen geblieben sind.

#### Defizitäre Sätze:

- (10) *My budem nazyvat' central'nuju pererabotku soobščenija pravil'noj.* [Wir werden die zentrale Verarbeitung der Mitteilung richtig nennen];
- (11) *Oni [dva slova] dolžny imet' odnu obščuju semu.* [Sie [zwei Wörter] müssen ein gemeinsames Sem haben];
- (12) *Oduševlennye sub-ekty projavlajajut neodnorodnost'.* [Die belebten Subjekte offenbaren eine Inhomogenität];
- (13) *Izvestno ponjatie vnutrennej formy.* [Bekannt ist der Begriff der inneren Form].

Die Defektheit dieser Sätze zeigt sich darin, daß kein *Sl* in der Lage ist, die ihnen zugrundeliegende Veranlassung zu erkennen. Um zu zeigen, worin das Defizit dieser Sätze besteht, bedienen wir uns zweier Vergleichssätze, die wir (10) zuordnen.

- (14) *Sočetanie prostuzennyj stul ne javljaetsja pravil'nym.* [Probl., 375] [Die Verbindung erkälteter Stuhl ist nicht richtig];

- (15) *Nepolnuju pererabotku rečevogo signala my budem nazyvat' nepolnym ponimaniem.* [Jaz., 65] [Die nichtvollständige Verarbeitung eines Sprachsignals werden wir unvollständiges Verstehen nennen].

Kennzeichnend für die äußerbaren Sätze (14) und (15) ist, daß das evaluierende Prädikat bzw. eine Komponente von ihm auf ein evaluierbares Merkmal in den entsprechenden Termen Bezug nimmt. Diese Beziehung ist in (10) nicht gegeben; das Prädikat erscheint unmotiviert. Ähnlich ist es in den übrigen Sätzen. In (11) z.B. wird die Notwendigkeit eines Besitzes behauptet, ohne daß diese Notwendigkeit durch den Term selbst gegeben ist. In (13) wird die Bekanntheit einer Sache festgestellt, ohne daß der Bezug oder die Relevanz dieser Äußerung durch ein Element des Satzes angezeigt wäre.

Wenden wir uns auch hier der Umbildung der defekten Sätze in äußerbare zu.

- (10') *My budem nazyvat' central'nuju pererabotku soobščenija pravil'noj, esli na obščedvigatel'nom vychode pojavilos' dejstvie ... takoe, čto ...* [Jaz., 64];  
[Wir werden die zentrale Verarbeitung der Mitteilung richtig nennen, wenn bei dem allgemein motorischen Output eine Tätigkeit erscheint ... so, daß ...]
- (11') *Dlja togo, čtoby dva slova sostavili pravil'noe sočetanie, oni dolžny imet' ...* [Probl., 375] [Damit zwei Wörter eine richtige Verbindung eingehen, müssen sie haben ...];
- (12') *Zdes' uže sami oduševlennye sub-ekty projavlajut neodnorodnost'* [Probl., 376] [Hier offenbaren bereits die belebten Subjekte selbst eine Inhomogenität];
- (13') *Iz tipologičeskich ponjatiij, kotorymi on operiroval, široko izvestno ponjatie vnutrennej formy.* [Kacn. 12];  
[Von den typologischen Begriffen, mit denen er operierte, ist der Begriff der inneren Form allgemein bekannt].

Gemäß unserer Überlegungen gibt es zwei grundsätzliche Möglichkeiten, die hier eingefügten Einheiten zu interpretieren. Sie könnten erstens als Realisatoren von Argumentstellen angesehen werden und zweitens als expandierende Einheiten des Prädikats

oder eines Terms. Die zweite Möglichkeit hat gewisse Vorzüge. Sie entbindet uns der Notwendigkeit, Prädikatspaare anzuerkennen, z.B. *nazyvat'*<sub>2</sub>, *nazyvat'*<sub>3</sub> [nennen], die nicht ganz plausibel erscheinen, und verhindert außerdem, daß der Begriff des Situationsanzeigers verwässert wird. Dennoch ist auch diese Möglichkeit nicht problemlos. Denn wir sind gezwungen, Einheiten als Terme anzuerkennen, die aus diskontinuierlichen und nicht syntaktisch miteinander verknüpften Komponenten bestehen. Dies ist jedoch lediglich eine Oberflächenerscheinung, denn in der Regel lassen sich expandierende Einheiten so umbilden, daß eine syntaktische Verbindung mit den übrigen Komponenten des Terms entsteht.

Wenn wir (10) als  $P_{xy} T_x T(-)_y$  notieren, ergibt sich für (10') die Formel  $P_{xy} T_x T(+)_y$ , wobei  $T(+)_y = \text{central}'nuju pererabotku soobščenija/ esli } P_x T_x$  [zentrale Verarbeitung der Mitteilung/wenn  $P_x T_x$  oder  $\text{central}'nuju pererabotku soobščenija, na obščedvigatel'nom vychode kotorogo . . .$  [zentrale Verarbeitung der Mitteilung, bei deren Output . . .].

Die hier beschriebenen Verhältnisse werfen ein ganz neues Licht auf die Natur von *esli*-Sätzen. Keinesfalls können sie pauschal mit Implikationen gleichgesetzt werden. Auch für (11) setzen wir einen defizitären Term an.  $T(+)_x$  lautet demnach: . . . *dlja togo, čtoby dva slova sostavili pravil'noe sočetanie/ oni* [damit zwei Wörter eine richtige Verbindung eingehen/ sie] oder  $\text{dva slova, kotorye sostavljaljut pravil'noe sočetanie}$  [zwei Wörter, die eine richtige Verbindung eingehen].

Gewisse Schwierigkeiten bereitet (12'). Denkbar ist sowohl ein expandierter Term als auch ein expandiertes Prädikat:

$T(+)_x$  — *zdes' uže sami / oduševlennye sub-ekty* [hier bereits selbst / die belebten Subjekte] oder

$\text{sam}i oduševlennye sub-ekty, rassmatrivaemye s étoj točki zrenija$  [selbst die belebten Subjekte, betrachtet von diesem Standpunkt];

$P(+)_x$  — *zdes' — projavljať' neodnorodnost'* [hier — offenbaren eine Inhomogenität] oder mit einer Variablen  $\text{^k}_{loc}$  — *projavljať' neodnorodnost'* [ $k_{loc}$  — offenbaren eine Inhomogenität].

Wir erhalten die Expandierung des Prädikats für die plausiblere Lösung.

In (13) scheinen sowohl das Prädikat als auch der Term Defizite aufzuweisen:

*T(+)<sub>x</sub> — ponjatie vnutrennej formy / iz tipologičeskich ponjatij . . . [der Begriff der inneren Form / von den typologischen Begriffen]*

oder

*°ponjatie vnutrennej formy, kotoroe est' odno iz tipologičeskich ponjatiij . . . [Der Begriff der inneren Form, der einer der typologischen Begriffe ist];*

*P(+)<sub>x</sub> — široko izvestno [allgemein bekannt] oder*

*°k<sub>qual</sub>-izvestno [k<sub>qual</sub>-bekannt].*

### Referenzlose Sätze:

- (16) *Dva zvuka prinadležat raznym fonemam.* [Zwei Laute gehören zu verschiedenen Phonemen];
- (17)a *Strukturalizm obratilsja prezde vsego k metodam, otrapavšim sintagmatičeskie otноšenija elementov sintaksičeskoj strukturny.* [Der Strukturalismus wandte sich vor allem Methoden zu, die die syntagmatischen Beziehungen der Elemente einer syntaktischen Struktur widerspiegeln];
- b *Strukturalizm zanjalsja prezde vsego analizom paradigmaticeskich otноšenij.* [Der Strukturalismus beschäftigte sich vor allem mit der Analyse paradigmatischer Beziehungen];
- (16) ist referenzlos in *Ll*, weil er *Wl* widerspricht.
- (17) enthält zumindest einen referenzlosen Satz, denn
- (17a) ist nicht äußerbar, wenn (17b) äußerbar ist, und vice versa. Als expandierende Einheiten treten im Originaltext Lokalbestimmungen auf:
- (16') *Dva zvuka prinadležat raznym fonemam, esliimeetsja chotja by odna para slov, različajuščichsja tol'ko etimi zvukami.* [Jaz., 107] [Zwei Laute gehören zu verschiedenen Phonemen, wenn es mindestens ein Paar von Wörtern gibt, die sich nur durch diese Laute unterscheiden];

- (17') a *V oblasti sintaksisa strukturalizm obratilsja . . .*  
b *V oblasti leksiki strukturalizm zanjalsja . . .* [Vopr., 71];  
a [Auf dem Gebiet der Syntax wandte sich der Strukturalismus . . .];  
b [Auf dem Gebiet der Lexik beschäftigte sich der Strukturalismus . . .].

Für (16') ist ein expandierter Term

- $T(+)_x$  — *dva zvuka/esli imeetsja chotja by odna para slov . . .*  
[Zwei Laute/wenn es mindestens ein Paar von Wörtern gibt . . .] oder  
°*dva zvuka, kotorye chotja by razlicajut odnu paru slov*  
[Zwei Laute, die mindestens ein Paar von Wörtern unterscheiden];

für (17') ein expandiertes Prädikat anzusetzen:

- $p^a(+)_x$  — *obratit'sja v oblasti sintaksisa* [sich wenden auf dem Gebiet der Syntax] oder  
°*obratit'sja — k<sub>loc</sub>* [sich wenden —  $k_{loc}$ ];

- $p^b(+)_x$  — *zanjat'sja v oblasti leksiki* [sich beschäftigen auf dem Gebiet der Lexik] oder  
°*zanjat'sja-k<sub>loc</sub>* [sich beschäftigen —  $k_{loc}$ ].

(+) kann, wie unsere Beispiele gezeigt haben, als  $k_{loc}$ ,  $k_{temp}$ ,  $k_{cond}$  und  $k_{ev}$  realisiert werden. Diese Liste ist offen, sie ist durch eingehende Textanalysen zu vervollständigen.

5 Zusammenfassung. Wir haben in dieser Arbeit versucht, die Notwendigkeit einer Abgrenzung von logischer und linguistischer Betrachtung von Prädikat-Argument-Strukturen aufzuzeigen. Die gewonnenen Einsichten sind sowohl für die Valenz- als auch für die Kasustheorie von Bedeutung.

Sprachliche Einheiten realisieren, nach unserer Auffassung, nur dann die Einheit Prädikat, wenn eine Beschreibungsrelation *beschreib(P, T)* gegeben ist. Als Kriterium für die Existenz einer solchen Relation haben wir die Äußerbarkeit von Sätzen in bestimmten Subsprachen herangezogen.

Es ist, wie die Untersuchung erbracht hat, notwendig, neben einfachen auch komplexe bzw. expandierte Prädikate und Terme anzuerkennen, ungeachtet der Diskontinuierlichkeit und syntaktischen Unverbundenheit ihrer Komponenten. Komponenten

fallen, und dies ist besonders festzuhalten, weder in die Kasus- oder Valenzdomäne, noch sind sie in irgendeinem Sinn fakultativ. Die Umwandlung von Bedeutung in Text unterliegt somit stärker als allgemein angenommen sprecherunabhängigen Obligatoriken.

Literaturverzeichnis:

- Bartsch, R., Vennemann, Th., *Semantic Structures*. Frankfurt 1972.  
Bierwisch, M., Kiefer, F., Remarks of Definitions in Natural Language. In: *Studies in Syntax and Semantics* (ed. Kiefer). Dordrecht 1969, 55–79.  
Girke, W., Adnominal Attribute in einer Valenzgrammatik. In: *Herrigs Archiv* (im Druck).  
Girke, W., Zum Problem der Sprachnorm. In: *Sonderheft der Zeitschrift für den Russischunterricht und der semantischen Hefte* 1973, 43–56.  
Helbig, G., Schenkel, W., *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben*. Leipzig 1973.  
Jazyk i čelovek. Moskva 1970.  
Kačnel'son, S. D., *Tipologija jazyka i rečevoe myšlenie*. Leningrad 1972.  
Kosovskij, B. I., *Obščeje jazykoznanie*. Minsk 1968.  
Martem'janov, Ju. S., K opisaniju teksta. In: *Mašinnyj perevod i prikladnaja lingvistika* 1970, 89–116.  
Öim, H., On the Semantic Treatment of Predicative Expressions. In: Kiefer, F., Ruwet, N. (eds.), *Generative Grammar in Europe*. Dordrecht 1973, 360–386.  
Reichenbach, J., *Elements of Symbolic Logic*. N. Y. 1966.  
Šaumjan, S. K., *Philosophie und theoretische Linguistik*. München 1973.  
Voprosy optimalizacii estestvennykh kommunikativnykh sistem. Moskva 1971.

Konstanz,  
Universität,  
Postfach 733

Wolfgang Girke

## A Murmured Proposal Regarding Grassmann's Law\*

Proto-Indo-European had a series of occlusives characterized, if one may extrapolate from their modern Indic reflexes, by “glottal buzz”, “breathy voice”, or “murmur”, traditionally labeled MEDIAE ASPIRATAE or “voiced aspirates” to the near universal distress of careful phoneticians.<sup>1</sup> Indo-Europeanists have clung to the misnomer for a variety of reasons, among which that this series

- (1) patterns as the fourth member of a two by two opposition involving the (acoustic) features of “voice” and “breathiness” in Sanskrit and in several modern Indic dialects;
- (2) is represented by (voiceless) aspirates in Classical Greek, (initial) voiceless spirants in Italic, yet becomes a plain voiced occlusive series, either by restructuring of the entire occlusive system (Germanic, Armenian) or by merger with the PIE. plain voiced occlusives (elsewhere).

These divergent reflexes are all plausible, given the peculiar phonational process involved.<sup>2</sup>

In this paper I will demonstrate that unwarranted generalizations result from holding these segments to be merely the distinctively [+VOICE] member of distinctively [+TENSE] (or

---

\* This paper is dedicated to Robert D. King, who, through exciting teaching and encouraging conversation, was its prime mover. I remain responsible for its infelicities.

<sup>1</sup> See Whitney (1889, § 37c); Abercrombie (1967, 93, 149); Ladefoged (1971, 9, 12f.). Recently generative phonologists have begun to question the traditional assumption, witness Vennemann (1969) and Lass (1971, 2–5).

<sup>2</sup> The process is “distinguished by a different adjustment of the vocal cords in which the posterior portions (between the arytenoid cartilages) are held apart, while the ligamental parts are allowed to vibrate. There is a high rate of flow of air out of the lungs during these sounds; so the term *breathy voice* is also appropriate.” (Ladefoged [1971, 12].)

whatever) occlusives, and that real insights are obtained when one considers the segments in question as distinctively [+MURM]. The unmarked value of [VOICE] in [+MURM] segments is [+VOICE].<sup>3</sup>

In recent years it has become fashionable to offer solutions to the problem posed by the interaction of a so-called "de-aspiration" rule with Grassmann's and Bartholomae's Laws in Sanskrit. Paul Kiparsky,<sup>4</sup> adhering to the standard theory's principle of strict linear ordering, had to resort to cyclic application of rules in order to derive the attested forms, a tactic condemned by Stephen Anderson,<sup>5</sup> who likewise rejected Arnold Zwicky's untenable suggestion that "voiced aspirates" are single segments, but true (voiceless) aspirates must be treated as clusters.<sup>6</sup> Yet Anderson himself fares little better with his theory of local ordering.<sup>7</sup>

The net result of all this activity has been the elevation of this problem to the status of paradox, coupled with such despair that one generative phonologist could advocate somewhat jocularly abandonment of further discussion of the problem as unsolvable.<sup>8</sup> And indeed, using traditional distinctive features, it was exceedingly difficult to justify opposing "voiced aspirates" and

---

<sup>3</sup> A stronger statement can be made: There does not exist a segment  $\begin{bmatrix} +\text{MURM} \\ -\text{VOICE} \end{bmatrix}$ , i.e., [+VOICE] is the *only* value assignable to [+MURM] segments.

<sup>4</sup> Kiparsky (1965, 60–76).

<sup>5</sup> Anderson (1971, 124): "In any case, Kiparsky is further called upon to invoke the principle of cyclic application, a principle which has (to date) no support in the domain of segmental phonology."

<sup>6</sup> I will not repeat here Anderson's (1971) thorough-going critique of Kiparsky's and Zwicky's proposals.

<sup>7</sup> Following Kiparsky (1968) and the notion of ordering relationships, Anderson determines the "marked" and "unmarked" order of pairs of rules, yet to save his notion of local ordering is led to the curious conclusion that an apparently "marked" order ought to be considered "unmarked" for otherwise a rule important elsewhere in the grammar might be lost. I believe Anderson no longer supports his Grassmann proposal.

<sup>8</sup> Robert King, in a seminar at the 1972 Linguistic Institute, Chapel Hill, North Carolina.

the spirant *s* on the one hand with sonorants and voiceless stops, plain and aspirated, on the other, an apparent *sine qua non* of any attempt at a solution within the standard theory.<sup>9</sup> But taking *bh*, *dh*, etc. as [+MURM] leads to no such problem. In fact, accepting murmur as a third state of the glottis distinct from both voiced and voiceless phonation<sup>10</sup> permits a straight-forward solution to the problem within the theory of linearly ordered application of rules, as I now propose to demonstrate.

PIE. is said to have had a cluster rule of regressive voicing assimilation which correctly predicts the (non-alternating) underlying clusters in most IE. dialects:

VCEASS <sub>IE</sub>	$[+OBST] \rightarrow \begin{bmatrix} -MURM \\ \alpha VOICE \end{bmatrix} / - \begin{bmatrix} +OBST \\ \alpha VOICE \end{bmatrix}$
pt bt bht      pd bd bhd      pdh bdh bhdh      ps bs bhs      sp sb sbh	$\overbrace{\quad\quad\quad}^{\text{pt}} \quad \overbrace{\quad\quad\quad}^{\text{bd}} \quad \overbrace{\quad\quad\quad}^{\text{bdh}} \quad \overbrace{\quad\quad\quad}^{\text{ps}} \quad   \quad   \quad  $

In inherited (non-alternating) clusters and in morphosyntactically occasioned synchronic clusters Sanskrit differs systematically from the above paradigm at just two points:

underlying	bht	bhd
surface	bdh	bdh

Otherwise, Sanskrit shows the reflexes found in most IE. languages. If VCEASS<sub>IE</sub> were, in fact, a synchronic phonological rule of PIE., it is difficult to see just how Sanskrit might have innovated without having recourse to rule insertion. On the other hand, it could certainly be the case that VCEASS<sub>IE</sub>, at PIE. time depth, was not a phonological rule at all. Voicing assimilation in obstruent clusters is, after all, such a widespread phenomenon

<sup>9</sup> Hence Anderson's mocking aside (1971, 121): "Since the class consisting of the sonorants and voiceless stops, as opposed to other obstruents, is not, to say the least, the world's most natural one, . . ."

<sup>10</sup> Ladefoged (1971, 6) supplies photographs of four phonational types: (a) voice, (b) voiceless, (c) murmur, and (d) creaky voice.

that many linguists would normally prefer to accord it the status of a “low-level phonetic” rule. I see no objection to doing so for PIE., providing that we exclude [+MURM] segments from this “natural” assimilation. The revised (phonetic) voicing assimilation rule:

$$\text{VCEASS}_{\text{phon}} \quad \left[ \begin{array}{c} +\text{OBST} \\ -\text{MURM} \end{array} \right] \rightarrow [\alpha\text{VOICE}] / — \left[ \begin{array}{c} +\text{OBST} \\ \alpha\text{VOICE} \end{array} \right]$$

To account for the clusters of typical IE. dialects one needs a phonological rule of murmur deletion:

$$\text{MURMDEL}_{\text{IE}} \quad [+ \text{OBST}] \rightarrow [-\text{MURM}] / — [+ \text{OBST}]$$

The low-level VCEASS<sub>phon</sub> will do the rest of the work.

But Sanskrit, at least, did not have this rule in all of its generality. As will become clearer in the course of this paper, the rule which applied to Indic was one of regressive murmur dissimilation:

$$\text{MURMDISS} \quad [+ \text{OBST}] \rightarrow [-\text{MURM}] / — \left[ \begin{array}{c} +\text{OBST} \\ +\text{MURM} \end{array} \right]$$

There was a fourth occlusive series in Sanskrit, that of (voiceless) aspirates, which, in the synchronic grammar of the language clustered as follows:

underlying	pth	bth	bhth	sth
surface	pth	bdh	sth	

Cluster-initial aspirates were problematical at best, and play a relatively minor role in what follows.<sup>11</sup>

Before divulging the remaining rules required to generate the Sanskrit surface clusters, I must discuss a special rule, strikingly similar to one found in the synchronic grammar of Greek, which is critically ordered with respect to those further cluster rules.

<sup>11</sup> Root-final aspirates (not murmur) are comparatively rare, and virtually all such roots form thematic verb stems. One possible case may be Vedic *gr̥natti*, root *gra(n)th-*, showing *tht* > *tt*. The inst. pl. of *path-* ‘road’ is *padbhīs*, showing *thbh* > *dbh*.

This rule, Grassmann's Law, is said to "de-aspirate" a segment when, within a root, that segment precedes, at any distance, an "aspirated" segment.<sup>12</sup>

A few examples:	root	present	perfect
'burst'	phal	phalati	paphāla
'shine'	bhā	bhāti	babhāu
'run'	dhāv	dhāvati	dadhāva
'chew'	khād	khādati	cakhāda
'strike'	ghaṭ	ghaṭati	jaghaṭe

*ph* and *bh*, etc. are very dissimilar in terms of articulatory distinctive features, yet one would certainly like to capture the generalization hinted at in the above prose. If one accepts the possibility of rules employing acoustic distinctive features, the two segment types might be classed together as [+BREATHY],<sup>13</sup> and a single, simple rule would then be formulable:

#### GRASSMANN

$$[+BREATHY] \rightarrow [-BREATHY] / \left[ \begin{array}{c} X [+BREATHY] \\ \text{root} \end{array} \right]$$

Compare the following totally non-controversial forms:

	<i>Inst. pl.</i>	<i>acc. sg.</i>	<i>deriv. abstract noun</i>
underlying	bhudh+bhis	bhudh+am	bhudh+ti
surface	bhudbhīs	budham	buddhi

<sup>12</sup> The rule as originally formulated for Indic limited this "deaspiration" to distances no greater than a single syllable, hence the Vedic intensive reduplicated forms 3.sg. *bháribharti*, 3.pl. *bháribhrati*, participle *bháribhrat* on the root *bhr-* 'bear'; the intensive ptc. *ghánighnat*, *ghanāghaná-* 'liking to hit' opposing *jaṅgh(a)nat*, root *ghan-* 'smite'. But already the Vedas apparently show that the rule had become applicable anywhere within a root: *āpánīphanat*, intensive ptc. of *phan-* 'jump, spring'; Brāhmaṇa *kanīkhunat*, Sūtra *canīkhudat* from *khud-* 'fuck'. In Classical Sanskrit root-extensive "deaspiration" is the rule: *baribharti*. Wackernagel (1896, § 104) gives only aspirated, not murmur, examples of "bisyllabic deaspiration" for Vedic times. Is this due merely to chance, or did the rule first extend its horizons only in aspirated roots? The change in the rule is almost trivial, and I will formulate it as required by Classical Sanskrit.

<sup>13</sup> Recall Ladefoged's description above, fn. 2.

*Buddhi* requires a murmur shift rule, commonly referred to as Bartholomae's Law

### BARTHOLOMAE

[+MURM] [-MURM] = > [-MURM] [+MURM]

The three phonological rules thus far given apply in the order MURMDISS-GRASSMANN-BARTHOLOMAE:

MURMDISS	bhudh+bhis	bhudh+am	bhudh+ti
GRASSMANN	bhudbhis	—	—
BARTHOLOMAE	—	budham	budhti
	—	—	buddhi

in verbs

MURMDISS	2 pl. mid. dhugh+dhve	2 du. act. dhugh+thas	3 du. act. dhugh+tas
GRASSMANN	dhugdhve	—	—
BARTHOLOMAE	—	dughthas dugdhas	dughtas dugdhas

An, at first glance, confusing pattern emerges when one considers the reflexes of underlying clusters of the form

[+MURM]  $\begin{bmatrix} +OBST \\ +CONT \end{bmatrix}$ :

underlying	Nom. sg.	2 sg. act.
	bhudh+s	dhogh+si
surface	bhuts	dhoksi

Forms with "deaspirated" initials are also on record:

dhagh- 'burn'	has:	Imperatives	daksi and dhaksi
		Aor. st.	daks- and dhaks-
		Adjective	daksu- and dhaksu-
dhugh- 'milk, derive':		Aor.	duks- and dhuks-
dhabh- 'harm':		Desiderative	dips- and dhips-
		Adjective	dipsu-

Matching root *ghṛdh-* 'be eager, greedy', there is a (historically) derived adjective *gr̥tsas* 'dexterous'. One finds *bapsati*, apparently

a reduplicated form (*bhabhs-*) of the root *bhas-* 'chew'. It is instructive to note the distribution in time of such doublets. The forms which seem to have undergone GRASSMANN "are most frequent in the oldest texts (Rigveda), [and] are evidently relic forms reflecting an earlier version of Indic phonology."<sup>14</sup> The surface medial clusters in all these forms can be generated by a murmur deletion rule:

$$\text{MURMDEL}_{\text{Ind}} \quad [+ \text{MURM}] \rightarrow [- \text{MURM}] / - \begin{bmatrix} + \text{OBST} \\ + \text{CONT} \end{bmatrix}$$

In post-Vedic Sanskrit, MURMDEL<sub>Ind</sub> is patently ordered prior to GRASSMANN, whereas in that earlier version of Indic phonology, MURMDEL<sub>Ind</sub> would seem to have been added after GRASSMANN had entered the grammar. There are principled reasons for believing that MURMDEL<sub>Ind</sub> was added prior to BARTHOLOMAE, as I will demonstrate later in the paper. For the moment, let us inspect both versions of Indic phonology at the point when MURMDEL<sub>Ind</sub> entered the grammar.

Early	dhugh+s-	dhugh+dhve	dhugh+ta
MURMDISS	—	dhugdhve	—
GRASSMANN	dughs-	—	dughta
MURMDEL <sub>Ind</sub>	dugs-	—	—
post-Vedic	dhugh+s-	dhugh+dhve	dhugh+ta
MURMDISS	—	dhugdhve	—
MURMDEL <sub>Ind</sub>	dhugs-	—	—
GRASSMANN	—	—	dughta

(The low-level VCEASS<sub>phon</sub> will convert *-gs-* to *-ks-.*)

A reordering of rules has occurred, which in terms of Kiparsky (1968) is from a non-bleeding to a bleeding order, and one might wish to know why. GRASSMANN generates roots containing at the most one [+MURM] segment, but in the earlier order, murmur is no longer recoverable as characteristic of the root, and an irregular paradigm is generated. Rule reordering

---

<sup>14</sup> Kiparsky (1965, 67).

achieves paradigm regularity, i.e., a murmured root will have one and only one [+MURM] segment.<sup>15</sup>

As is well-known, in the Iranian branch of Indo-Iranian, the PIE. [+MURM] segments merged with the [-MURM]  
segments:  
[+ VOICE]

MURMLOSS<sub>Iran</sub>    [+MURM] → [-MURM]

The critical question is, when was this rule added to its grammar? If early, Iranian would, of course, not have any of the rules necessary to generate the correct Sanskrit forms. In particular, one might expect all underlying clusters to show regressive voicing assimilation, i.e.

post-MURMLOSS<sub>Iran</sub>    ks    gs    ks    gs    kt    gt    etc.  
                            ↘        ↘        ↘  
Surface                  š        χš        χt

<sup>5</sup> MURMDEL<sub>Ind</sub> will wipe out murmur entirely from those roots whose only [+ MURM] segment is root-final, hence from underlying

*vagh + sya + ti* (3.sg.fut. of *vagh-* 'carry')

MURMDISS	—
GRASSMANN	—
MURMDEL <sub>Ind</sub>	vagsyati
MURMDISS	—
MURMDEL <sub>Ind</sub>	vagsyati
GRASSMANN	—

In post-Vedic Sanskrit the typical future is *vahisyati*, with an unexplained epenthetic *-i-*. Burrow (1955, 331), somewhat baffled, notes that "there are no simple rules by which the distribution of the two forms [*sya* and *isya*] can be stated. In Iranian there exists a corresponding formation in *-sya-* (Av. *vaxšyā* 'I will say'), but none corresponding to *-isya-*." I would here point out that by having recourse to this epenthetic *-i-* the murmur character of the root is preserved. Such epenthesis has its parallels elsewhere in Sanskrit, vis. *i*-insertion in the 2.3.sg.aorist, in the imperfect of *as* 'be', and *a*-insertion in the 2.3.sg.imperf. forms of *ad* 'eat', processes "whose target is the retention of distinct person inflection in the second and third singular of the past tense paradigm" (Kiparsky, 1972, 205). On paradigm conditions, not merely bleeding/non-bleeding criteria as motivation for rule reordering, see Kiparsky (1971, 1972).

These are, in fact, the attested reflexes in the recent Avesta.<sup>16</sup>

Proto-Iran.	vak + syā + mi	bhag + s + ati	dhrugh + ta	augh + ta
MURMLOSS <sub>Iran</sub>	—	bagsati	drugta	augta
other . . .				
surface	vaχšyā 'I will speak'	baχša <sup>t</sup> ti 'divide'	druχta 'betrayed'	aoχta 'he said'

In the older Avesta, however, especially in the Gāthas, one finds forms such as *aogəda* 'he said', *aoyža* 'you said', *uz-važat* 'he took away', *dīdərəžō* 'you would like to establish', *diwžaidyai* 'harm, injure', *ubdaēna-* 'woven'.<sup>17</sup> These forms prove that BARTHOLOMAE is an Indo-Iranian rule, not one limited exclusively to Indic. They show further that MURMDEL<sub>Ind</sub> was a rule added only to the grammar of Indic, inasmuch as Gātha Avestan shows voiced continuants in these clusters. MURMLOSS<sub>Iran</sub> must have been added to the grammar of Iranian after BARTHOLOMAE. For BARTHOLOMAE to have an input, Iranian cannot have had the cluster rule MURMDEL<sub>IE</sub>, but must have had at most the rule MURMDISS, which thus seems to have been an Indo-Iranian (at least) innovation. Finally, if Iranian shares with Indic both MURMDISS and BARTHOLOMAE, there is no a priori reason to deny Indo-Iranian status to GRASSMANN. The later Iranian rule MURMLOSS<sub>Iran</sub> would, of course, remove all traces of GRASSMANN, as well as lead to loss of rules such as MURMDISS and BARTHOLOMAE. The absolute rule MURMLOSS<sub>Iran</sub> would reasonably lead to re-

<sup>16</sup> I don't wish to go into details here; suffice it to say that *ks* > *š*, *ks* > *χš* and *kt* > *χt* are absolutely regular Iranian correspondences.

<sup>17</sup> Compare the cognates: Skt. *vakṣyāmi*, root *vac-* 'speak' (< IE. \**wekʷ-*); Skt. *bhakṣati*, *bhajati*, root *bhaj-* 'divide, share'; Skt. *drugdha*, *dhrokṣyati*, root *dhrugh-* 'be hostile'; Gr. *eūkhomai* (< IE. \**eugh-*), 'pray'; Skt. *avākṣit*, root *vajh-* 'carry' (< IE. \**wégh-*); Skt. *didarhiṣa-*, desid. of *dhrjh-* 'make firm'; Skt. *dipsati* 'wants to harm', *s*-extension (*dhibhs-*) of root *dhabh-* 'harm'; finally, an adj. in *-aēn-* formed on the perf. pass. ptc., underlying *ubhta-*, zero-grade of the root *vabh-* < IE. \**webh-*, cf. NE. *weave*.

A Murmured Proposal Regarding Grassmann's Law

27

lexicalization and would itself be lost. This is precisely what forms such as *aοχta*, *druχta*, etc. demonstrate.<sup>18</sup>

I conclude, then, that for this part of the grammar, the following table represents the most probable early and late versions of the phonology of the Indo-Iranian group.

<i>Indo-Iranian</i>	
<i>Indic</i>	<i>Iranian</i>
MURMDISS	
GRASSMANN	
MURMDEL <sub>Ind</sub>	—
BARTHOLOMAE	
(Vedic Sanskrit)	(Gātha Avestan)
—	MURMLOSS <sub>Iran</sub>
restructured as	
<i>post-Vedic Sanskrit</i>	<i>recent Avesta</i>
MURMDISS	(relexicalization)
MURMDEL <sub>Ind</sub>	Ø
GRASSMANN	
BARTHOLOMAE	

(Both groups have VCEASS<sub>phon</sub>, wherein [-MURM] is redundant for Iranian.)

Returning to Sanskrit, there remain a few points to be tidied up, the most interesting being the athematic 2 sg. imperative in *-dhi* (-hi after a vowel). I have not made a thorough search of the corpus, but good authority states that attested Sanskrit forms such as *dugdhi* 'milk!' from underlying *dhugh+dhi* are highly typical.<sup>19</sup> A pass through the rules leads to a wrong form:

MURMDISS	*dhugh+dhi
MURMDEL <sub>Ind</sub>	—

<sup>18</sup> Notice that, there being no such rule as MURMDEL<sub>Ind</sub> in Iranian, it follows that there is no motivation for -i-epenthesis before the future formative *-sya-*.

<sup>19</sup> Thus Whitney (1889, § 155f.): "No case is met with of the throwing back of an aspiration upon combination with the 2nd. sing. imperative active ending *dhi*; thus *dugdhi*, *daddhi* (RV), but *dhugdhvam*, *dhaddhvam*."

GRASSMANN  
BARTHOLOMAE

—  
—

\**dugdhi* instead of attested *dugdhi*.

Other curious forms include Rigvedic *bodhi* 'know!' (underlying *bhudh+dhi*), *bodhí* 'be!' (underlying *bho+dhi*), and the doublets *jahí* (Vedic and later), *handhí* (Tāittirīya-Āranyaka) (underlying *jha+hi* or *jhan+dhi*) only the last of which is properly generated by the rules I've given:

	<i>jhan+dhi</i>
MURMDISS	—
MURMDEL <sub>Ind</sub>	—
GRASSMANN	—
BARTHOLOMAE	—
other	handhí

One last "regular" form, just for the record: *juhudhí* 'sacrifice!' (underlying reduplicated *jhujhudhi* of the root *jhu-*).

The solution to the problem posed by *dugdhi*, *bodhi*, *jahí*, etc. is immediately obvious when one remembers that *-dhi* marks the 2 sg. imperative ONLY in athematic verbs; in thematic verbs there is no person marker—the plain stem alone functions as the 2 sg. imperative.<sup>20</sup> It would seem that the imperative marker *-dhi* was typically treated as part of the stem or root if not more than one syllable preceded it, making the [+MURM] initial eligible for GRASSMANN. *Handhí* bears witness to someone's awareness of the proper root structure.

One last set of problem-forms remains to be considered—the irregular forms of the root *dhadh-* 'put, place'. These include

<sup>20</sup> Thus Burrow (1955, 348): "In the 2.sg. the stem of thematic verbs functions as imperative without any addition in Sanskrit as in the related languages: *bhára*, Av. *bara*, Gk. *phe*re, Arm. *ber*, Goth. *bair*, Ir. *beir*; *prcchá* 'ask', Lat. *posce*; *ája* 'drive', Gr. *äge*, Lat. *age*, etc. With non-thematic verbs the ending is *-hi*, originally *-dhi*: *ihí* 'go', Av. *idi*, Gk. *ithi*. The original *-dhi* appears in Sanskrit after consonantal stems (*viddhí* 'know', Gk. *isthi*, *dugdhi* 'milk', etc.) and occasionally elsewhere, *edhí* for \**azdhí* (cf. Av. *zdi*) from *as-* 'to be', *juhudhí* from *hu-* 'to sacrifice'. The Veda has further examples': *śrṇudhí* 'hear', *gadhi* 'go', *vṛdhí* 'cover'."

2 pl. act. pres. *dhattha*, 3 sg. mid. pres. *dhatte*, 3 du. act. pres. *dhattas*. “Regular” forms include 3 sg.act.pres. *dadhāti*, perf. *dadhāu*, *dadhidhve*, 2 pl.imperf.mid. *adhaddhvam*, etc. No formal argumentation is going to arrive at a solution to the problem these forms pose, so I shall appeal to the reader's linguistic intuition. *Dhadh-* is a very common root in Sanskrit. There exists another exceedingly common root *dad-* ‘give’. The application of the rules I've formulated could lead to instances in which that part of a verb-form identifiable as the root (post-augment and pre-desinence) would be homophonous in these two very common verbs. It cannot be merely coincidental and fortuitous that, with absolute regularity, in these and only in these instances of possible homophony, *dhadh-* is treated as if it were a root *dhad-*, thereby removing it from the homophony-producing effects of the application of GRASSMANN and BARTHOLOMAE.<sup>21</sup>

I have demonstrated, I believe, that the reputed “Grassmann's Law Paradox” is a mirage—that a simple, direct solution to the problem can be arrived at within the confines of the standard theory. What other lessons can be drawn from this exercise? First, that totally anomalous behavior in diachronic phonology is probably rare, if not non-existent. Languages evolve according to a few principles, and when a given body of data suggests that this is not the case, one must ask the question, what is incorrect? the data? the analysis? the theory? In the case at issue, since no one questioned the data, many scholars all too readily were willing to abandon the theory, in spite of the vigorous objections of phoneticians that there was something basically wrong with the analysis. Acceptance of a third glottal state, murmur, long advocated by phoneticians, opened the way to the correct solution of the problem, and in so doing probably strengthened the position of the standard theory. Second, as shown by the behavior of *dhadh-*, by the principled reordering of GRASSMANN and MURMDEL<sub>Ind</sub>, and by the -i-epenthesis in the post-Vedic futures, speakers of a language do go to amazing lengths to preserve distinctions threatened by the addition of a rule. The

---

<sup>21</sup> Recall the similar motivation for -i-epenthesis mentioned above, ffn. 15 and 18.

various stages of Indic phonology recoverable here are exceptionally strong ammunition for those striving to incorporate into a theory of phonology aiming at explanation notions of "functional conditions", such as "paradigm coherence" (Kiparsky, 1972).

Finally, by showing that GRASSMANN can date at the very least from Indo-Iranian times, it becomes much more likely that the similar rule in Greek is not an independent, parallel development, but that a version of GRASSMANN in all likelihood dates from the very last stages of common IE.

#### References

- Abercrombie, D. (1967) Elements of General Phonetics. Chicago, Aldine.  
Anderson, S. (1971) West Scandinavian Vowel Systems and the Ordering of Phonological Rules. Unpublished Doctoral dissertation, MIT, reproduced by the Linguistics Club, Indiana University.  
Burrow, T. (1955) The Sanskrit Language. London, Faber and Faber.  
Kiparsky, P. (1965) Phonological Change. Unpublished Doctoral dissertation, MIT, reproduced by the Linguistics Club, Indiana University.  
Kiparsky, P. (1968) "Linguistic Universals and Linguistic Change", in E. Bach and R. Harms, eds., Universals in Linguistic Theory. New York, Holt, Rinehart, and Winston.  
Kiparsky, P. (1971) "Historical linguistics", in William Orr Dingwall, ed., A Survey of Linguistic Science. Maryland, College Park.  
Kiparsky, P. (1972) "Explanation in Phonology", in Stanley Peters, ed., Goals of Linguistic Theory. New Jersey, Prentice-Hall, Englewood Cliffs.  
Ladefoged, P. (1971) Preliminaries to Linguistic Phonetics. Chicago, University of Chicago.  
Lass, R. (1971) "Sound Shifts as Strategies for Feature-Erasing: Some Evidence from Grimm's Law". Unpublished paper, reproduced by the Linguistics Club, Indiana University.  
Vennemann, Th. (1969) "Historical German Phonology and the Theory of Marking: Grimm's Law". Unpublished paper, reproduced by the Department of Germanic Languages, UCLA.  
Wackernagel, J. (1896) Altindische Grammatik, I. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.  
Whitney, W. (1889) Sanskrit Grammar. Cambridge, Mass., Harvard University Press.

Department of French and Italian,      † Jonathan L. Butler  
University of California at Davis,  
Davis

## Die indogermanische Grundform für 'Nacht'

Die indogermanische Grundform für 'Nacht' wurde früher meistens als *\*nokt-* angesetzt (vgl. Walde-Pokorny II 337: *\*noqt-* 'Nacht'). Heute rekonstruiert man dagegen *\*nokʷt-* (bzw. *\*nekʷt-*)<sup>1</sup>, vgl. Pokorny (IEW. 762), mit einem Labiovelar statt eines einfachen velaren Konsonanten. Dieser neue Ansatz ist vielleicht weniger sicher als man auf den ersten Blick annehmen würde. Man soll zunächst bemerken, daß der postulierte Labiovelar eigentlich auf einer einzigen Sprache beruht und gerade der rätselhaftesten aller indogermanischen Sprachen, dem Hethitischen, das bekanntlich *neku-*, Gen. *neku-uz* für 'Nacht' aufweist (Pokorny, IEW. 763). Wichtiger ist aber, daß zwei Sprachen bzw. Sprachengruppen deutlich gegen einen Ansatz idg. *\*nokʷt-* sprechen. Im Griechischen ergibt idg. *\*penkʷe* 'fünf' bekanntlich  $\pi\acute{e}\nu\tau\acute{e}$ . Das entsprechende Ordinalzahlwort, das gewöhnlich als idg. *\*penkʷto-* rekonstruiert wird, erscheint als  $\pi\acute{e}\mu\pi\tau\acute{o}\varsigma$ . Das bedeutet, daß idg. *\*kʷ* auch in der Sequenz *\*-kʷt-* seine lautgesetzliche Behandlung aufweist, d.h. als  $\pi$  erscheint. Man hat in der Tat idg. *\*-kʷt- > gr.  $\pi\tau$*  und nicht etwa idg. *\*-kʷt- > \*-kt- > gr.  $\kappa\tau$* . Daraus ergibt sich, daß wir bei einem Ansatz idg. *\*nokʷt-* (1) eine griechische Form *\*vuv $\pi\tau\acute{o}\varsigma$*  erwarten und nicht *vuk $\tau\acute{o}\varsigma$* . Idg. *\*-kt-* würde dagegen selbstverständlich gr.  $\kappa\tau$  ergeben.

Auch das Germanische spricht deutlich gegen *\*nokʷt-*. Hier erfahren die grundsprachlichen Einheiten *\*kʷ* oder *\*k̥ + \*w* die gleiche Behandlung. Das labiale Element *\*w* wird zwischen zwei Konsonanten zum entsprechenden Vokal *\*u*. Das beweist u.a. das Adjektiv für 'nackt' wofür eine idg. Grundform *\*nogʷtos* (Pokorny, IEW. 769) rekonstruiert wird. Im Germanischen erscheint es als ae. *nacod*, ahd. *nackut, nachut*, d.h. mit Erhaltung des labialen Elements als kurzem Vokal. Dementsprechend müßte man aus idg. *\*nokʷt-*, urgerm. *\*naχuþ-* und etwa ahd. *\*nahud*

---

<sup>1</sup> Bzw. *\*n<sub>o</sub>kʷt-* oder *\*n<sub>i</sub>kʷt-*, denn der Vokal im Griechischen stellt ein anderes Problem dar, das wir hier nicht behandeln.

32 Christian Peeters, Die indogermanische Grundform für 'Nacht'

statt *\*naχt-* und *naht* erhalten. Aus dem Vorangehenden geht nun hervor, daß *\*nokʷt-* als indogermanische Grundform hinsichtlich des Griechischen und des Germanischen nicht einwandfrei ist. Wie das Hethitische hier auch zu beurteilen ist, erscheint schließlich *\*nokt-* als die beste Grundformel für die europäischen Sprachen und für das Altindische (vgl. alle Formen bei Pokorny op.cit.). Sogar wenn man Rekonstruktionen bloß als zusammenfassende Formeln ansieht, bleibt die beste Formel diejenige, die es möglich macht, alle (oder möglichst viele) tatsächlich belegten Formen von ihr mit möglichst wenigen besonderen Lautgesetzen abzuleiten. Wenn wir dieses Kriterium anwenden, dann ist *\*nokt-* in der Tat besser als *\*nokʷt-*, denn *\*-kt-* führt auf germ. *\*χt*, gr. *κτ*, während *-\*kʷt-* gr. *-πτ-*, germ. *-\*χuþ-* voraussetzt.

Université Libre de Bruxelles,  
Bd. Charlemagne, 45,  
Bruxelles

Christian Peeters

### Gothic *kaurus*, Sanskrit *guruḥ*, Greek βαρύς

The Gothic adjective *\*kaurus* 'heavy' (only a nominative plural *kaurjos* is attested) is generally<sup>1</sup> considered as related to Gk. βαρύς, Skt. *guruḥ* and Lat. *gravis*, all with the same meaning 'heavy'. Formally speaking the relationship is, however, not so clear. On the ground of Greek it is generally admitted that the Indo-European form had a labiovelar *\*gw* initially. Moreover Gk. -αρ- seems to point to an original \*ṛ. IE. *\*gʷʰṛ-* would indeed have yielded βαρ- in Greek. IE. \*ṛ also normally yields -ur- in Proto-Germanic and -aur- in Gothic (cf. IE. *\*wṛ-dh-* > PGmc. *\*wurd-*, Goth. *waurd*). IE. *\*gw*, however, is normally reflected by a labiovelar in Gothic and Proto-Germanic: IE. *\*gʷʰem-* > PGmc. *\*kwem(anan)*, Goth. *qiman* 'come'. Even before a back vowel (*u* or *o*) the labiovelar is retained in Gothic as is shown by the zero grade of the same form 'come': IE. *\*gʷʰm-* > Goth. *qumans* 'come', p. p. This means that IE. *\*gʷʰṛ-* is expected to yield *\*qaur-*, i.e. *\*qaurus* in Gothic and not *\*kaurus*. The Gothic evidence is confirmed by Sanskrit where we have *guruḥ* and not the expected *\*gr-* if the proto-form were really IE. *\*gʷʰṛ-*. Sanskrit and Gothic show an exact correspondence which points to IE. *\*gur-*. The reason might well be that in Gothic and Sanskrit we have in fact an original sequence *\*gʷʰṛ-* in which *r* was not syllabic<sup>1</sup>. In this environment the labial element of the labiovelar could easily become vocalised in the same way as the semivowel *\*w* became the corresponding vowel *\*u* between two consonants. Summing up we can say that Goth. *\*kaurus*, Skt. *guruḥ* and Gk. βαρύς do not represent a perfect correspondence as is often implied. Gk.

---

<sup>1</sup> Neither *\*gʷʰṛ-* nor *\*gʷʰr-* are to be found in Pokorny (IEW. 476) among the eight proto-forms mentioned there. In C. D. Buck (dict. of select. syn.) we find *\*gʷʰru-* and *gʷru-* 1072, but no further explanation is given.

34 Christian Peeters, Gothic *kaurus*, Sanskrit *guruḥ*, Greek βαρύς

βαρύς points to IE. \**gwṛ-* which would in its turn have yielded Goth. \**qaur-* and Skt. \**gr-*. As to the actually attested adjectives in Gothic and Sanskrit they point to IE. \**gwṛ-* with consonantal *r*, yielding later on \**gur-* with vocalisation of the original labial element.

Université Libre de Bruxelles,  
Bd. Charlemagne, 45,  
Bruxelles

Christian Peeters

## Some semantic variants of the Indo-European radical morpheme *\*oq<sup>u</sup>-*

This paper deals only with *nouns* formed from the morpheme *\*oq<sup>u</sup>-*. Most of the material has been derived from Greek, where this morpheme, usually in the form of ὄπι- ~ ωπι-, appears most often and most evidently. On this morpheme and its offshoots in the IE. languages, see Pok. 775ff., where it is interpreted as 'sehen; Auge'. This translation, however, is too narrow and, with regard to the Gk. nouns, actually misleading. As a matter of fact *\*oq<sup>u</sup>-* in these nouns mainly has two meanings, which may be represented by the words 'appear' and 'shine'. Of these, the former has arisen from the latter, as is the case with many other IE. morphemes, e.g. G. *scheinen*: 1. 'shine', 2. 'appear, look, seem'. It is, above all, this semantic evolution of *\*oq<sup>u</sup>-* and its primary sense that the present article is intended to make clear.

In the quotations of the Gk. sources, the abbreviations are the same as in LSJ, except that, like Frisk, I shorten Hesychius to H. As regards linguistic terms and abbreviations, I follow Simeon Potter in Modern Linguistics.

The literature on this special semantic subject is scanty. The only coherent exposition that seems to exist is the study of Gk. words for 'see' and 'eye' which A. Prévot published in Rev. de phil. 61, 133ff., 233ff. His interpretations of the single words agree, on the whole, with those of LSJ.

### I. *\*oq<sup>u</sup>- = 'appear, see'*

If, for practical reasons, we begin with *\*oq<sup>u</sup>- = 'appear'*, we shall find that this sense especially has the following shades and nuances. First, it can change between an objective signification ('show oneself, itself, be, become visible, be seen') and a more subjective one (= 'look, seem'). Secondly, it shows the usual IE. transition from intransitive to transitive function. Consequently ὄπι- ~ ωπι- in Gk. nouns can signify: 1. 'that which is

seen' and 2. 'the seeing'. Cf. E *sight*, Sw. *syn*. Thirdly, it can change from the abstract sense = 'eyesight' to the concrete = 'eye'. Below I have put together some examples of the semantic variants mentioned above.

#### A. Simple substantives

1. Most of the senses in question appear in ὄψις, -εως, ḡ, which can signify: (a) 'aspect, appearance (from the Iliad onwards), countenance, face, thing seen', (b) 'power of sight or seeing, vision (from the Iliad onwards), and (c) 'eye'. See further LSJ, s.v.

2. Of special interest is \*ὁψ, ὁπός, ὁ, ḡ. This in Homer and Hesiodus only signifies 'face, appearance'. Thus Hom. εἰς ὁπαὶ δέσθαι τινί, τινός denotes 'to look one in the face', Sw. 'se någon i synen'. 'To look one in the eyes' is κατ' ὅσσε δέσειν τινί (Il. 17.167). In the same way εἰς ὁπαὶ ἐοικέναι τινί in Homer and Hesiodus means to 'resemble someone in appearance'. Note, then, that in these authors \*ὁψ lacks both the transitive abstract sense of 'power of sight, seeing' and the concrete sense of 'eye'. The former is lacking in the whole of the following literature; the latter appears first Pl. *Cra.* 409c, where the word in question has the form τὰ ὁπα. Cf. LSJ., s.v., where the order of translations had to be *face, countenance and eye*. In Homer 'eye(s)' is ὄμματα, ὅσσε, ὀφθαλμός.

3. In ὄπωπή the meaning changes between intransitive in ὄπως ἥντησας ὄπωπῆς (Od. 3.97) and transitive in ἀμαρτήσεσθαι ὄπωπῆς (ibid. 9.512). The same change is shown in E *sight*, and Sw. *syn*. ὄπη in καὶ ἀντήσειν ἐς ὄπήν (A.R. 3.821) is also transitive.

I hope to return to ὅσσε, ὀφθαλμός, ὄπωπή and other *phonemic* and *morphemic* variants of *\*oq\**- in a separate paper.

#### B. Compound words

In this section I deal with compounds in which the second element is formed out of *\*oq\**-.

1. *Nouns*, in which the first component is an *adverb* or a *preposition*. In these *\*oqu*- has, as a rule, the sense of 'be, become visible'.

(a) This sense is especially clear in *adjectives*, such as ἀμφίσ-ωπος A. Fr. 41 and περί-ωπος H., both = 'visible all round'. In Hesychius the latter word is given as a gloss on the former with the addendum πάντοθεν ἀναπεπταμένον.

Here also belongs Hom. εἰσωπός from \*εἰσω-ωπός 'within visible, inside existing'. Thus, Il. 15.653 εἰσωποί δ' ἐγένοντο νεῶν ('Αχαιοί) means 'within the ships they came'. Cf. Schwyzer 434, f.n. 5, and LSJ., s.v.

(b) In my opinion, *\*oqu*- also has the same sense in the following *substantives*:

(i) μέτ-ωπον 'forehead, front' is explained by Aristotle (*HA* 491b 12) as τὸ μεταξὺ τῶν ὄμμάτων. But in reality the forehead is not situated between the eyes but above them, at any rate in human beings. It is the human forehead that μέτωπον always denotes in Homer, except in Il. 23.454, where a horse is concerned. Note especially the following passages in the Iliad: 13.615f., (Menelaos) προσίοντα (Peisandros) μέτωπον (ἡλασε) ῥινὸς ὑπὲρ πυμάτης 'above the root of the nose', 15.102 οὐδὲ μέτωπον ἐπ' ὄφρύσι κυανέησιν ίάνθη, 23.396 θρυλίχθη δὲ μέτωπον ἐπ' ὄφρύσι. Aristotle and his adherents pay no regard to these clear words, nor to the fact that the simple *\*ōψ*, ὄπος in Homer does not denote 'eye' (see above). For my part, I assume that -ωπον here is = 'that which appears, is visible, is seen' (cf. the preceding adjectives).

As regards the prefix, I venture to put forward the idea that μέτα- in this μέτ-ωπον does not have the meaning of 'between', but the same meaning as in μετ-αίρω, μέτ-αρσις, μετ-έωρος, viz. 'up, above'. The whole word then properly means 'that which is seen above', i.e. 'a visible object, part, appearing above', or, if you wish, simply 'a top piece'. By this interpretation, we also get away from the hypostasis, which Schwyzer and Debrunner (487) and others are forced to assume, because they, like Aristotle, take -ωπον to mean 'eye'.

The same μέτα- may be supposed in μέτοποι· ἄνδρες H. The main word may then mean 'beings, who appear, rise upwards, above others'.

On the contrary, this prefix seems to have the more usual sense of 'between' in the secondary, technical term μέτωπον, which denotes a wall between two doors or windows and only occurs in inscriptions (see further LSJ., s.v. and Wistrand, *Bemerkungen zu Vitruv*, 145, with references). If we presume that -ωπον here has the same sense as above, this μέτωπον will signify 'that which is seen in between', i.e. 'part in between'.

The same signification may be supposed in the likewise secondary, technical word μετόπη, which only occurs in Vitruvius, with the difference that this denotes the part between two triglyphs. In that case, the second element here contains an \*oq\*- in the short or normal grade. -ωπ- in μέτωπον and other compounds is either a primary lengthening like that in Hom. εἰς ὅπα above or a "Kompositionsdehnung" (cf. Schwyzer 426, f.n. 4 and 447). I hope to return to the change between οπ- and ωπ- in a phonemic and morphemic investigation of \*oq\*. In many interpretations of the word in question, -όπη is confused with δόπη = 'opening' (more about this on p. 42 below), and a great deal of trouble has been taken to explain the triglyph as a sort of aperture. See further LSJ. and Frisk, s.v., Wistrand, op. cit., 144ff.

(ii) With πρόσωπον 'face' (from the Iliad onwards) the case is, *mutatis mutandis*, the same as with μέτωπον. Thus, here too -ωπον properly means 'that which is seen', and then the whole is = 'that which is seen just opposite', i.e. 'an opposite sight, image, part'. The word has evidently been formed in the same way as G. *Ant-litz*, Icel. *and-litz*, and Sw. *an-lete* from CG. *and-* 'against' and *wlit-* 'to be seen' (see further Kluge, s.v., Hellquist, s.v. and 2. *an-*). Also in G. *An-gesicht*, and Sw. *an-sikte* the second element has the same sense (see the cited dictionaries, s.v.).

With this interpretation, we are not forced to suppose an hypostasis in πρόσωπον as Schwyzer and Debrunner (517, f.n. 1) and others are compelled to do, because here too they take -ωπον as meaning 'eye'.

Unlike the inherited words in CG. mentioned above, the Gothic *and-augi* seems to be an “Übersetzungslehnwort”, i.e. created solely to render in Wulfila’s translation of the Bible the Gk. *πρόσωπον*, wrongly interpreted as ‘counter-eye’.

Thus, we have seen that -ωπ- in *μέτωπον* and *πρόσωπον* cannot be = ‘eye’. Nor can a positive example of -ωπ- in this sense be found in any other appellative of this type of compound.

In *περι-ωπή* ‘circumspection, scouting all round’ (Il. 14.8) the meaning of *\*oqu*- has passed from the intransitive ‘be visible’ (in *περί-ωπος* above, p. 37) to the transitive ‘see’. Cf. the simple ὁπωπή and ὡπή (p. 36).

In Il. 23.451 *περιωπή* means ‘place for scouting’. Here the meaning has shifted from abstract to concrete. In Od. 10.146 the word stands on the borderline between these two functions. The same shift is to be seen in Sw. *utkik*.

(c) The proper name Κύκλ-ωψ, Κύκλ-ωπες (ἀνδρες) also seems to belong to the same type as the adjectives ἀμφίσ-ωπος and περί-ωπος above. Thus, the primary sense of Κύκλωψ may be ‘he who is visible all round (on account of his largeness)’, i.e. ‘giant’. Cf. ἔκαθεν περιφαινόμενον of a mountain Il. 13.179. In Od. 9, the Cyclops is said to be πέλωρ (428), πελώριος (257), ἀνὴρ πελώριος (187), and θαῦμα πελώριον (190), 10.168 Πέλωρον. Od. 7.206 Κύκλωπες is co-ordinated with ἄγρια φύλα Γιγάντων.

Κύκλωψ has of old been interpreted as ‘Round-eye’ = ‘One-eye’, as is clearly expressed in Hes. *Th.* 143ff. The Cyclopia shows that Homer was of the same opinion and that he made of this misunderstanding a poetic masterpiece. In my opinion, the proper name Κύκλωψ is the only Homeric word in which -ωπ- can be interpreted as ‘eye’. Both in Homer and Hesiodus the word for ‘eye’ is ὄφθαλμός. In the Cyclopia, the eye of the Cyclops is called this and nothing else. Is that part of the Odyssey a later episode, in which a popular etymological interpretation of Κύκλωψ is used as the subject of a thrilling adventure?

The adjective Κυκλώπ(ε)ιος, used of buildings (see LSJ., s.v., v. Wilamowitz, *Eur. Her.* 220, 419), may from the beginning have been an appellative = ‘visible all round’, i.e. ‘high, large, mighty’, which has been secondarily coupled together with the proper name Κύκλωπες.

On the adjective κύκλωψ and the island-name \*Κύκλωψ, in which -ωπ- is = 'look', see below.

2. *Compounded nouns*, in which the first component is *nominal* or *verbal*. Here \*οργ- is generally = 'look, seem'.

(a) *Adjectives*. Ex.: αἴθ-οψ 'fiery-looking', μελαν-ώπις, -ιδος 'black-looking', ἀρρεν-ωπός 'masculine-looking, manly', παρθεν-όπη (sc. πόλις) 'the virgin' = 'young, new city'.

(b) In the corresponding *substantives* the signification easily passes over to 'phenomenon, creation, being'. Ex.: αἷμάλ-ωψ, -ωπος 'mass of blood', properly 'bloody sight', δρύ-οψ 'wood-pecker', properly 'tree-being', the popular name Δρύ-οπες 'wood-beings', personal names, such as Μελαν-ωπός, Μελάν-ωπος 'the dark-complexioned'; cf. μελανώπις above, Αγάθ-ωπος 'he who looks good, noble'.

As in μέτ-ωπον and πρόσ-ωπον above, in this category of words -ωπ- has also sometimes been wrongly interpreted as 'eye'. This is the case in Hom. κυν-ώπης, -ώπις, which LSJ. translates as 'dog-eyed', while the real sense, without any doubt, is 'constituted, created as a dog, a bitch'. Thus, the signification is not 'impudent, indecent', or something similar (besides, it is not easy to understand how this signification can be derived from 'dog-eyed') but something more generally disparaging (= 'unworthy to be regarded as a human being').

(c) I conclude this part of the article with two words, in which the first element is the *substantive* κύκλος:

The *adjective* κύκλωψ, -οπος used in κύκλωψ σελήνη (Parm. 10.4) and in κύκλοπα κούρη (Emp. 84.8) of the pupil of the eye, simply means 'which looks like a ring', i.e. 'ring-shaped'.

The same sense is to be found in the name of the island \*Κύκλωψ, Lat. *Cycl-ōps* (near Rhodos) Plin. 5.21 (36), where *A* and *v* (= *veteres editores vel lectio vulgata*) have *Cyclops*, *Bas.* (*Basilensis editio/Erasmi/ 1525*) and Mayhoff (Teubner) *Cyclopis*. As regards the signification of the name, cf. id. 4.12 (22): *Naxus . . . quam Strongylen . . . appellarunt* and ibid. (23): *Melos . . . haec insularum rotundissima est*.

## II. *\*oqu-* = 'shine'

In his *Beiträge zur indogerm. Wortbildung*, P. Persson has collected many examples of the semantic evolution that consists in a change from 'shine' to 'appear, be seen' and from there to 'see'. Note, above all, pp. 369 etc., 791 etc. and also the table of contents (p. 970, s. *Blick : Glanz, blicken : glänzen*). Here can be added a case, in which all the three degrees appear in the same word, viz. Gk *τηλ-αυγής*, -ές. According to LSJ., this means 1. 'far-shining, far-beaming' (from the Homeric hymns onwards), 2. 'far-seen, conspicuous' (from Theognis onwards), 3. 'far-seeing' (Hp. *Ep.* 17.22). In my opinion, the morpheme *\*oqu-* presents the same evolution.

In the first part of the article, I have tried to shed some light on the relation between *\*oqu-* = 'be seen' and *\*oqu-* = 'see'. Here I have collected some Gk. nouns, which more or less clearly show that the primary sense of *\*oqu-* is 'shine', with nuances such as 'beam, glance, gleam, glitter', etc. In many of them, it can be seen that the meaning 'appear, be seen, look, seem', etc. in this morpheme has arisen primarily from 'shine in the eyes'.

### A. Simple and derived nouns

#### 1. The appellative ὄπτη

The *appellative* ὄπτη 'opening, hole' is probably a *nomen actionis* of *\*oqu-* with the meaning in question and thus properly = 'shining'. Cf. Sw. dial. *glira*, which, according to Persson (op. cit., 794), is derived from IE. *ghel-* (*inter alia*, in E. *glance* and in Sw. *glänsa*) and means 'Lichtstreifen, Spalte, wodurch das Licht durchschimmert'. On other words for 'opening' from the same morpheme, see ibid. 571, Anm. 2, 791, 795, and 876 with Anm. 2, 877. Note especially Sw. *glugg* 'hole, gap, opening' 571, Anm. 2 and 795. See also Hellquist, s. v. Another word of the same nature is Sw. dial. *tir* 'chink, crack' coupled with No. *tir* 'splendour' (see further Hellquist, s. *tira*).

#### 2. Proper names

(a) According to Hdt. 4.35, two virgins, *"Αργη* and *"Ωπις*, came from the country of the Hyperboreans to Delos with offer-

ings for Apollo and Artemis. The context indicates that  $\Omega\pi\varsigma$  is probably a synonym for  $\Lambda\rho\gamma\eta$  and thus, like  $\Lambda\rho\gamma\eta$ , signifies 'the shining, beaming (with beauty)'.

$\Omega\pi\varsigma$  is also a name of Artemis (Pl. *Ax.* 371a, *Alex. Aet.* 4,5). In Hesychius she is called  $\Omega\pi\lambda\alpha\sigma\tau\alpha$ . On other names or surnames of this goddess from morphemes for 'shine', see Preller and Robert, *Gr. Mythologie* I, 1. 945 ff., Pauly and Wissowa, s.v.

The masc. personal name  $\Omega\pi\varsigma$ , which was borne by a king of the Iapyges (Paus. 10. 13. 10), may also signify 'the shining' (here = 'the splendid, illustrious'). Likewise  $*\Omega\psi$ ,  $\Omega\pi\varsigma$ , the father of Eurykleia (Od.), unless we prefer to interpret it as 'eye' or 'the eye'!

(b) On the suffix  $-t\tau\eta\varsigma$ , see Schwyzer 500. By this is formed the mythical personal name  $\Omega\pi t\tau\eta\varsigma$  (Il. 11.301). The same enlargement is seen in  $\Omega\pi\tau\alpha\varsigma$ , the surname of Artemis in an inscription from Zakynthos. Cf.  $\Omega\pi\varsigma$  above, as the name of the same goddess.

Concerning  $\Omega\psi\iota\varsigma$ , Myc. *O-pi-si-jo*, see below.

The interpretation of Gk. proper names is often doubtful and delicate. Yet this is not due to a general or special defect of these words, as some scholars are inclined to assume. In most cases, it is simply connected with their stable and conservative character. While the everyday appellatives are exposed to continuous change in both content and form, the more rarely occurring proper names more easily preserve their primary sense and structures. Hence these words provide an inestimable source for our knowledge of the older language. The difficulty in dealing with *nomina propria* is their ancientness, which to us often appears as obscurity of content or lack of logic in the structure. Their old-fashioned nature sometimes makes it very difficult, not to say impossible, for us to sustain their interpretation by comparing them with corresponding appellatives, as these have either disappeared or taken on another meaning. Thus, for instance, the Hom. name  $*\Omega\psi$ ,  $\Omega\pi\varsigma$ , above is not rightly illustrated, whether we couple it with  $\varepsilon\iota\varsigma \ddot{\omega}\pi\alpha$  'face, countenance' or with  $*\ddot{\omega}\psi$ ,  $\ddot{\omega}\pi\varsigma$  'eye' (above, p. 36). Likewise, we cannot back up the Myc. name  $\Omega\psi\iota\varsigma$  by drawing on  $\ddot{\omega}\psi\iota\varsigma$  'late' (from Pindar

onwards). On the other hand, it will be placed in its true light, if we combine it with the Hom. παν-όψιος ‘all-shining’, which has also preserved the primary signification of *\*oqu*- (see further, p. 46 below). The conclusion is that: the only way to a right understanding of the Gk. proper names is to proceed on the assumption that, as a rule, these words contain the primary sense of the morphemes from which they were formed. In the following pages I shall bring forward some examples of this fact, which gives the words in question their right places in the history of the Gk. language.

On the exceptions from this rule, such as personal names like Μελαν-ωπός, Μελάν-ωπος, popular names like Δρύ-οπες, and place-names like Παρθεν-όπη, where *\*oqu*- has the secondary sense, ‘look’, see above, p. 40.

### B. Compounds with *\*oqu*- = ‘shine’ in the second element

In order to arrive at a right understanding of the true signification of these compounds, it is in some cases necessary to deal with the first component more fully. To the same end, some synonyms formed from other morphemes = ‘shine’ will also be quoted.

This sense of *\*oqu*- seems to appear especially clearly in the following compounds. Of these, the first three, in which the prefix does not present any problems, are primarily intended to be object lessons of the semantic evolution that *\*oqu*- may have undergone. The compounds discussed below are arranged in order according to the first element, which consists of the following words.

#### 1. The adverb and preposition πέρι, περί

(a) A clear example of *\*oqu*- = ‘shine’ in the second element is, in my opinion, the adj. περι-ωπεύς in the expression περιωπέα . . . Ἐρωτα (Orph. A, 14). This indubitably means ‘the (with beauty) all round shining, beaming Eros’, i.e. the epithet has the same function as, for instance, πασιφάεσσα of Aphrodite (Arist., Lyd.). According to LSJ., περιωπέα is ‘probably f.l.’ for πυριωπέα, which is quite unnecessary. Cf. such synonyms as περί-αυγός ‘shining round’ (Arist.), περί-γαής ‘gleaming all round’

(Opp.), *περι-φεγγής* 1. 'radian', 2. 'shedding light around' (Photius *et al.*). See further LSJ., s. vv. On the suffix -εύς in *nomina actionis*, see Schwyzer 476ff. This indicates that *περιωπεύς* has an active meaning, i.e. 'shining', and thus not the passive meaning that appears in *περίωπος* 'visible all round' (see above, p. 37). Another example of -ωπεύς = 'shining' is to be found in Παν-ωπεύς (below, p. 46).

The primary sense of *πέρι*, *περί*, according to Schwyzer-Debrunner 499, is 'über – hinaus', 'durch – hin', while the leading sense 'rings um, um' is secondary. According to Frisk (s. v.), is 'ursprüngliche Bedeutung allerdings ungewiß'. In any case, there is no doubt that *περι-* in all the words quoted above has the meaning 'all round', as well as in the following.

(b) In *περί-ωπος* 'visible all round' the sense of *\*oq⁹-*, as mentioned, has passed over into 'appear, be seen' (cf. above, l.c.).

(c) On *περι-ωπή* 'seeing, look out, search all round', I must refer the reader to the exposition on p. 39.

The quoted words together seem to give us a clear view of the semantic evolution of *\*oq⁹-*: 'shine' > 'appear, be seen' > 'see'.

2. *The first component is εύ-*, on which see Schwyzer 432f., and Frisk, s.v. εύς. Among the *appellatives* we note the following variants: εύ-ώψ, -ώπος, εύ-ωπός, -όν, ἐύ-ώπις, -ιδος. These seem to have the following meanings in the following expressions:

(a) 'beautiful shining, beaming' in εύώπις σελάνα Pi. *O.* 10(11). 74, εύώψ παρειά S. *Ant.* 530, εύωποι πύλαι E. *Ion* 1611. In these places εύώπις etc. seems to be primarily = εὐλαμπής, εὐαυγής, εύαγής, εύφαής, εύφεγγής; note, e.g., εύφεγγής σελάνα (B. 8.29).

(b) 'beautiful to see' in εύώπα ἀλκάν S. *OF.* 189 'der Rettung holdes Angesicht' (v. Wilamowitz). Cf. the adjectives in part I, section *B* (above, p. 37).

(c) 'seeing well' in τὰ μὲν γὰρ ἐξόφθαλμα οὐκ εύωπα πόρρωθεν in Arist. *GA* 780b 36 and in εύωπὸν δῆμα, used about a worm in Ael. *NA* 8.12.

The passage εύώπιδα κούρην in Od. 6.113, 142 (about Nausikaa), *h. Cer.* 333 (about Kore) may mean 1. 'the beautifully

Some semantic variants of the IE. radical morpheme *\*oqu*- 45

shining = the splendidly beautiful girl' (cf. (a) above), 2. 'the good-looking girl', 3. 'the girl with the beautiful eyes'. Of these, the first signification may be the primary one, while the second interpretation seems to be the most common. Against the third, which LSJ. has as the first alternative, I must repeat what I said above on pp. 38 sq. and 40 about the interpretation of Hom. -ωπ- as 'eye'.

Summing up, we may say that also in the appellatives quoted above the three meanings of *\*oqu*-, viz. 1. 'shine', 2. 'appear, be seen', 3. 'see', appear very clearly. The relation between them can hardly be any other than that they have arisen from each other in the order quoted.

In accordance with what I stated above on p. 41 sq., the first-mentioned sense, i.e. the primary one, may also be assumed in the few proper names with the component in question, viz. Εὐ-ώπη, a Maenad (inscr.), Εὐ-ῶπις, daughter of Troezen (Phylarch. ap. Parthen.), and Εὐ-ωπίδης (Chios *V<sup>a</sup>*).

Synonyms of these are Εὐ-διος, Εὐ-φάγης, Εὐ-φάνης, Εὐ-φαντίος (see further Pape and Benseler and Pauly and Wissowa, s. vv.).

3. *\*oqu*- also has the same three meanings in compounds with the adv. παν-, on which see Schwyzer, 437, and Frisk, s. πᾶς.

(a) We find 'shine' in the adj. παν-όψιος, used of the lance of Athena (Il. 21.397). Here, in my opinion, it is not an occasional adjunct but an *epitheton ornans* with the meaning 'all-shining, -beaming'. Cf. the description of the lance of Hector in Il. 6.319f. The interpretation 'all-seen, in the sight of all' (LSJ.) does not suit the context, because here Athena is not visible to anyone and, of course, neither are her weapons. For what Ares relates in Il. 21.396ff. is the same incident as has been described in Il. 5.844ff., where Athena helps Diomedes against Ares *having made herself invisible* by donning the helmet of Hades.

The second element appears as a simple word in the personal name "Οψιος, Myc. *O-pi-si-jo* (see Landau, *Myk.-gr. Personen-namen* 91). This certainly has the primary sense of 'shining', which is natural in such names. "Οψιος = the appellative ὄψιος (= ὄψιγενής) Landau (198) seems to me artificial.

We surely find the signification 'all-shining', as in *πανόψιος*, also in the following proper names: Πάν-οψ, an att. heros (H., Phot.), also a surname of Hermes (inser.), Παν-όπη, a Nereid (Hom., Hes.), Παν-οπεύς (1) personal name, and (2) name of a town (Hom., Hdt., Str., Paus.), where the suffix -εύς maintains the active meaning, as in *περιοπεύς* (above, p. 44).

(b) 'appear, be seen' appears in the adj. *πάνοπτος*. ὁ *πανταχοθεν φαινόμενος* H.

(c) 'see' is to be seen in the secondary *πανόψιος*, which we find in the expression *πανόψιον δύμα* Nonn. D. 14.169, and in the subst. *παν-όπτης* (from Aeschylus onwards, see LSJ., s.v.).

Synonyms of the proper names Πάνοψ etc. above are Παν-δίων and Πάν-θοος. The latter derives from θοός 'shining' (cf. θοόν·... λαμπρόν H. and also Frisk, s. 2: θέω 'glänzen').

4. *The first element consists of the strengthening prefix ἐρι-*. On this, see Schwyzer 434, Frisk s.v. and further below. It occurs in the following compounds with -ωπ- from \*oq<sup>w</sup>-: ἐριώπιδα κούρην Hom. *Epigr.* 1.2 of a daughter town of Cyme ἐριώπα Σελήνην Max. 32 ἐριώπεα Μήνην (id. 545). In LSJ. all these compounds are translated by 'large-eyed, full-eyed', according to the common idea that -ωπ- in a second element is derived at first hand from \*ῶψ, ὡπός 'eye' (cf. above *passim*). The real meaning may be 'highly shining, beaming'. To ἐρι-ωψ, -ώπης, used of the moon, corresponds ἐνῶπις σελάνα in Pi. (see above, p. 45). Other synonyms are ἐριλαμπής (Procl.) and ἐριφεγγής (id., Man.). ἐριώπιδα κούρην again is an imitation of εὐώπιδα κούρην, on which see above (Od. 6.113, 142).

Here we may add the mythical female name Ἐριώπις 'the highly shining, the splendid highness, etc.', which was borne, *inter alias* by the consorts of Oileus (Il. 13.697, 14.336) and of Anchises (Schol. Il.).

Thus, as far as I can see, the second element -ωπ- in the words mentioned above was formed from \*oq<sup>w</sup>- and in all of them has the primary sense of 'shine'.

As regards the first element ἐρι-, it seems to be an adverbial enlargement with -i of the IE. morpheme *er-* ~ *or-*, which expresses a motion (see Pok. 326 ff.). This morpheme also signifies,

among many other things, 'move upwards, rise'. Here I agree with Persson (*Beitr.* 50f.), when he finally says: „ἐρι- gehört wohl zu *er-* or- 'erheben' (ἔρνυμι u.s.w.). Die ältere Bedeutung ist erhalten in ἐρι-αύχην 'alte elata cervice' (Beiwort des Rosses).“ The original sense of ἐρι- is thus 'up to the height, highly', which easily passes into the figurative 'highly' (in compounds 'high-') = 'in a great degree, to a great extent'. This has also happened in E *high-coloured, highly esteemed, high-minded, high-toned* and in Sw. *högblå högröd* etc., *högglans, högt ärad, högljudd*. For examples from G, see Persson, l.c.

On ἀρι-, which has a more limited use than ἐρι-, see Schwyzer, l.c., and Frisk, s.v. No compounds with *\*oqu*- seem to exist.

5. The Hom. βοῶπις, -ιδος, an ancient epithet of Hera but also a surname of other goddesses and women, has of old been interpreted in different ways.

(a) In the first place the -ῶπις of the second element has been regarded as an adjectival form of the subst. \*Ὥψ, ὥπος with the meaning of 'eye'. In this connexion, either the first element has been taken in its original meaning and consequently the whole word has been taken to mean 'cow-eyed', or βο(Ϝ)- has been comprehended mentonymically as a strengthening element. In this way there has arisen the interpretation 'ox-eyed', i.e. 'having large, full eyes' (see LSJ., s.v.).

If we take βοῶπις in the first of these significations = it may primarily be compared with κυνῶπις (see above = p. 40 sq.). Yet, as we have seen, the latter does not signify 'dog-eyed' but 'constituted, created as a dog', with a disparaging meaning. I shall return later on to this signification, i.e. 'created as a cow'.

As regards the second of these interpretations, i.e. 'ox-eyed' = 'having large, full eyes', it may be sufficient to recall what I have repeatedly shown, viz. that in Hom. \*Ὥψ does not mean 'eye', either as a separate word or in a compound (see especially pp. 38, 40, 45, 47). On the inherently correct interpretation of βο(Ϝ)- as a strengthening element, see further below.

(b) Another interpretation of βοῶπις, which has come into fashion in recent times, is 'cowshaped' of '(furnished) with a cow's head', in which the *\*oqu*- of the second element is taken as

'appear' = 'have a special appearance' (see above, p. 44). This theriomorphic way of looking at the matter is decidedly rejected by Martin P. Nilsson (*Gr. Rel.* 433). For my part, I should like to add that this idea may be possible precisely in regard to Hera. But how convenient is such a meaning, when the question is about other goddesses and beautiful women whom Homer and other poets have honoured by this *epitheton ornans*? For example, can the former really have meant that Κλυμένη βοῶπις, the name of Helen's maid-servant, is to be comprehended as 'the moon-cow Clymene'? A catalogue of such female beings follows below.

(c) The only possibility of getting at a right interpretation of βοῶπις, as it appears in different connexions, seems to be to start from the fact that \*oq<sup>u</sup>- in this ancient word has the primary sense of 'shine etc.' and that the function of βο(F)-, like that of ἐρι- above, is to strengthen this sense. Consequently the signification of the word is 'the strongly, mightily, powerfully shining, gleaming', as is becoming for a queen of heaven and her equals in beauty and splendour among divinities and women.

On βου-, βοF- as a fortifying prefix, see Schwyzer 434, 577, Frisk, s. βούβρωστις with refs., Persson, *Beitr.* 251 ff., Strömberg, *Pflanzennamen* 29 f., *Fischnamen* 99 (cf. above).

The fact that the simple Ὡπις as a mythical name seems to have precisely that meaning argues in favour of the signification of -ῶπις assumed here (see above, p. 42).

Furthermore, we have in εὐῶπις and ἐριῶπις (see above, pp. 45 and 46 sq.) found an -ῶπις with the same meaning and with a strengthening first element corresponding to βο(F)-. In the latter place, we may especially observe such a name of a queen as Ἐριῶπις, with which the Hom. βοῶπις πότνια Ἡρη may be compared.

If we now pass to the *goddesses and women*, who, besides Hera, have βοῶπις as *epithet*, we first meet in this select group with *Artemis* (B. 10.99). Here βοῶπις = 'strongly shining' is sustained by Ὡπις, a name of that goddess (see above, p. 42, where Ὡπις ἀνασσα H. reminds us of the epithets of Hera just quoted; note also the surname Ὄπιταις, ibid.).

Some semantic variants of the IE. radical morpheme *\*oqu-* 49

Other female beings with *βοῶπις* as surname are the following:  
*Εύρυφάεσσα* 'the far around shining', wife of Hyperion and  
mother of Helios, *h. Hom.* 31.2.

*'Αμφιτρίτη*, sea goddess, B. 16.110. Probably this name is a  
synonym of the foregoing.

*'Αλίη*, a Nereid, Il. 18.40. In this case the epithet *βοῶπις* can  
be put together with such Nereid names as *Θόη*, *'Αμφι-θόη* (from  
*θόας* 'shining', like *πάν-θοος* above, p. 46), *Παν-όπη* (see p. 46)  
and *Μαῖρα*.

*Πλουτώ*, an Oceanid, Hes. *Th.* 355. Cf. names of Oceanids such  
as *Θόη*, *Πασι-θόη* and the Nereid names above.

*'Αρμονία*, daughter of Ares and Aphrodite, wife of king Kadmos  
of Thebes (*Pi. P.* 3.91).

*Κλυμένη*, Il. 3.140, coordinated with *Αἴθρη* 'the shining' and,  
like this, the name of one of Helen's maid servants.

Among *proper names* the compounds with strengthening *βου-*,  
*βο(F)-* are very rare, according to Fick and Bechtel, *PN* 80f.,  
and Bechtel, *Hist. PN.* 98. An example of interest to us with a  
morpheme = 'shine' in the second element is the personal name  
*Βού-σελος* (inscr., VI<sup>a</sup>). In addition, we find the town name  
*Βου-θόη* (Illyrien, St. Byz.); on -θόη = 'shining', see above and  
p. 46.

We may have a *synonym* of *βοῶπις* in *ταυρ-ῶπις* of Io, Nonn.  
*D.* 32.69. The myth of the transformation of Io into a cow may  
be due to the circumstance that Io, like Hera, also bore the sur-  
name *βοῶπις* = 'the strongly shining' and that this was wrongly  
taken as meaning 'the cow-shaped'. In *ταυρῶπις* the primary  
sense of *βοῶπις* has been preserved. *ταῦρος* as the fortifying first  
element occurs in the following three personal names: *Ταυρό-  
κλεια* (Larissa), *Ταυρο-μένης* (Dyme), *Ταυρο-σθένης Χαλκιδεύς*.  
The last compound shows how this function of *ταῦρος* has arisen.  
The examples have been derived from Bechtel, *Hist. PN.* 418.

6. Another word of the same kind, which has also been a  
matter of much dispute, is the Hom. *γλαυκ-ῶπις*, the surname  
and proper name of Athena. The first element may be identical  
with the subst. *γλαῦξ*, -*κός* or with the adj. *γλαυκός*.

(a) In my opinion, the first alternative is not probable, because γλαῦξ, as far as I can see, is a secondary formation and thus younger than the ancient word γλαυκῶπις. In any case, it does not occur in the epic literature. The Hom. name of the owl is σκάψ, -πός (Od. 5. 66). According to Aristotle and others, the owl got its name from the strong glare of its eyes, and there is no reason to undervalue this explanation, as Thompson does in *Birds*, s.v. From the linguistic point of view, this cannot imply anything else than the likelihood that γλαῦξ, the common name of the owl, was formed from γλαυκός by analogy with σκάψ, στρί(γ)ξ etc. (cf. Frisk, s. vv.). Thus γλαυκῶπις cannot mean either 'owl-eyed' or 'owl-faced' or 'owl-shaped'. In the first case, we may add the fact that -ωπ- in Homer does not signify 'eye' (see above *passim*).

We cannot adduce, in support of the last two possibilities, the fact that the owl was the sacred bird of Athena. This was probably not the case at the time when this epithet first came into use. Cf. Nilsson, *Gr. Rel.* 349: 'Die Eule ist *erst später* [my italics] der besondere Vogel der Athena geworden, weil sie in den Spalten des Burgbergs nistete.' Nilsson, who definitely rejects a theriomorphic conception of βοῶπις Ἡρη (see above, p. 47 sq.), does not lend any support to such a conception in regard to γλαυκῶπις Ἀθήνη.

(b) To me, the second alternative is more acceptable, i.e. γλαυκ- in γλαυκῶπις = γλαυκός. I then assume that in this connexion this word has its primary sense of 'beaming, splendid', i.e. the sense which appears in γλαυκὴ . . . θάλασσα (Il. 16. 34). Probably we find the same signification in γλαυκὰ Ἀθάνα E. *Heracl.* 754 (lyr.) and *Theocr.* 28.1.

A synonym of this γλαυκός is ἀγλαός, 'shining, splendid, bright', e.g. in ἀγλαὸν ὄδωρ Il. 2.307 etc. There is also an etymological affinity between these two words, but an investigation of it would carry us too far from the subject. I may return to it in a separate paper. Cf. Frisk, s. vv.

Like γλαυκός in γλαυκῶπις, ἀγλαός also appears to be combined with a variant of *\*oq\**, viz. -ωψ in the expression ἀγλαῶπι πεύκα S. *OT.* 214 (lyr.). LSJ. translates ἀγλαώψ by the words

'bright-eyed, beaming', of which the first shows the usual misunderstanding of -ωπ- (see above). As a matter of fact, ἀγλαώψις = ἀγλαοφεγγής (Max. 189), which LSJ. renders by 'splendidly shining'.

This is exactly what γλαυκῶπις also means. Even in this ancient word, which sometimes appears as a proper name, *\*oqu*- has its primary sense of 'shine', as well as in βοῶπις above. In both these words we find a variant of *\*oqu*- united with a strengthening element. The difference is that in γλαυκῶπις both elements have been formed from a morpheme = 'shine'. As regards its structure, such a compound can be characterized as a *hendiadyoin*, in which both elements strengthen one another. Such a tautology or *iteratio variata* as a manner of expressive speaking also occurs elsewhere in the poetic language, for example λαμπρὸν γανόωντιες Il. 13.265, λαμπρὸν γανόωσαι ib. 19.359 (of helmets and cuirasses).

As regards the translation of LSJ. 'with gleaming eyes', we have here another example of the Homeric -ωπ- wrongly interpreted as 'eye' (see above). When this misunderstanding arose is impossible to say. On the obverse of Attic tetradrachmas c. 500 B.C., Athena seems to be shown with such an appearance. On the reverse of the same coins, we find the owl as the sacred bird of the same goddess (cf. above).

When γλαυκῶπις appears as an adjunct of *other* words than Athena, we may notice a change of the signification. Thus, γλαυκῶπις, used of the moon (Emp. 42.3, E. Fr. 1009), of course, also signifies 'splendidly shining' or 'clearly shining'. In order to escape the interpretation 'with gleaming eyes', LSJ. here sets γλαυκῶπις = γλαυκός. On the other hand, γλαυκῶπις, used of the olive (Euph. 150), has come to signify 'grey-looking'. Here γλαυκός has changed to 'bluish-green' or 'grey' (see LSJ., s. v. II) and -ῶπις to 'looking' (see above, p. 51).

*Synonyms* for γλαυκῶπις which are also *epithets* of Athena, are Αμαρία (inser., see further LSJ., s. v.) and Μαρμαρ-ῶπις (Thrypho Trop. p. 195 S.). Both in the semantic and the morphological respect, the latter ('a riddling synonym for Αθηναία', LSJ.) is a direct equivalent of γλαυκῶπις, as it has been interpreted above. The first component is formed from μαρ- 'shimmer, gleam', e.g.

in ἀλα μαρμαρένη Il. 14. 273 = the γλαυκὴ θάλασσα quoted above (ib. 16. 34). On μαρ- (and ἀμαρ-), see Pok. 733, s. 2. *mer-*.

To sum up the results produced in the last three paragraphs, we there have found the following variants of *\*oqu-*: 1. ἐρι-ῶπις 'highly shining', 2. βο-ῶπις 'strongly shining', 3. γλαυκ-ῶπις 'clearly shining'. These three types of strengthening compound seem to be very common in Gk proper names, especially in the names of gods and heroes, a matter that might well be the subject of an investigation. On the whole I think that an inquiry into Gk proper names formed from morphemes = 'shine' would be very fruitful.

Arhem,  
Märsta (Schweden),  
Fornborgsvägen 4

Nils Dahllöf

## Cyrus

Arisch *Kuru* — die verschiedenen Namensträger — Verschwinden des Namens im Osten — Weiterleben im Westen.

I. Durch mancherlei Bande bleiben die einstmals eine Einheit bildenden arischen Schwesternationen, Iran und Indien, miteinander verknüpft. Noch heute spricht man im Indus- und Gangestale Dialekte der gleichen ostindogermanischen Ursprache wie auf dem iranischen Hochland, und sehr alten Kulturbereihungen, die, wie die religiösen, oft in Gegensätze umgeschlagen sind, begegnet der geschulte Beobachter auf Schritt und Tritt. Zu den beiderseits ererbten Zügen gehört eine verwandte Namengebung, welche Gleichsetzungen gestattet, die über die Jahrtausende hinwegreichen. So entsprechen einander bestens die Mannesnamen

ai. <i>Kṛśāśva-</i> „mit schlanken Rossen“	air. <i>Kərəsāspa-</i> > <i>Garsāsb</i>
<i>Su'śrávas-</i> „von gutem Rufe“	<i>Hu'sravah-</i> > <i>Husrau</i>
<i>Sv'asva-</i> „mit guten/vielen Rossen“	<i>Hv'aspa-</i> (auch alter FlN./ON.) > ON. <i>Xūsf</i>
<i>Śukra-</i> „hell, glänzend“	<i>Θuχra</i> (ap.) „rot“
<i>Śyāma(ka)-</i> „schwarz“	<i>Syāmaka-</i> (BN. im Awesta) > <i>Siyāmak</i> im ŠN.
<i>Śyāvāśva-</i> „mit schwarzen Rossen“	<i>Syāvāspa-</i> > <i>S/Śavasp/f</i>
<i>Vi'sruta-</i> „weit berühmt“	<i>Vīsruta-</i>
<i>Vivasvant-</i> „aufleuchtend, morgendlich strahlend“	<i>Vīvahvant-</i>
<i>Vṛtra'han-</i> bzw. <i>Vṛtra'ghna-</i> GN. (Epitheton) „der Dämonenschläger“	<i>Vərəvrajan-, Vərəvrayna-</i> > <i>Bahrām</i> ,

dazu aus der geographischen Sphäre

*Sarasvatī* f. GN. „mit vielen Seen“.

*Harahvatī-* LN. < FlN.

Noch viel mehr Namen sind in der Parallelsprache jeweils als Appellativa (meist Adjektive) belegt. Zu diesen Beispielen, die sich sehr vermehren lassen, gehören nun auch die Namen zweier Achämenidenkönige, die man (neben Čaišpiš/Čišpiš Teispes) zu Unrecht als nichtarisch hat ansehen wollen:

ai. *Kuru-*

air. *Kuru-* Kyros

und sein Sohn

ai. \**Kambōğya-*

*Ka(m)buğiya-* Kambyses.

Adj. zum LN. *Kambōğa*

Die Übereinstimmung beim Kambysesnamen ist freilich nicht vollständig, und es ist die Frage, wie man sich die Beziehung zu denken hat. Den Stamm der indischen *Kambōğa* hat man sich im Altertum keineswegs in der Landschaft des heutigen Kamboodscha, also in Hinterindien, sondern in den afghanischen Bergen nördlich von Kabul ansässig und daher sehr wohl dem iranischen Einfluß- und Siedlungsgebiet angehörig vorzustellen. Nehmen wir an, der Name Kambyses sei der Beiname des Prinzen gewesen, dem vielleicht jene Gegend zugewiesen war, wie ähnlich später den Sassanidenprinzen als *Karmān'śāh* (= Bahrām IV.) und *Sakān'śāh* (= Hormizd III.) jeweils eine bestimmte Provinz zukam<sup>1</sup>. Dann würden wir aber die Form \**Ka(m)bauğiya-* erwarten, welche zwar die altpersische Schrift (*Ka-b(a)-u-ğ(a)-i-ya*) durchaus zuläßt, die aber nicht der griechischen Wiedergabe durch Καμβύσης mit Ypsilon = u entspricht. Es ist daher am besten, vom Volksstamm der *Kambōğa* abzusehen und zunächst eine gemeinsame Form \**Kambuğa-* zu rekonstruieren, auf die ebensowohl das adjektivische *Ka(m)buğiya* wie als Guṇa-Form \**Kambauğa* zurückgeführt werden können. Stammesnamen gehen mit Vorliebe auf einen Mannesnamen als ἥρως ἐπώνυμος zurück. Mehr wird man einstweilen kaum sagen können, vor allem nichts

<sup>1</sup> Ferner *Xvārazm(ān)'śāh*, *Kušān'śāh*, *Mēšān'śāh*, *Makrān'śāh*, *Arminān'śāh*; s. E. Herzfeld, Paikuli II (1924) 216.

über die Etymologie: *baug-* „erlösen“ (dafür bei den Indern *mauč-*) + *kam?* Oder *\*ǵa-* (idg. *ǵen-*) und ai. *kambu-* m. „Muschel“ (Wz. (*s*)*kamb-* „krumm sein/werden“)? Nichts befriedigt, obwohl der sprachliche Zusammenhang außer Zweifel steht. Vgl. zu dem ganzen Fragenkomplex Wilhelm Eilers, *Kyros — eine namenkundliche Studie*, in: Beiträge zur Namenforschung 15 (1964) 180–236; ders. in: Acta Iranica 3 (1974) 3–9.

Hier steht jedoch nicht der Name des Sohnes, sondern des Vaters Kyros zur Debatte. Die Gleichung ai. *Kuru-* = air. *Kuru-* ist erst möglich geworden, nachdem das Hindernis des angeblich langen *ū* in der ersten Silbe aus dem Wege geräumt war. Das ist mit guten Gründen in der soeben erwähnten Abhandlung geschehen. Tatsächlich zeugt nur griech. Κῦρος (Zirkumflex!) für Langvokal, aber dies ist durch die naheliegende Anlehnung an griech. κύριος „Herr“ geschehen, nämlich den „Herrn über ganz Asien“, als den die Griechen Kyros völlig zu Recht betrachteten. Die spätere griechische Form Κόρος ist viel genauer und gibt den altpersischen Nominativ *Kuruš* lautgetreu wieder. Auch hebr. קֹרֶשׁ ist erst in die hebräische *qōṭel*-Gruppe <*qutl*> eingegliedert worden; auszugehen ist hier also von einem rekonstruierbaren \**Kurš*. Das Gleiche gilt für das häufigst bezeugte *Kuraš* der babylonischen und assyrischen Keilschriftbeschreibungen, das nie plene *\*Ku-u-o* geschrieben wird. Einzig die altpersische Schreibung *Ku-u-ru-u-š(a)* lässt sich auch lang lesen; doch zwingt nichts dazu, dies auch wirklich zu tun, vielmehr wird nach orthographischer Regel in der altpersischen Schrift nach *u*- und *i*-haltigen Zeichen auch bei kurzen Vokalen der Vokal *u* bzw. *i* noch einmal eigens wiederholt, ohne damit notwendig eine Länge auszudrücken<sup>2</sup>. Paradebeispiel ist der Ortsname *Kunduruš*, geschrieben *Ku-u-du-u-ru-u-š(a)*. Gerade *ku-u* als kurzes *kü* ist bestens bezeugt in den Verbalformen von *kar-* „machen“: *a-ku-u-na-va-m(a)* = *akunavam* „ich tat“, *ku-u-na-u-t(a)-i-y(a)* = *kunauti* „er tut“ usf. Von den Landes-

---

<sup>2</sup> Die in Frage kommenden Zeichen sind *di*, *ѓi*, *mi*, *vi*, *du*, *gu*, *ku*, *mu*, *nu*, *ru*, *tu* — Reste der alten keilschriftlichen Silbenschrift, aus der sich das altpersische Alphabet im Laufe langer Zeit entwickelt hat.

namen wird *Armina* „Armenien“ ( $\Lambdaρμενία$ ) *A-r(a)-mi-i-na*, *Mudrāya* „Ägypten“ (*Miṣru*) *Mu-u-d(a)-ra-a-ya* geschrieben. Überall scheinbare Längen, die keine sind.

Alles dies ist wohlbekannt; nur hatte man bisher beim Namen *Ku-u-ru-u-š(a)* den aus der indischen Nebenüberlieferung nahegelegten Schluß einfach nicht gezogen. Denn — um hiermit abzubrechen — auch die Wiedergabe *Ka-wa-ru-ša* in den ägyptischen Hieroglyphen ist ja nur ein Reflex dieses altpersischen *Ku-u-ru-u-ša*, oder, da Aramäisch um diese Zeit auch in Ägypten allgemein verbreitet war (aramäisches Fragment der Behistun-Inschrift aus Elephantine), besser einfach eine Umsetzung des aramäischen *kwrš*, wobei *w* als Mater lectionis lediglich Aussprachehilfe war (wie heute in arabischer Schrift), über die Qualität des *u*-Vokales also gar nichts aussagt. Aber auch eine sekundäre Längung in fremdem Munde, wie sie ja vorkommt, wäre für die genuine Aussprache der zugrunde liegenden altpersischen Form *Kuruš* unerheblich.

Übrigens ist *Kuruš* gegenüber dem Stamm *Kuru-* die Nominativform mit *š* aus lautgesetzlich entstandenem *s* nach *u*-Vokal; im ältesten Indischen entspricht dem ein *Kurus*, das später mit Visarga zu *Kuruḥ* geworden ist.

Die Namen sind also identisch. Wie weit sind es auch die Personen? Der Name *Kuruš* wird, wie unten noch darzulegen, von mehreren Achämenidenkönigen getragen. Aber für Indien gibt es nur einen König *Kuru*, nämlich den der Heldensage des *Mahābhārata*, den Stammvater der *Kauravā*, die schließlich von den *Pāṇḍavā* überwunden werden. König *Kuru* tritt im Epos gar nicht mehr hervor, zumal ja nicht nur die *Kaurava's*, sondern auch die *Pāṇḍava's* von ihm abstammen. Es sind die feindlichen Enkel, die miteinander Krieg führen und auf dem *Kuru*-Felde (*Kuru'ksētra* bei Delhi) die Entscheidung herbeiführen. Die *Kauravā* bilden ein verwandtes, aber doch eben feindliches Element für Indien; sie werden moralisch abqualifiziert, ihr Name verblaßt vor dem Ruhm und der Heldenkraft der das eigentliche Indien repräsentierenden *Pāṇḍu*-Söhne. Spiegelt die Erzählung nicht uralt Geschehenes wieder — die Auseinandersetzung und Loslösung Indiens vom blutsverwandten Iran? Es ist schwer zu sagen, wie immer man sich den Vorgang im einzelnen vorzu-

stellen hat. Ein König *Kuru* ist gemeinsamer Stammvater Indiens und Irans; aber der ältere Teil seiner Nachkommen, die Söhne *Dṛ̥ta'rāstras*, werden als *Kauravā* (*Kuru*-Söhne im engeren Sinne) des Landes vertrieben. Dazu kommt, daß der älteste Sohn *Kuru*'s, *Dṛ̥ta'rāstra*, also der *Kaurava* schlechthin, blind ist. „Blind“ aber heißt im Persischen *kōr*, ein Wort, dessen arische Vorstufe unbekannt ist, das lautlich aber doch recht gut auf ein *kaurō* zurückführbar wäre. Stehen wir hier nicht geschichtlich an der Schwelle längst vergessener Ereignisse der arischen Vorzeit, als sich die Inder endgültig von Iran, aus dem sie auf ihrer Wanderung ins Industal gekommen waren, losrissen? Wir trauen dem Mythos zu, daß er diesen ungeheuren Augenblick in der Erzählung von der Besiegung der *Kuru*-Nachfolger durch die Sekundogenitur des *Pāṇḍu* festgehalten hat.

II. Der Kuru des *Mahābhārata* wäre dann also wohl der erste König dieses Namens, den wir dem Dunkel der Vorgeschichte entrissen haben. In Iran selbst hat es unter den Achämeniden mindestens noch zwei regierende Großkönige namens Kyros gegeben: einen Kyros, der nach dem assyrischen Endsieg über Elam im Jahre 639 v.Chr. mit den Siegern verhandelt, der sogar dem Assurbanipal nach Ninive zum Zeichen der Botmäßigkeit (*ana epēš ardūti*) Tribut schickt, ja mehr noch: zum Unterpfande dieser Unterwerfung seinen Sohn *"A-ru-uk-ku* — wohl als Geisel — entsendet<sup>3</sup>. Und dann ist da weiter eben die große Herrschergestalt jenes Kyros, der um 550 den Medern die Vorherrschaft entreißt und nicht nur ganz Iran unter persisch-achämenidischem Szepter neu vereinigt, sondern auch noch die nicht-iranischen Länder Vorderasiens hinzugewinnt und damit das achämenidische Weltreich begründet, dessen Erbe 200 Jahre später Alexander von Mazedonien anzutreten beabsichtigte. Denn der

<sup>3</sup> E.F. Weidner, Die älteste Nachricht über das persische Königshaus. In: AfO. 7 (1931/32) 1–7.

Während sich der große Kyros in seinem babylonischen Zylinder *šār URU Anšan* „König der Stadt Anshan“ nennt (um 539), heißt jener ältere Kyros genau hundert Jahre vorher bemerkenswerterweise *"Ku-ra-aš šār kur Par-su-ma-aš* „Kyros, König des Landes Pars“ (Z. 7 des Weidnerschen Fragments).

weitere Namensträger, der edle Sohn Artaxerxes' II., der sogenannte Jüngere Kyros (*Cyrus Minor*), der den Thron seiner Väter anstrebte und dann in der Schlacht von Kunaxa im Jahr 401 fiel, ist ja nie Großkönig geworden, obwohl er als höchstes Mitglied des Königshauses und Satrap von Kleinasien den schlichteren Königstitel durchaus führte.

Wahrscheinlich haben aber noch mehr Träger des iranischen *Kuru(š)-Namens* existiert. Zwar gibt der Kyros-Zylinder die Reihe der Vorgänger des Kyros nur als Kambyses (Vater) — Kyros (Großvater) — Teïspes (Urgroßvater) an, und auch Dareios am Felsen von Bisutūn nennt über seinen Ururgroßvater Teïspes hinaus nur noch Achämenes als Vorfahren; allein Genealogien pflegen, wenn sie immer länger werden, im Gedächtnis der Nachfahren zusammenzuschrumpfen und sich keineswegs — aus Renommierabsicht, wie man denken könnte — zu erweitern. Dafür gibt es nicht nur gute geschichtliche Beispiele; die heute praktizierte Stammesüberlieferung von Nomaden, die ja auf eine lange Vorfahrenkette besonderen Wert legt, um eine Art Uradel damit darzutun, lässt, je länger die Geschlechterfolge wird, desto leichter Namen aus und verkürzt so die für das Auswendiglernen gar zu lange Ahnenreihe. Das haben nun wohl auch die Schreiber des Kyros und Dareios in den erwähnten Inschriften getan, vielleicht sogar ganz bewußt, um nämlich die schriftliche Aufzählung nicht zum Ermüden des Lesenden auszudehnen. Übrigens verfahren die neubabylonischen Privat-urkunden ganz ähnlich, welche auf den Vaternamen (*apil-šú šá . . .*) durchaus nicht immer den Großvaternamen (*aplu šá . . .*) folgen lassen, sondern vielfach gleich den Namen des Ahnherrn nennen, der damit zu einer Art Familiennamen geworden ist<sup>4</sup>.

Daher stehen wir nicht an, den Stammbaum der Achämeniden bis auf Gegenbeweis so beizubehalten, wie ihn uns Herodot (7, 11 und 1, 209) übermittelt hat:

<i>Haxāmaniš</i>	Achämenes
<i>Čišpiš/Čaišpiš</i>	Teïspes I.
<i>[Kambuġiya</i>	Kambyses I.
<i>Kuruš</i>	Kyros I.

<sup>4</sup> A. Ungnad in: Deimel-FS (= *Analecta Orientalia* 12: 1935) 319ff.

<i>Čišpiš]</i>	Teispes II.
<i>Kuruš</i>	Kyros II.
<i>Kambuğiya</i>	Kambyses II.
<i>Kuruš</i>	Kyros III. (559–529)
<i>Kambuğiya</i>	Kambyses III. (528–522).

Hier wiederholt sich die Namenreihe Teispes–Kambyses–Kyros zwar verdächtig, so daß man an die Möglichkeit falscher Schreibwiederholung (Dittographie in einem erweiterten Sinn) durchaus glauben mag. Erwiesen ist sie nicht, ja die ungewöhnliche Länge der einzelnen Regierungszeiten, die durch diese Annahme entsteht, spricht eher gegen Annahme der Kurzreihe und für Beibehaltung des herodoteischen Textes in der überlieferten Form. Auch ist die Wiederwahl der Namen bereits erfolgreicher Ahnen wohl auf der ganzen Welt durchaus üblich. Wir haben also die Wahl, in dem Verhandlungspartner Assurbanipals Kyros II. oder sogar noch Kyros I. (nach unserer herodoteischen Zählung) zu erblicken. Im ersten Falle erlangen die Vorgänger des Reichsgründers Kyros sehr lange, im anderen Falle wesentlich kürzere Regierungszeiten. Und sehr lange Regierungsjahre aufeinanderfolgender Herrscher widersprechen historischer Allgemeinerfahrung<sup>5</sup>.

Danach wäre also der große Kyros nicht der zweite, sondern bereits der dritte Kyros (sieht man von dem vorgeschiedlichen Kuru- der indischen Tradition einmal ganz ab).

- |             |   |
|-------------|---|
| Um 559      | Kyros König der Persis  |
| 550         | Besiegung des Astyages und Übernahme des Mederreiches   |
| 546         | Besiegung des Kroisos von Lydien und Eroberung von Sardis. Sicherung ganz Kleinasiens einschließlich der Griechenstädte |
| ca. 545–540 | Kämpfe mit den iranischen Stämmen im Osten und Nordosten (Skythen) <sup>6</sup>   |

<sup>5</sup> Weidner, a.a.O. p. 5: „Kyros I. und Kambyses I. [der verkürzten Genealogie] hätten dann zusammen etwa 86 Jahre regiert. Das ist zwar etwas viel, aber nicht unmöglich . . .“.

<sup>6</sup> Alle die bei Dareios in der Behistun-Inschrift § 6 (= I 14ff.) aufgezählten Ost-Provinzen, die er bei seinem Regierungsantritt im Jahre 523 v.Chr. als Nachfolger des Kyros-Sohnes Kambyses vorgefunden

- 539 Besiegung des Nabonid und Eroberung von Babylon
- 529 Heldentod des Kyros im Kampfe gegen die fernen Massageten<sup>7</sup>. Bergung des Leichnams und Beisetzung in Pasargadä.

III. Es ist nun ein vielbeachtetes Merkmal des persischen Geschichtsbewußtseins, daß es seine größte Epoche, die des achämenidischen Weltreichs, so schnell vergessen konnte. Wann die Erinnerung an die Achämeniden- und später noch an einen Großteil der Arsakidenzeit wirklich erloschen ist, bleibt eine offene Frage. Die Sassanidenherrscher, die einzigen, von denen größere Selbstzeugnisse inschriftlich vorliegen, erwähnen die alte ruhmreiche Zeit von einst mit keinem Worte mehr, und auch ihre Namen sind — wenn man von Ardeschir = Artaxerxes absieht — andere. Lediglich die Anknüpfung des Herrscherhauses von Sāsān in der Persis an den letzten Achämeniden Dareios III. bleibt bestehen und drückt sich in der Wahl des Namens eines der sogenannten *Frāta'dāras* aus<sup>8</sup>, der auf den Münzen *Dāriyāv* (< *Dāraya'vahu-*) heißt. Zwei weitere dieser Lokalfürsten von Fars nennen sich *Arta'χšaθra* d.h. Artaxerxes, und von daher mögen denn später auch die Sassaniden ihren *Ardašīr* bezogen haben<sup>9</sup>. Freilich ein Kyros oder *\*Kur*, wie er nunmehr heißen müßte, findet sich in der nachachämenidischen Geschichte nirgends mehr. Selbst der Name des Dynastiegründers *Haχā'maniš 'Aχαιμένης* ist spurlos verschwunden.

---

hatte: Drangiana, Areia, Chorasmien, Baktrien, Sogdiana, Gandara, Skythien, Sattagydien, Arachosien. Ein Teil davon mag freilich schon dem Mederreich angehört haben.

<sup>7</sup> Diese Massageten waren Skythen (Herodot I 201) und wohnten jenseits des Oxus (oder Jaxartes?), jedenfalls eines Flusses, den Herodot unter Verwechslung mit dem transkaukasischen *Aras* irrig ebenfalls *Araxes* (\**A<sup>l</sup>raxša-* „den schwarzen“; kurd. *raš* „schwarz“) nennt. Vgl. Verf., Kyros 184<sup>14</sup>, 231.

<sup>8</sup> Über die Lesung des Titels auf den Münzen herrscht keine Einigkeit. Vgl. W. Eilers, Iranische Beamtennamen in der keilschriftlichen Überlieferung I (1940) 119f. Zuletzt hat Paul Naster in Iranica Antiqua 8 (1963) 74–80 über das Problem der Lesung gehandelt.

<sup>9</sup> A. Christensen, Les Kayanides (1931) 146ff.

Der Name Dārā(b) ist es denn auch, den die in Firdausī's Schahname erhaltene Tradition als einziges Stückchen Achämenidengeschichte überliefert. Denn *Dārā* und *Dārāb* (sein Sohn) heißen dort die letzten beiden Könige, die der makedonisch-griechischen Eroberung durch Alexander vorausgehen und ganz schüchtern ans Ende der Kayaniden-Dynastie gestellt sind. Anknüpfungspunkt ist offenbar der Name *Guštāsb*, d.i. der *Kavi Vištāspa* (*Kaiqubād*), Vater des *Spəntō'dāta* = *Isfandiyār*, der Gönner Zarathustras und Förderer seiner prophetischen Mission. Er ist offenbar, wie das noch heute manche Forscher tun, mit dem namensgleichen Vater des Dareios, *Vištāspa* — Hystaspes gleichgesetzt worden<sup>10</sup>. Eine weitere Gleichsetzung lässt sich bei seinem Nachfolger *Bahman* vollziehen, der den Beinamen *dirāz'dast* führt und sonach mit Artaxerxes I. (*Artaxšādra*, *Longimanus/Mακρόχειρ*: 456–425 n.Chr.) verglichen werden kann. Aber freilich vor ihm fehlt Xerxes (*Xšayāršā*), und nach ihm kommt die *Humāi*, die als Gattin des *Bahman* den *Dārāb* unter dem Herzen trug und als nasciturus krönen ließ; und *Dārā* wiederum ist der Sohn des *Dārāb*<sup>11</sup>. Es fehlen also noch *Bahman*, falls = Artaxerxes I., sowie die beiden anderen Namensträger: Artaxerxes II. und III. Der Bahman-Sohn *Dārāb* wäre Dareios II. und dessen Sohn *Dārā* wiederum Dareios III., die doch geschichtlich durch einen großen Zeitraum getrennt sind. Vor allem ist die nächst Kyros größte Gestalt der Achämenidengeschichte, Dareios I., gänzlich unter den Tisch gefallen bzw. in einem vom Westen nicht bestätigten Großkönig *Guštāsb* aufgegangen.

Folgt man dieser verzweifelten Gleichsetzerei, so wäre der Vater des *Guštāsb*, nämlich *Luhrāsb* (merkwürdig umgeformt aus av. *Aurvāt.aspa*), dessen Regierungszeit als wenig glücklich gilt (120 Jahre), etwa mit dem ebenso wenig glücklichen Kambyses gleichzusetzen, der ja tatsächlich auch wie jener Ägypten

<sup>10</sup> Hystaspes war aber nach Herodot III 70–72 Satrap (ὕπαρχος „Statthalter“) der Persis, nach Behistun § 35f. (= II 92ff.) allerdings in Parthien. Dagegen herrschte der Zarathustra-Freund *Vištāspa* als *kavi*- im (Nord-)Osten. Gegen die Gleichsetzung der beiden Personen hat sich mit klassischer Klarheit und Bestimmtheit vor allem Arthur Christensen gewandt (Kayanides 3ff.).

<sup>11</sup> Die Namen *Dārā* und *Dārāb* sind rein künstlich differenziert; beide gehen gleichermaßen auf ap. *Dāraya'va(h)u-* zurück.

erobert hat (525 v. Chr.). Damit entspricht dann sein Vater und Reichsgründer Kyros dem berühmtesten aller Kayaniden, dem sagenumwobenen *Kaihusrau* (60 Jahre). Tatsächlich findet man diese Gleichsetzung *Kaihusrau* = Kyros allenthalben in der europäischen und persischen Literatur. So etwa in den Lexika bei Saïd Nafisy, Dictionnaire Français-Persan II (1931) 1150, bei S. Hayyim, Farhang-i-ğāmi'-i-fārsī bi-Inglīsī II (1314/1935) 684, im Großen Nafīsī (= Farnūdsār); dazu etwa in der Neopersischen Grammatik von Sebastian Beck (1914) 126 und dem Schlüssel dazu (1915) 26 usw.

Das ist verständlich. In der Auffassung, daß *Kaihusrau* wirklich Kyros sei, wurde man — abgesehen vom Namensanklang — leicht bestärkt durch bestimmte Züge der mythologischen Überlieferung. So erzählt das Schahname sehr anschaulich, wie der Held Pīrān den eben geborenen Kaihusrau zur Rettung vor der Eifersucht Afrāsiyāb's und seiner Schar den Hirten des Gebirges übergibt. Das ist das gleiche Motiv wie im Kyros-Roman, wo Harpagos gegen den Willen des Mederkönigs Astyages den jungen Kyros durch den Rinderhirten Mithradates aufziehen läßt (Herodot I 107ff.). Aber es ist eben nur ein Motiv, das immer ähnlich wiederkehrt und sich darum nicht als Beweisstück verwenden läßt. Mit historischer Tatsachenermittlung haben jedenfalls solche Vergleiche nichts zu tun.

Fest steht also, daß beide Überlieferungen voneinander völlig unabhängig bestehen. Vielmehr sind die historischen Tatsachenberichte des politisch aktiven Westens, gesichert vor allem durch hellenischen Geschichtssinn und die eifriges Sammeltätigkeit der babylonischen Keilschriftschreiber, also gleichzeitiger Beobachter, wohl schon im Laufe der Diadochenwirren durch die halb oder ganz mythologische Priesterüberlieferung des zoroastrischen Ostens mit ihren Pischedadiern und Kayaniden verdrängt worden — ähnlich wie der altpersische Bauernkalender mit seinen den babylonischen angegliederten Monaten und Monatsnamen durch den heiligen Kultkalender der östlichen Mazdayasnier ersetzt worden ist. Bereits im zweiten Jahrhundert v. Chr. wird in der neuen Weise datiert<sup>12</sup>.

<sup>12</sup> H. S. Nyberg, Texte zum mazdayasnischen Kalender (1934) mit der älteren Literatur. Besonders die neugefundenen Ostraka aus dem

Hier eine vergleichende Übersicht der beiden Herrscherlisten:

<i>Iranische Mythologie (Osten)</i>	<i>Altorientalische Geschichte (Westen)</i>
(Regierungsjahre nach dem ŠN)	
<i>Kaihusrau</i> (60)	Kyros (559–529)
<i>Luhrašb</i> (120)	Kambyses (529–522)
<i>Guštāsb</i> (120)	Dareios I. (522–486) [Xerxes 486–465]
<i>Bahman</i> (99)	Artaxerxes I. (465–425)
<i>Humāi</i> (32)	Dareios II. (425–405) [Artaxerxes II. 405–358]
<i>Dārāb</i> (12)	[Artaxerxes III. 358–338]
<i>Dārā</i> (14)	Dareios III. (336–330).

Zwar hat es an Versuchen einer Inbeziehungsetzung von religiös-östlicher und politisch-westlicher Überlieferung bei den Orientalen schon früher nicht gefehlt, aber doch eben nicht vor Kenntnisnahme der griechisch-jüdischen Quellen. Von dorther, und nicht etwa aus eigner Geschichtserinnerung, stammen denn auch achämenidische Namensformen wie

arab. *Kirš*, *Kūraš* für Kyros,

*Qamīsūs*, *Qumbisūs*, *Qambūzis*, *Qambāsūs* für Kambyses,  
*Mqrwšr* d.i. Μαρρόχειρ für Artaxerxes III. Longimanus.

In der davorliegenden Literatur der Armenier erscheint Kyros als *Kiuros*, bei den Syrern als *Qūris*, *Qīris*, *Qūrā* usf. Von daher und aus den Übersetzungen griechischer Schriftsteller flutet eine vergessene Überlieferung, oft verstümmelt und mißverstanden, zurück zu den Quellen, die längst versiegt waren.

Diese Quellen an ihrer Ursprungsstätte wieder aufzuspüren und z.T. im wörtlichen Sinne auszugraben, war erst den Bemühungen des 19. Jahrhunderts vergönnt. Entzifferung der mesopotamischen und altpersischen Keilschrift wie der Hieroglyphen Ägyptens, wissenschaftliche Bibelkritik und klassisch-

parthisches *Nisa* (beim heutigen Aschkabad, der Hauptstadt der Turkmenenrepublik) bezeugen vollen Gebrauch des zoroastrischen Kalenders im ersten Jahrhundert v. Chr. Vgl. Papers Presented by the Soviet Delegation at the 23rd International Congress of Orientalists at Cambridge (Moskau 1954) 96f.; dazu Djakonov-Livšic, Dokumenty iz Nisy (Moskau 1960). Literatur auch bei H.W. Henning, Mitteliranisch (1958) 27, 29.

philologische Methode haben dazu beigetragen, das Bild des Altertums zu revidieren und den Alten Orient ganz neu vor unseren Augen erstehen zu lassen. Keilinschriften und sonstige Epigraphik, vor allem die Inschriften der Achämeniden selbst, haben die klassische Überlieferung in Einzelheiten korrigiert, im Wesentlichen aber bestätigt. So setzt nun im Abendland und bald auch in Iran selbst aufs neue der Versuch ein, die östlich-religiöse Überlieferung des Awesta, der Pehlewi-Schriften und der späteren Sage, am reinsten verkörpert durch das Schahname, mit dem wirklichen Geschichtsverlauf der westlichen Quellen in Einklang zu setzen. Aber weit ist man nicht gekommen, und trotz der haltlosen Gleichsetzung des Kyros mit *Kaihusrau* bleibt es dabei, daß das Andenken an den größten aller iranischen Herrscher in seinem eigenen Lande und bei seinem eigenen Volke in der Bigotterie nachfolgender Geschlechter und wahrscheinlich noch vor der Sassanidenzeit untergegangen ist.

IV. Umso heller strahlt uns aber der Name Kyros aus der abendländisch-westlichen Überlieferung entgegen. Diese ist natürlich zuletzt auch östlichen Ursprungs, aber sie läuft doch über ausgesprochen europäische Vermittlung. Unser Kyros-Bild ist einmal geformt von der hellenistisch-humanistischen Seite her, d.h. durch die Autoren der klassischen Antike, die sich in der Verherrlichung dieser einzigartigen Herrscherfigur gar nicht genug tun können. Der andere Anlaß unserer Kyros-Verehrung aber ist das Christentum. Dadurch, daß das Alte Testament Teil der heiligen Schrift der Christen ist, sind auch die Prophetenworte (Deutero-)Jesajas (um 540 v.Chr.) unsterblich geworden, wo Gott spricht:

*Qui dico Cyro: Pastor meus es, et omnem voluntatem meam complebis; qui dico Jerusalem: Aedificaberis; et templo: Fundaberis* (Jes. 44, 28).

Und:

*Haec dicit Dominus christo meo Cyro, cuius apprehendi dexteram, ut subjiciam ante faciem ejus gentes, et dorsa regum vertam, et aperiam coram eo januas, et portae non claudentur* (ibid. 45, 1).

Der versprochene Aufbau des Tempels in Jerusalem ist tatsächlich im Jahre 516 bereits vollendet (sog. Zweiter oder Serubbabel-

Tempel), wenn auch freiwillig erst unter Artaxerxes II. ein größerer Teil der Juden, geführt von Esra, endgültig wieder nach Palästina zurückkehrt. Aus dankbarer Gesinnung und zum Teil auch aus der irrgigen Vorstellung, Kyros habe sich zum Judentum bekehrt, ist heutzutage Cyrus bei Juden und Christen, besonders bei Puritanern und in den USA, ein beliebter Rufname, den man gern aus frommer Gesinnung dem Neugeborenen auf den Lebensweg mitgibt.

Die vielzitierte und als Prophezeiung verkleidete Schilderung Pseudo-Jesajas, wie sich vor Kyros allenthalben Tore und Pforten öffnen, scheint geradezu auf den kampflosen Einzug des Großkönigs in Babylon anzuspielen (am 12. Oktober 539 v. Chr.), den der Verfasser von Deutero-Jesaja als Exiljude an Ort und Stelle miterlebt haben mag. Das ist wirkliche Geschichte; denn auch die babylonischen Quellen berichten von Kyros' unblutigem Einzug in die Stadt (Nabonid-Chronik III 15f.: *sabē<sup>pl</sup> "Ku-raš ba-la šal-tu<sub>4</sub> ana Bābili<sup>ki</sup> ērubū*), und er selbst sagt es durch den Mund der babylonischen Priester in seinem akkadisch geschriebenen Kyros-Zylinder, der einzigen größeren Inschrift, die wir von Kyros haben: *ba-lu qab-li ù ta-ha-zī* „ohne Kampf und Schlacht“. Falls wir Herodots legendärem Bericht trauen dürfen, geschah das freilich durch eine Kriegslist: die Ableitung des Euphrat. Das trockene Bett des Flusses, der mitten durch die Stadt fließt, gab den Truppen des Kyros den Weg frei (Herodot I 191).

Berühmt war des Kyros Toleranz in Glaubenssachen (Erlaubnis zum Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem) und seine Milde dem geschlagenen Feinde gegenüber. Sogar der Meder Astyages wurde als Großer an seinem Hofe aufgenommen (Herodot I 130), Kroisos von Lydien blieb (vgl. Herodots Legenden) ebenfalls im großköniglichen Gefolge bis in die Zeit des Kambyses hinein, und selbst der greise König von Babylon, Nabonid, wurde begnadigt. Auch Dareios hat sich später ähnlich verhalten. Die Welt hatte vorher dergleichen Milde und Großmut nicht gesehen, vor allem nicht der Vordere Orient, der durch die friedvoll-einigende Kraft der Perser damals überhaupt ein ganz neues Gepräge erhielt.

Kein Zweifel, daß hinter dem politischen Auftreten der Achämeniden außer taktischer Klugheit natürlich die sittliche Größe

und der ganze religiöse Ernst Zarathustra's stand. Zwar vermissen wir noch immer in den bisher gefundenen Achämeniden-Inschriften den Namen des großen Religionsstifters; aber schließlich fehlte uns der Name Buddhas auch lange Zeit in den Inschriften von König Aśoka (272–237 v.Chr.), bis er schließlich doch auch, wie zu erwarten, gefunden wurde. Die Griechen, selbst erst später den Namen Zoroaster erfahrend und ermessend, haben die moralische Überlegenheit des Persertums aufs tiefste empfunden. Das spiegeln deutlich die alten Berichte. Besonders Xenophon hat als Begleiter des Jüngeren Kyros (401 v.Chr.) die moralischen Grundlagen Irans und seiner Erfolge begriffen und aufrichtig bewundert. Das hat durchaus auch im ersten Buche seiner an sich trocken geschriebenen Anabasis einen bemerkenswerten Niederschlag gefunden. Durch persönlichen Umgang mit persischen Großen und leidvolle Erfahrung mit den eigenen hellenischen Landsleuten belehrt, wandte sich der philosophische Mann und Schüler des Sokrates einer Staatsphilosophie zu, der die iranischen Ideale weitgehend entgegenkamen. Für den Entwurf eines Fürstenspiegels schien ihm jedenfalls keine Gestalt mehr geeignet als der große Reichsgründer, dessen Name ihm schon im Jüngeren Kyros so sympathisch entgegeneklungen war. Unter dem Leitbild des Kyros und weitgehend unhistorisch bringt er alle edlen Gedanken zum Ausdruck, deren sein eigener aristokratischer Sinn fähig ist. Mögen die acht Bücher der Kyru-pädie noch so romanhaft dahinerzählt sein und vor allem des Philosophen eigenes Weltbild der Nachwelt überliefern, sie bleiben doch für Iran und seinen größten Sohn Kyros ein stolzes Zeugnis, das um so höher gilt, als es der Feder des griechischen Erbfeindes, wie man zu sagen pflegt, entflossen ist. Welcher Perser hätte ihm ein schöneres Denkmal setzen können?

*Cyrus ille a Xenophonte non ad historiae fidem scriptus, sed ad effigiem iusti imperii* (Cicero im Brief an seinen Bruder Quintus I 1,8).

Würzburg,  
Orientalisches Seminar  
der Universität,  
Ludwigstraße 6

Wilhelm Eilers

## Some Homeric Evidence for the History of the Augment

### I

While students of literature persist in regarding the optional augment in Homer as a poetic licence<sup>1</sup>, linguists have long been aware that the option is a relic of a state of the language where the augment had not yet been inseparably attached to those tenses which later carried it<sup>2</sup>. This fact does not exclude the use of the option as a licence, and should not be taken to imply that such use was other than very early: that it was is clear from its diffusion. But the antiquity of the augment does not entail that its optional use in Greek and Vedic poetry is, as Wackernagel first argued some 40 years ago, evidence for an inherited *Dichtersprache*<sup>3</sup>—the existence of which may nevertheless be argued from other evidence<sup>4</sup>. Nor does this antiquity necessarily mean that we can learn nothing about the history of the

<sup>1</sup> Most recently M. L. West, Greek Poetry 2,000–700 B.C., CQ n.s. 23, 1973, 179. West, following Wackernagel (see below and n. 3), further takes this ‘licence’ as part of the case for the common origins of Greek and Vedic metre.

<sup>2</sup> So Brugmann, *Grundriß II*<sup>2</sup>. 3. 1 (1913) 10ff.

<sup>3</sup> Indogermanische Dichtersprache, *Philologus* 95 (1943) 2–4 (= Kl. Schr., Göttingen 1953, I. 187–189), a posthumous article given as a lecture in 1932.

<sup>4</sup> So Wackernagel, *ibid.* 4–19 (= 189–204), R. Schmitt, *Dichtung und Dichtersprache in Indogermanischer Zeit*, Wiesbaden 1967. The case for IE. poetry must in any case rest on metrical rather than language comparisons. The case was originally put forward on this basis by A. Meillet, *Les origines indo-européens des metres grecs* (Paris 1923), later supported from Slavonic evidence by R. Jakobson, *Studies in Comparative Slavic metrics* (Oxford Slavonic Papers 3, 1952), esp. 62–66 (= *Selected Writings IV*, The Hague 1966, 459–463), and from O. Irish by C. Watkins, *Indo-European Metrics and Archaic Irish Verse*, *Celtica* 6 (1963) 194–249. Lately M. L. West, in a survey of other languages, has argued that Italic and Germanic metre should also be seen as inheritors of this tradition, *Indo-European Metre*, *Glotta* 51 (1973) 161–187.

augment from Homer: it is the purpose of this article to suggest that we can. If there are linguistic rather than stylistic rules behind Homeric augmentation or lack of it, then the *Dichtersprache* thesis is, on this point, weakened, if not entirely invalidated, since no one would argue that an oral tradition did not make metrically convenient choices from the linguistically diverse material available to it. One could go further and wonder if the poetic exploitation of a process—the attachment of the augment—which happened to be going on in more than one language while poetry was being evolved was not perhaps coincidence.

Wackernagel's view depended on the normal presence of the augment in Greek, Vedic<sup>5</sup> and Classical Sanskrit prose, as opposed to Homeric and Vedic poetry: combining this with the almost universal presence of the augment in the Old Persian inscriptions, which are in prose, as contrasted with its floating position in the Avesta, which is mainly verse, he concluded that prose always had the article everywhere, and that the optional character of augmentation in the verse texts was an indication of an inherited poetic language.

There are two difficulties about this view. The first is that the Greek and the oldest Vedic verse material is, with one notable exception, namely the dialect or language written in Linear B, considerably older than the oldest surviving prose of both languages, so that the verse may simply retain an otherwise obsolete or obsolescent feature. Here it should be noted that the later Atharva-veda already has fewer unaugmented forms than the Rig-veda<sup>6</sup>. The second difficulty is that the difference between the two groups of Iranian texts could, as Wackernagel himself pointed out, though he does not seem to have been much concerned about the implications, be a matter of dialect rather than genre. That different languages or dialects make different choices is obvious, and there is no inherent reason why an

<sup>5</sup> In the Brāhmaṇas its absence is almost confined to the verb of negative commands introduced by mā, cf. W. D. Whitney, Sanskrit Gramm.<sup>2</sup> (Leipzig 1889) § 587.

<sup>6</sup> Cf. Whitney ibid.: about 475 unaugmented to 1,450 augmented in AV. compared with 2,000 to 3,300 in RV.

augment isogloss should not include Old Persian, but in general exclude the language of the Avesta. Admittedly one would then have to explain why there are any augmented forms in the Avesta at all. But that the Iranian situation is a matter of dialect choice is further suggested by the far lower frequency of augmented forms in Avestan than in early Greek or Sanskrit—about 1 in 20 according to Bartholomae, though there are difficulties of identification<sup>7</sup>. This could mean either that dialects represented by the Avesta were merely on the fringe of those where the augment was becoming a standard feature, or that they were well on the way to dropping the augment before it had become firmly established. As a parallel for its presence one might think of the apparently partly arbitrary selection of ‘Aeolic’ forms found in Homer, perhaps drawn from the fringes of the dialects otherwise represented<sup>8</sup>. Moreover, Old Persian is roughly contemporary with Classical Greek. That optional augmentation is a function of age is indicated by the evidence now available from Mycenaean, where the material

---

<sup>7</sup> Chr. Bartholomae in Geiger and Kuhn, *Grundr. der Iranischen Philol.* I. i. 189f.

<sup>8</sup> Lest it be said that this is merely a characteristic of the Homeric *Kunstsprache* and that a given feature, if present at all, should be present uniformly in any one form of speech, one might compare the different selection in different words of reflexes of Latin *sc-* in French speaking areas: on this cf. L. Bloomfield, *Language* (London 1935) 335–338.

<sup>9</sup> The difficulties this produces either for the *Dichtersprache* explanation of the behaviour of the augment or, alternatively, for the usual view of the relation between Mycenaean and historical Greek are pointed out by H. M. Hoenigswald, *Mycenaean Augments and the Language of Poetry*, in *Mycenaean Studies*, Proc. 3rd Int. Colloquium for Mycenaean Studies “Wingspread”, 4–8. 9. 1961 (Madison 1964) 180–182; cf. also O. Szemerényi, *Mycenaean: a milestone between Indo-European and Historical Greek*, in *Atti e Memorie del 1º Congr. Int. di Micenologia*, Roma 27. 9.–3. 10. 1967 (Rome 1968) II. 724. R. Schmitt, who wishes to interpret unaugmented forms as injunctives, argues that the reason for lack of augmentation in Mycenaean is that the verbs on the tablets make bare statements with no time significance, and are therefore injunctives, *Zwei Bemerkungen zum Augment*, *KZ*. 81 (1967) 66f.: on this cf. n. 27 below.

we have is certainly prose<sup>9</sup>, and antedates the earliest Greek verse—except perhaps a few isolated formulae—and possibly the earliest Vedic verse as well<sup>10</sup>. And in Mycenaean the augment is, with one probable exception, *a-pe-do-ke* (PY Fr. 1184. 1), or perhaps two, always absent<sup>11</sup>. This is admittedly puzzling, since one might expect to find in Mycenaean some trace of a Greek feature with IE origins, but to explain the situation here in terms of dialect difference is not easy — unless one rejects the generally accepted view that the language of the tablets is the ancestor of Ionic type Greek<sup>12</sup>. It is, however, just possible that the absence of augmented forms is a matter of chance, since the vast majority of Mycenaean finite verbs appear in the present, and temporal augments would in any case be concealed by the spelling system<sup>13</sup>. If it were not for the difficulty of assuming that more or less adjacent but by then separate languages independently adopted the same particle to mark pastness, it would be tempting to put Mycenaean with Hittite whose records ended at roughly the same time and which, as we have already pointed out, distinguished past and present by endings alone<sup>14</sup>, and take this agreement as indicating that the augment came in after 1200 B.C. in at least the western part of the area where it was subsequently found. Difficult, but not impossible, since parallel developments in contiguous but already independent languages are not unknown<sup>15</sup>. If that were the case,

---

<sup>10</sup> The usual dating of these to 1,200–1,000 is little more than a guess, cf. T. Burrow, *The Sanskrit Language* (London 1955) 31.

<sup>11</sup> The second is *a-pe-e-ke*, PY An 724. 2. 5. 7, variously interpreted, which could be ἀφεηκε. It has been suggested that *a-pe-do-ke*, as opposed to the usual *a-pu-do-ke*, may represent ἀπεσδωκε < \*ἀπεκσδωκε, cf. Hoenigswald, *loc. cit.* 179.

<sup>12</sup> See esp. E. Risch, *Die Gliederung der griechischen Dialekte in neuer Sicht*, MH. 12 (1955) 61–76.

<sup>13</sup> Since the temporal augment is simply the syllabic augment + ́, with very early contraction, the two kinds of augment have been treated together throughout.

<sup>14</sup> Cf. J. Friedrich, *Hethitisches Elementarbuch*, I<sup>2</sup> (Heidelberg 1960) 76f.

<sup>15</sup> To the languages already discussed must be added Armenian and Phrygian. On this localization of the augment cf. W. Porzig, *Die Gliederung des indogermanischen Sprachgebiets* (Heidelberg 1954) 87.

optional augmentation as part of an *inherited* poetic language is unlikely. A further difficulty for the view that the handling of the augment is a function of *Dichtersprache* might be seen in the absence of augmentation or at least any relic of it in some of those languages which have been claimed as inheritors of IE poetry, namely Slavonic and Old Irish<sup>16</sup>. The obvious answer to this objection—that these languages simply do not use augments—is almost certainly correct, but its consequence is that the way the augment is used should be seen primarily as a function of language and not of poetry.

## II

Let us now return to Homeric Greek. What, on the hypothesis that the ‘optional’ augment is related to a transition between augments nowhere and augments everywhere, might one expect to find? The historical tense structure suggests the possibility that the separate IE particle \**e*, which became the augment, came into use as a contrastive mark of pastness marking the past tenses of those stems, namely the perfect and present, which carried a past: present time distinction and not, at first, the aorist which had no such distinction. To speculate for a moment. The augment as a mark of pastness is strictly unnecessary, as can be seen from Hittite, where endings alone mark time<sup>17</sup>. It might be explained as arising when the relevant group of speakers no longer felt that the distinction between primary and secondary endings was adequate to distinguish past and present tenses, previously distinguished in at least

---

We cannot of course be certain of the exact relative location of the speakers of all these languages at an in any case uncertain time, nor is it intended to imply that the process proceeded at a uniform pace.

<sup>16</sup> Cf. however A. Vaillant, BSL. 58 (1963) xxvii, who argues that certain accentual features of Serbo-croat indicate the presence of a lost augment in the Slavonic languages; for the traditional view cf. e.g. Meillet, *Les Dialectes Indo-Européens*<sup>2</sup>, (Paris 1922) 100f.: the formation of new imperfects in Latin, Slavonic, and other languages, shows that they did not have the augment. Nevertheless, double marking cannot be excluded.

<sup>17</sup> Cf. Friedrich, loc.cit.

some areas by a marked present<sup>18</sup>. An obvious possible starting point in Greek, though not in Vedic, would be the otherwise identical first and second persons plural of the present and imperfect, both active and medio-passive<sup>19</sup>. Languages which did not use the augment resorted to other ways of marking pastness, as witnessed by the new imperfect formations such as those in Latin and the Slavonic languages<sup>20</sup>. If then Homeric usage reflects linguistic history, we might expect to find that the absence of augmentation is more frequent with aorists than imperfects. This is the situation in Vedic<sup>21</sup>. It does not, however, turn out to be the case in Greek, where the imperfect shows a higher proportion of unaugmented forms than does the aorist. But closer inspection reveals that this overall picture obscures a significant variation within the body of aorists.

### III

The following observations are based on an inspection of *Iliad* 11, a reasonably typical book providing a sample of 848

<sup>18</sup> As shown by the addition of *-i* to the endings of 2nd and 3rd sg. and 1st and 2nd pl. in the Hittite present paradigm and to 1st, 2nd and 3rd sg. of the active primary endings in Skt. With these we may compare Gk. past *-τό/ντό* and present *-τοι/ντοι* as attested in Myc. Arc. and Cypr. (*-τοι*), distinguished again by the addition of *-i* (the significance of this affix was already noted by R. Thurneysen, *Der Indogermanische Imperativ*, KZ. 27, 1885, 172–180): on these as the original Greek and IE. middle endings cf. M. S. Ruipérez, *Desinencias medias primarias indoeuropeas*, sg. 1.<sup>a</sup> \*-(*m*)*ai*, 2.<sup>a</sup> \*-*soi*, 3.<sup>a</sup> \*-(*t*)*oi*, pl. 3.<sup>a</sup> \**ntoi*, *Emerita* 20 (1952) 8–31, and *Some Remarks on the Mycenaean Verbal Ending -τοι*, *Minos*, n.s. 9 (1968) 156–160. Before the appearance of the second of these articles Ruipérez' now widely accepted view was attacked, in favour of the previously traditional view that 3sg. and pl. \*-*tai* and \*-*ntai*—and also 2sg. \*-*sai* rather than *-soi* were the original IE. endings, by E. Neu, *Die indogermanischen primären Medialendungen \*-(m)ai, \*-sai, \*-(t)ai, \*-ntai*, *IF*. 73 (1968) 347–354.

<sup>19</sup> The identity of these forms in the active was noted by Meillet, *Dialectes* 100, but he does not seem to have followed up the implications for the aorist.

<sup>20</sup> Cf. e.g. J. Kuryłowicz, *The inflectional categories of Indo-European* (Heidelberg 1964) 134f.

<sup>21</sup> Cf. Whitney loc.cit. (n. 5).

lines. The figures given take account only of forms where the presence or absence of augments is metrically secure<sup>22</sup>.

Here we find that aorists as a whole are in fact more often augmented than imperfects. But the proportion of augmented and unaugmented strong aorists is similar to that shown by the imperfect, while there is a noticeable difference between strong aorists and sigmatic aorists. For this purpose, all aorists which are historically sigmatic are counted as such even though phonetic change has obscured this in Classical Greek, as in cases like *ἔφηνα* < \*ἐφαν-σα

Table 1<sup>23</sup>

	Augmented	Unaugmented	Approx. Ratio
Imperf.	28	73	1 : 2 <sup>1/2</sup>
Str. Aor.	27	76	1 : 2 <sup>1/2</sup>
Wk. (-s-) Aor.	37	50	3 : 4
All Aor.	64	136	1 : 2

Since it has often been observed that there is a difference between the frequency of augmentation in speech and narrative<sup>24</sup>, it should be added that the preponderance of unaugmented forms is less marked in the speeches, but equally clear. The ratio for imperfect and strong aorists is closer to 2 : 1 in speeches and 3 : 1 in narrative.

The correspondence between the situation of the strong aorist and the imperfect is of some importance, since it casts some doubt on the most obvious explanation of the frequency of unaugmented strong aorists, namely that the addition of a syllabic augment to a stem of the form C#RC, carrying more often than not an open syllable termination, would produce three successive light syllables — as opposed to the same addition made to the

<sup>22</sup> Thus examples of the form *μήτια καῖς*, *ἔπετελλε*, *προσέφη* are ignored. The type *νήεσσι πέσον* has also been discounted, though this procedure might be questioned.

<sup>23</sup> All duals have been excluded from this table and listed separately in table 2.

<sup>24</sup> Cf. e.g. P. Chantraine, *Grammaire Homérique I<sup>3</sup>* (Paris 1958) 484.

CVRC form of weak aorist stems derived from presents. On the other hand, the suggestion made above that the absence of augmentation might be related to the lack of time distinction in the case of aorist stems cannot stand because of the parallel frequency of augmentless imperfects, also, like the weak aorists, based on CVRC stems. Moreover, a few spot checks will confirm that any explanation of unaugmented forms in terms of function, e.g. unaugmented forms denote an action without any specification of tense or aspect, breaks down<sup>25</sup>. While certain tendencies may be observed, there seems to be no consistent relation between sense and form. This was clearly seen by Chantraine<sup>26</sup>, though the question has been re-opened by recent attempts to see the augmentless forms as reflexes of an IE. injunctive, a naming-only form of the verb<sup>27</sup>.

If we are prepared to accept that the conventions of oral traditional poetry entail metrically convenient use of available material without entirely upsetting the internal relations of the language at any given time, the case of the sigmatic aorists may acquire some significance. Why the difference in ratio? If it were merely a matter of weak aorists as opposed to strong aorists metrical exigencies might provide an adequate explanation, but such an explanation would be invalidated by the figures from the imperfect.

One should perhaps consider the possibility, which only emerges if strong and weak aorists are separated, that the presence of augmentation is in some measure related to the age of the form, and that perhaps the addition or removal of augments

<sup>25</sup> A clear exception is the gnomic aorist, which, surprisingly, is almost always augmented, cf. Chantraine *ibid.*

<sup>26</sup> Op. cit. II (1953) 183ff.

<sup>27</sup> So Schmitt, *Dichtung und Dichtersprache* 39f., reporting the then unpublished conclusions of K. Hoffmann, *Der Injunktiv im Veda* (Heidelberg 1967) that the augmentless forms in Vedic may be seen as naming-only verbs, and P. Kiparsky, *Tense and Mood in Indo-European Syntax, Foundations of Language* 4 (1968) esp. 39–41. But cf. the remarks of K. Strunk, *Zeit und Tempus in altindogermanischen Sprachen*, *IF* 73 (1968) 308 n. 59, and C. Watkins, *Indogermanische Grammatik* (hrsg. J. Kuryłowicz) III (Heidelberg 1969) 45, who makes the important point that the injunctive as such is I-I and not IE.

Some Homeric Evidence for the History of the Augment 75

*metri gratia* has not much changed the overall balance in successive forms of speech<sup>28</sup>. So in particular the greater number of augmented weak aorists could be explained as follows. The sigmatic aorist, though widely diffused, is a relatively late IE. formation with divergent developments in the various languages<sup>29</sup>, the lateness usually being manifested in increasing productivity. Now, if the full development of the sigmatic aorist were roughly contemporaneous with that of the early stages of the attachment of the augment in those languages which used it, whereas the strong aorist was already an established form, we should have an explanation of the imbalance. That both the -s-aorist and the attachment of the augment are late would support such a view. If it were correct, then the Homeric usage would not after all substantiate the suggestion made above that the augment was not at first applied to the aorist, but it could be seen as reflecting the history of Greek in this area too, a conclusion which on general grounds should not be entirely surprising.

A look at the use and non-use of the augment in other cases of less frequent occurrence tends to confirm this hypothesis. While the numbers of forms involved are small, they do seem to show a trend.

Table 2

	Augmented	Unaugmented	Ratio
Dual (all)	1	6	1 : 6
Pluperf.	8	4	2 : 1
Aor. Pass.	5	1	5 : 1

Here we see that the figures for the duals show an inversion of the figures for the pluperfect and aorist passive. Moreover, the proportion of unaugmented to augmented forms is double that

<sup>28</sup> This point is not affected by the likelihood that there may often have been a time-lag between the use of a form in ordinary speech and its incorporation into the formulaic system.

<sup>29</sup> This was first shown by Meillet, *Sur l'aoriste sigmatique*, in *Mélanges Saussure* (Paris 1908) 81–106; cf. now Watkins, *Indo-European origins of the Celtic verb I. The sigmatic Aorist* (Dublin 1962) 11–17, taking account of later material.

found with all the remaining strong aorists and imperfects, so that here again age may well be the explanation. The dual is already in some respects an archaism in Homeric Greek, as witness the well-known case of the extraneous Ajax at *Iliad* 13. 203<sup>30</sup>. Perhaps its fossil state preserved it from augmentation, though here again metrical considerations may have played some part. By contrast with the dual, the pluperfect is a late formation<sup>31</sup>, and the aorist passive later still<sup>32</sup>. Significantly, both are later than the -s- aorist. Unlike it, the aorist passive and two of the three kinds of pluperfect are peculiar to Greek, and, compared with the -s- aorist, both tenses show an even lower frequency of augmentation. So we can see a decline in the frequency of augmentless forms from the dual through strong aorists and imperfects to sigmatic aorists, pluperfects and aorist passives, a decline linked with the decreasing age of the forms involved.

#### IV

Thus there would seem to be some evidence to show that the use of the augment in Homeric Greek relates to the history of the language, though the formulaic system of composition means that allowance must always be made for the adoption of convenient forms from the speaker's competence. There seems to be a sufficiently clear set of trends in the occurrence of the augment to indicate that it is in overall terms linked with the age of the various forms affected rather than a manifestation of an IE poetical language for which the optional augment is not the only argument. One might also suggest that the evidence here considered indicates that the IE aorist indicative had acquired a past sense by the time that augmentation developed. It need hardly be said that the tentative suggestions here offered are

---

<sup>30</sup> On this cf. Wackernagel, Zum Homerischen Dual, KZ. 23 (1877) 302–310 (= Kl. Schr. I, 538–546).

<sup>31</sup> Cf. Chantraine, *Histoire du Parfait grec* (Paris 1927) 56–59 and Schwyzer, Gr. Gramm. I 776f.

<sup>32</sup> Cf. Schwyzer, *ibid.* 756.

Some Homeric Evidence for the History of the Augment 77

likely to require some modification in the light of a fuller study of the Homeric corpus<sup>33</sup>, and also those variables that might affect the issue, though it may well be the case that these are too many and too complex for a significant assessment.

University of Liverpool,  
Dept. of Greek,  
P.O. Box 147,  
Liverpool

H.J. Blumenthal

---

<sup>33</sup> The figures compiled by J.A.J. Drewitt, *The Aorist in Homer*, CQ. 6 (1912) 44–59 and 104–120 do not help in answering the questions here discussed since they neither separate sigmatic and asigmatic aorists nor take account of tenses other than aorist and imperfect. Drewitt's conclusion, that the augment primarily marked aorists with a present meaning has not been accepted, cf. already A. Shewan, *The Homeric Augment*, CP. 7 (1912) 397–411, and P. Kretschmer, *Glotta* 6 (1915) 298.

## Prosodics of Vowel and Syllable in Greek and Latin

The term ‘prosodics’ in my title refers, not to matters metrical (for these I use ‘metrics’), but to suprasegmental or non-segmental properties of the chain of speech: accent, intonation, vocalic and syllabic quantity, and syllable boundaries (which, though one may regard them as segmental, often are intimately connected with, and determine, other prosodic features)<sup>1</sup>. A prosodic property that is employed for purposes of distinction (for example, vowel quantity in Classical Latin) is called prosodicemic.

I shall use the terms ‘long’ and ‘short’ for vowels; syllables will be called ‘heavy’ and ‘light’ (for definition, see below). This distinction goes back to the ancient Indic grammarians, but it has been disregarded by most philologists and linguists. Accordingly I shall speak of vocalic quantity and syllabic weight. Syllabic quantity will enter my analysis also, but as a feature of metrical discourse exclusively (albeit with the possibility of being transplanted into particularly solemn or high-style prose). To demonstrate the convenience and propriety of the triple, in place of the traditional double distinction, is the purpose of this article.

Three contrasting prosodic systems pertaining to vowel and syllable may be set up.

(1) The VOCALIC QUANTITY system, in which long and short vowels are prosodemically distinguished. The phonetic realization of this distinction is achieved either by varying the actual duration of the vowels, or by other features (for example, tenseness versus laxness, closeness versus openness), or, perhaps

---

<sup>1</sup> The entire prosodic system of Latin (Spoken and Written Latin), its relation to metrics, and its historical evolution into the Romance systems, is treated in a forthcoming book of mine, Latin-Romance phonology: prosodics and metrics, Wilhelm Fink Verlag: Munich.

most commonly (certainly so in Greek and Latin) by a combination of two or more features. (To be sure, the total absence of the actual duration distinction causes the term 'vocalic quantity' to be a misnomer—at least on the phonetic, acoustic level; but on the phonemic level all that is required is that a prosodic distinction be maintained between, for example, ē and ě, whatever the means.)

In Attic Greek, the place of the accent in a word is free (with certain restraints: no farther back than the antepenultimate syllable, recessive in finite verb forms), that is, non-predictable, or prosodic. But once its place is known, the type of accent (acute or circumflex or grave, with the last being either an alternate of the first in certain positions, or denoting, especially in older orthography<sup>2</sup>, the absence of accentuation) is predictable from vocalic quantity alone, uninfluenced by so-called syllabic quantity. Hence, for example, a short-vowel penultimate syllable long positione (more about this kind of syllable will be said presently) followed by a short-vowel final syllable, bears the acute rather than the circumflex: λέκτρον, not \*λῆκτρον, but λῆψις, λῆμα; and a long-vowel penultimate syllable bears the circumflex if the final syllable has a short vowel though it is long positione: ἔλιξ, not \*ἥλιξ. If it is a final long-vowel syllable that bears the accent, however, one must have recourse to morae (two morae for long, one mora for short) in order to decide whether the acute or the circumflex accent is appropriate: if the first of the two morae constituting the long vowel bears the accent, it will be a circumflex, if the second mora, it will be an acute; hence τιμῶ < τιμάω (or τιμάώ), but βεβώς < βεβαώς (or βεβάώς). Now it is true that there seems to enter into the description an historical component, which is, according to orthodox descriptivist theory, illegitimate. Whatever the merit of this stringency, with respect to the Greek final syllable, where there is always involved a

---

<sup>2</sup> Written accent marks were originated by the Alexandrian scholar Aristophanes of Byzantium, about 200 B.C. It is often said that they were invented to help foreign learners of Greek; but it appears that in Aristophanes' day the classical Greek accentuation had fallen into disuse also among many native speakers of contemporary Greek, who needed an orthographic crutch as much as did foreigners.

contraction of vowels, both the contracted and the uncontracted forms are generally available in the record, so that one is able to derive accentuation from synchronic evidence. One may conclude that syllabic quantity (or indeed, as will be seen presently, syllabic weight) is irrelevant in the determination of the type of accent borne by an Attic Greek word.

(2) The SYLLABIC WEIGHT system, in which all syllables, whether open or closed, with long vowels, and all closed syllables with short vowels are reckoned heavy, whereas all open syllables with short vowels are reckoned light.

Of course, this definition is predicated upon a phonological (as opposed to an orthographic or morphological) rule of syllabification, that is, of syllable boundaries. I have dealt with the syllable in great detail in a recent book<sup>3</sup>. For the present purpose, I shall cite only such rules and definitions of syllabification as are pertinent here.

(a) A consonant group is what I call a (genuine) *cluster* if all of its members belong to the same syllable; if they must be divided among two adjacent syllables, they form a *sequence*. (This distinction between cluster and sequence has proved most fruitful, especially in historical accounts, where customarily both types are combined under the heading 'consonant clusters'.)

(b) Whether a consonant group in a given utterance must be analyzed as a cluster or as a sequence is determined on distributional, or phonotactic, grounds. In general, postpausal (implicitly word-initial) and prepausal (implicitly word-final) groups are by definition clusters; hence if one such occurs word-medially, it is also a cluster, either a syllable-initial or a syllable-final one<sup>4</sup>.

---

<sup>3</sup> Ernst Pulgram, *Syllable, word, nexus, cursus* (The Hague 1970).

<sup>4</sup> It seems that groups whose first member is /s/ must be excluded from this rule: even though such groups occur, in Greek and Latin as well as in other languages, as word-initial clusters, they must be viewed as sequences word-medially, the /s/ being attached to the preceding syllable: *sterno*, but *agrēs-tis*; the second word has the accent on the penultimate syllable, which therefore, since the vowel is short, must be heavy (not 'long': see below), hence closed. I am not prepared to claim that this behavior of /s/-groups is a universal; but it does hold for Greek and Latin. And it is noteworthy that in some dialects of

(c) In the syllabation of a phonological word (which may be a single lexical item; or a lexical item accompanied by one or several clitics—which I call nexus; or a series of lexical items behaving prosodically like a single word and being bounded by pauses, like the so-called breath group in French—which I call cursus<sup>5</sup>) as many syllables as possible must be kept open. Hence in word-medial position a cluster must not be split (*inte-grum*, not *\*integ-rum*), and only sequences close word-medial syllables (*ac-tus* not *\*a-ctus*; but ἀ-κτή, since in Greek /kt/ is a word-initial cluster, as in κτείνω). Also the presence of a vowel that does not occur word-finally necessitates the closing of the syllable by means of the following consonant. (This rule is irrelevant in Greek and Latin, where all vowels occur word-finally. But in English, for example, where /æ/, the vowel of *bat*, does not occur word-finally, one must syllabize *estab-lish*, and not *\*esta-blish*, although /bl/ is a word-initial cluster). The axiom of the maximal number of open syllables is based upon the synchronic dominance of, and the diachronic tendency toward, open syllabicity common to all languages.

By applying these rules of syllabation, I may now restate the rule on the placement of the accent in Classical Latin, usually phrased in terms of syllabic quantity, in terms of syllabic weight, thus: The Classical Latin accent is on the penultimate syllable (if there is one) of a word if that syllable is heavy (i.e., if it has a long vowel, or a short vowel and is closed); but if the penultimate syllable is light (i.e., has a short vowel and is open), the accent is on the antepenultimate syllable (if there is one)<sup>6</sup>.

---

Latin, word-initial /s/-clusters were abolished through the appearance of a prosthetic vowel: *spica* > *espica* > Spanish *espiga* (syllabized *es-piga*; Modern Spanish does not tolerate word-initial /s/ plus consonant, or *s impura*), French *épi*.

<sup>5</sup> This tripartite prosodic division has led me to postulate a typological classification into word-, nexus-, and cursus-languages. Classical Latin belongs accordingly to the third, Spoken Latin to the second class, with important prosodic and metrical repercussions for both. For details see my book cited in fn. 1.

<sup>6</sup> But since I place Classical Latin among the cursus-languages, a phonological ‘word’ (as distinguished from the lexeme of the dictionary) is in fact a cursus, and there is but one accent in the entire cursus, and

Just as the type of accent in Greek is determined by vocalic quantity, so the place of the accent in Classical Latin is determined by syllabic weight; neither is dependent on syllabic quantity—whatever it may turn out to be<sup>7</sup>.

(3) The SYLLABIC QUANTITY system, which is employed in Greek and Latin metrical theory and practice, differs from the syllabic weight system in that not only all heavy syllables belong to the same class, and are counted metrically long, but also those light syllables whose vowel is followed by two or more consonants. It must be noted, however, that these short-vowel light but long syllables are not defined phonologically, by reference to vocalic quantity and syllabic boundaries: if they were, long syllable would be equivalent to heavy syllable, and short to light—and either the notion of quantity or that of weight would be redundant to begin with<sup>8</sup>. Rather, the short-vowel light-but-long syllable is defined by a mere counting of consonants after the vowel, regardless of the place of these consonants in syllabation. In other words, the short-vowel light syllable that is metrically long is *phonologically* indefensible. And it must also be noted that, were it not for metrical usage (albeit transferred to prose under certain conditions: see below), we should know nothing of this type of syllable: it has no place, either descriptively or historically, in the prosodic systems of Greek and Latin.

---

lexeme boundaries are phonetically obliterated (as they are in the so-called French breathgroup, which is also a cursus: see Ernst Pulgram, Prosodic systems: French, Lingua 13, 1965, 125–144).

<sup>7</sup> No evidence exists for more than one type of accent in Latin, although it is quite possible that foppish imitations of Greek accentuation and slavish copying of Greek by Latin grammarians may have caused some speakers of Classical Latin to pronounce acutes and circumflexes: *primus*, *pédem*, *mündus*, etc. But this is an affectation which, though phonologically unjustifiable, is harmless since it does not interfere with comprehension: the accent is properly placed, even if peculiarly articulated.

<sup>8</sup> If one chooses the terms ‘long’ and ‘short’ for ‘heavy’ and ‘light’, respectively, duration is not necessarily implied for syllables any more than it is for vowels (see above); one may as well have termed the two syllables ‘A’ and ‘B’. It does not matter how one names a class of things

For example, the first syllable of *ἄκτη* is light: it has a short vowel, and it is open because in Greek /kt/ is a permissible syllable-initial cluster; yet metrically the syllable is long in classical poetry. The same is true of the second syllable of Latin *int̄egrum*, which has a short ē followed by the cluster /gr/. However, it is true that sometimes a syllable whose vowel is followed by a cluster consisting of muta cum liquida, that is, by a plosive followed by /r/ or /l/, is counted metrically short in both Greek and Latin—for reasons that I shall discuss later.

I said that the metrical length of the short-vowel light syllable is phonologically indefensible. But attempts to explain its peculiarity on phonological grounds have been made, mostly by claims that the syllable is in fact lengthened because one or more of the consonants that follow its vowel add real duration to it. But this can be true only if the consonants allegedly responsible for the lengthening actually belong to the syllable in question; and this implies that *all* word-medial groups in Greek and Latin are not clusters but sequences, for only a sequence can furnish the syllable-closing and length-providing consonant. (Single word-medial consonants always are syllable-onsets, not syllable-codas—except where, in a given language, a certain consonant does not occur word-initially; but this stricture does not apply to Greek or Latin.) But it is plainly not the case that all word-medial consonant groups of Greek and Latin are sequences; some (though more in Greek than in Latin; see below for the consequence of this difference) are indeed clusters. Moreover, it is not even true that all short-vowel closed syllables are counted as metrically long: in prepausal position—at the end of a verse, for example—a short-vowel syllable closed by but one consonant, is metrically short. And finally, not all syllable-closing consonants are phonetically capable of providing addi-

---

(though obviously some names are more convenient than others); one must merely specify on the basis of what criteria one defines its membership. If, however, ‘long’ and ‘short’ pertain to rhythmical metrics, then duration, whether of vowel or syllable, is indeed of the essence since rhythm is determined by an arrangement of units in time. More on this will be said in the discussion of the acoustic signaling of syllabic quantity, below.

tional duration: even if one accepted a syllabation  $\alpha\kappa\text{-}\tau\acute{\eta}$ , *intēg-rum*, instead of the phonologically proper  $\alpha\text{-}\kappa\tau\acute{\eta}$ , *intē-grum*, one could hardly claim that /k/ or /g/, or any plosive consonant, possesses a duration that lengthens a short-vowel syllable. Curiously enough, it is never asserted that a consonant before the vowel, but in the same syllable, creates a long syllable: the first syllable of *pō-pulus* is never counted long, though that of *ōp-timus* is. (The frequent bland statement that, say, the /p/ of *pō-* just does not do what the /p/ of *ōp-* does, is not an explanation but a circularity based on metrical rules.)

Ancient Greek grammarians seem to have been aware of this phonological skewness in metrical reckoning (though in general they, and their Latin disciples and imitators, were very poor phoneticians and almost totally untrustworthy linguistic theoreticians). They say that syllables containing a short vowel that is followed by two or more consonants are long  $\vartheta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$ , which the Latins translated as *positione*, and which we now usually interpret to mean 'by position', that is, position of the vowel in front of two or more consonants. Even though the position of the vowel implicitly plays a role, I prefer to believe that the original Greek  $\vartheta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$  meant 'by agreement, by axiom, by thesis', as it were, or 'man-made'; for in this sense  $\vartheta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$  was commonly used in philosophy, as opposed to  $\varphi\acute{\omega}\sigma\epsilon\iota$  'by nature', or 'not man-made'. One may therefore conclude that syllables long  $\vartheta\acute{\epsilon}\sigma\epsilon\iota$  were regarded as deriving their non-natural length merely from a man-made rule and not from a phonological cause, and did so in metrical employment of the language.

It is of course true that the ancient grammarians, and most of their modern successors, do not in these matters distinguish metrical from non-metrical usage; hence the *positione* rule is normally transferred to, and stated as being grammatically valid in, prose. But this is so because the ancients regarded the discourse of the poets as representing the best language, the kind that should be studied and imitated, hence the one that must be prescribed in a respectable grammatical textbook teaching proper linguistic manners. And it is furthermore so because possibly, indeed probably, in sufficiently formal and high-style prose certain peculiarities of metrical style were indeed welcomed.

Presumably this did not oblige everybody to use always syllables long positione even in socially acceptable upper-class standard prose; but the ideal, of which grammarians were wont to speak, was set higher.

I have mentioned that in cases where a short vowel was followed by muta cum liquida, the consonant-counting positione rule was not always obeyed, not even by the best and most respectable writers of Greek and Latin verse. (Industrious research and statistical investigations have produced evidence of trends of fashion in certain times and places, and of idiosyncratic preferences. But no matter what the degree of apparent order and patterning, no sound phonological basis to explain the ambivalence emerges.) The reason for this seeming deviance was that authors and grammarians allowed the combination of muta cum liquida to have the status of what I call cluster, recognizing that in ἄκρος and *integrum* the short-vowel penultimate syllable was open, hence was not to be lengthened by the positione rule. But of course, since they did not assign the same status to other true clusters in either language, they were inconsistent. In other words, they permitted phonological, phonotactic criteria to intrude, but only partly (with muta cum liquida), and also falsely. For I should contend that the original θέση rule, being just a plain 'agreement' on how to treat certain syllables metrically, had no phonological foundations whatever; and the well-intentioned search for them, in antiquity and in modern times, could not but be deceptive or fruitless.

But, one now must ask, what could have been the reason for this special non-phonological rule on syllabic quantity? Its consequences may furnish a clue. The positione rule increases the number of long syllables by adding a number to those long natura—which, in a vocalic quantity system, are the ones containing a long vowel, and which, in a syllabic weight system, may be the heavy syllables. Now Greek has a great variety of word-initial, hence syllable-initial clusters: not only those of the muta cum liquida type, but also /bd, dm, gn, θn, kt, ks, mn, ps, pt, tm/ etc.; therefore many word-medial syllables remain open, and, if they have a short vowel, would also remain short in the Greek metrical system—were it not for the positione rule that

declares them to be long. Latin, on the other hand, has few such clusters—only those of the muta cum liquida type, and *qu* (all of which, by the way, do not make position consistently, as has been mentioned; and groups beginning with /s/ have already been excluded from the permissible word-medial syllable-initial clusters: see above, fn. 4). It follows that in Greek the positione rule was far more effective in augmenting the number of long syllables than in Latin. That the positione rule should nonetheless be an essential part of Latin metrical and grammatical theory is scarcely surprising: Latin grammarians, rather than looking at and analyzing their language, were forever striving to have its grammar and metrics, including the terminology, come out like those of Greek, even if the process required Procrustean surgery<sup>9</sup>. In this they were of course encouraged by the fact that all Latin meters were borrowed outright from Greek, with the only autochthonous Latin verse, the saturnian, having fallen early into disuse and contempt because it was judged crude and uncouth.

This raises the question why a θέσει rule was needed or desired for Greek. Presumably a native metrics grows out of, and fits naturally, the phonology and prosodies of the language it serves, without adjustments and ad hoc agreements of a non-phonological nature. Could it be that Greek metrics also was borrowed from another language, and that the Greek language lacked a sufficient number of naturally long syllables to satisfy the borrowed metrics with a modicum of comfort and ease? A discussion of this problem would far exceed the bounds and intent

---

<sup>9</sup> Such transplants, though they lead to an unsatisfactory linguistic analysis, are feasible, as is shown by the early descriptions (composed mainly by Roman Catholic missionaries intent on teaching the Bible to heathen) of American Indian languages, in which the totally alien grammatical categories of Latin are employed. (If anything, Greek and Latin are more compatible than are Latin and Quechua.) Only a generation ago I was taught, in a German-speaking school, the four ‘cases’ of the French noun (*la table, de la table, à la table, la table*), which was of course a senseless replica of the German four-case system; French has no cases in its morphology of the noun (and only a few remnants in the pronoun: *le, lui; tu, te*; etc.).

of the present article. But it is worth noting that Mycenaean Greek seems to have had an abundance of short syllables in comparison with long ones, and that Homer feels free, or indeed at times compelled, to place a short syllable in a metrically long slot so as to satisfy the pattern of the hexameter.

Finally one must ask just how syllabic quantity, as distinct from vocalic quantity, was acoustically signaled. Just how, in what audible way, is a long syllable longer than a short syllable? The answer to the corresponding question with respect to vocalic quantity is obvious: a long vowel can be made to last longer. I have mentioned earlier that prosodic 'quantity' distinction in vowels may also be acoustically signaled, either concurrently with duration or even without it, by means of other features. But in metrics acoustic duration is essential to the production of a rhythmic metrics, (that is, in rhythmic metrics, such as ancient Greek and Latin employ, though not in the frankly arhythmic verses of some modern poetry); hence vocalic quantity must in metrics be signaled through duration—as must also syllabic quantity.

Where syllabic quantity is the equivalent of vocalic quantity, a phonologically satisfactory definition of syllabic quantity is easy; but in that case the very concept of syllabic quantity is redundant, as I had occasion to remark in a different context. Where syllabic quantity is the equivalent of syllabic weight, one could argue that those syllable-closing consonants which have themselves a duration (the so-called continuants, like /f, r, l, m, n, s/ etc.), add their duration to that of the preceding short vowel and thus create the required acoustic longness of the syllable. (If the preceding vowel is already long, there might come about an over-long syllable; but this length can in metrics be reduced to just plain long, though it may well be left alone in prose. Such over-length has been claimed for some languages<sup>10</sup>.) But, as already noted, this device cannot operate where a syllable is closed by a consonant incapable of adding real duration. And least of all can such an alleged lengthening device produce

---

<sup>10</sup> Cf. Ilse Lehiste, *Suprasegmentals* (MIT Press, 1970), pp. 46, 48, 49.

the desired result of syllabic length if the syllable has a short vowel and is open, that is, is long merely θέσει.

I now suggest that short-vowel long syllables are signaled as being metrically long by means of an actual lengthening of the vowel itself. But how, it will be objected at once, can one lengthen with impunity a short vowel in a language where, as in Greek and Latin, vocalic quantity is prosodic? Does this not imply that, for example, ὄσπερ is converted into ὥσπερ, which is a different word, or that *lectus* becomes homophonous with *lēctus*, which it is not supposed to be?

Indeed this would be so, were it not for the fact (amply attested by ancient testimony and historical developments) that in Greek and Latin long and short vowels differ pairwise also in quality: in Latin, close quality goes with long, and open with short; in Greek the reverse seems to hold true. (This regularity of accompanying features is in fact implied in my earlier statement that prosodic quantity may be signaled by other features in addition to duration; the total absence of duration, conceivable in prose, need not be contemplated in this metrical context.) Hence a phonetically long allophone of a short vowel still has, in Latin, a more open quality (in Greek a more close quality) than an allophone of the long member of the pair. In this way *lectus* and *lēctus* are in phonemic bookkeeping rendered as /lektus/ and /le:ktus/, respectively (with the non-phonemic quality difference of the two *e*-sounds implied in the prosodic quantity statement), but in a phonetic transcription (where nothing is implied but all features must be stated explicitly as they are heard) the two words appear as [lɛktus] and [le:ktus]. (The epsilon transcribes the open vowel of English *bet*, the *e* the close one of *bait*, albeit without the diphthongal off-glide; the two dots after the vowel mean longness, the same as a makron above it.) Now if the first syllable of *lectus* is to be long positione, with the length supplied by a phonetic lengthening of the vowel, the resulting [lɛ:ktus] is still recognizably different from [le:ktus] through vowel quality. The same process applies, mutatis mutandis, to ὄσπερ and ὥσπερ. In other words, the lengthening positione of a prosodically short vowel in Latin or Greek does not cause

that vowel to collide in actual perceived sound with its long counterpart.

Such a recitation of verse produces, to be sure, a phonetically unusual long allophone of a prosodemically short vowel; normally the hearer expects all allophones of a short vowel to be shorter than the allophones of a long vowel<sup>11</sup>. But in metrical usage, where the language is not employed normally but in peculiar ways (to begin with, normal speech is not metrical), such a pronunciation does not disturb the listener or endanger comprehension, especially since it occurs according to a known rule (the positione rule) and in predictable places. Indeed this oddity may add some solemnity, or spice, or a poetic tinge to the performance. And I have already mentioned why and how syllables long positione (and also other appurtenances of metrical discourse) might occur in prose speech also, where no doubt the same phonetic vowel lengthening was used, still without phonological perturbation.

In grammars and textbooks on metrics one sometimes finds the admonition not to speak of vowels long positione but only of syllables long positione. (One also discovers that this theoretical warning is often disobeyed, even by the author who uttered it a few pages earlier.) But I believe that it is indeed the vowel that is lengthened positione, with the syllable merely deriving its quantity from it. This does not mean that the original warning was, in the context of the syllabic quantity system of Greek and Latin metrics, misplaced; it merely failed to distinguish between the prosodic, metrical statement and the means of phonetic realization. And since those who used the phrase 'vowel long positione' did not realize to what extent and why they were right, they were indeed wrong within their frame of reference.

---

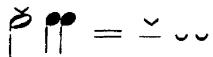
<sup>11</sup> No absolute measurements are implied here: a very slow piece of speech, or an habitually slow speaker, may in fact articulate short-vowel allophones that are of longer duration than long-vowel allophones in rapid speech. The hearer's brain does not merely register the duration of the perceived sounds, but it computes their linguistic function according to the acoustic properties of the total utterance in which they occur.

I conclude, therefore, that Attic Greek is a language with a vocalic quantity system, Classical Latin one with a syllabic weight system; but both use the syllabic quantity system in their metrics<sup>12</sup>.

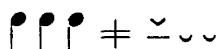
Dept. of Romance Languages,  
University of Michigan,  
Ann Arbor, Mich.

Ernst Pulgram

<sup>12</sup> This view, however, does not exclude the possibility, indeed the likelihood, that classical verse was by some persons read without regard to quantity, either vocalic or syllabic, but ictically, that is, with proper attention to the placement of the ictus (disregarding the word-accent, which in Classical Latin is predictable, hence non-distinctive and therefore suppressible without damage to the meaning). This is indeed the way in which a great many modern readers declaim such verses, their protestations that they observe the quantities notwithstanding. For example, a dactylus, if enunciated quantitatively, should result in a 4/4 rhythm—if one accepts the notion that rhythmicality implies a set ratio of duration for long and short, which ancient authorities believably put a 2 : 1. (But also other ratios have to be based on a distinction of duration, excluding equality.) The formula is the following (v marks the ictus):



But a reading that ignores quantity comes out in the following rhythm, in 3/4 time:



I should contend that even in antiquity verse may have been scanned thus non-quantitatively, especially by those who spoke a dialect of Latin (Spoken Latin, or 'Vulgar' Latin, of all periods, not only the post-classical one) which had abandoned the Old Latin (and, presumably, Proto-Indo-European) vocalic quantity system. Indeed it does not follow that even Classical Latin, because it did have vocalic quantities, must of necessity have employed quantitative metrics exclusively. Modern German, for example, distinguishes long and short vowels (as in *kam* and *Kamm*, *ihre* and *irre*—note the orthographic devices for distinction, which Classical Latin, despite some attempts to introduce them, did not possess); German metres, however, is not quantitative but ictic (in such a way that the ictus is made to coincide with the word-accent, which in German, unlike in Latin, is distinctive, as in *erblich* – *erblich*). Schiller's classical distich:

---

Im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,  
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

is ictic-accentual; there are no metrical quantities with which the vocalic quantities of German coincide; it is totally immaterial whether these lines are read in 4/4 or 3/4 time. (A complete theoretical accounting implied in these views would go beyond the scope of this article; it may be found in my book referred to in footnote 1, above.)

## Zum Problem labialer Wurzelerweiterungen, bzw. labialer Suffixe in den indogermanischen Sprachen

Von allen Formantien sind die labialen die am schwächsten vertretenen, bzw. die am stiefmütterlichsten behandelten<sup>1</sup>. Es werden z. B. von Brugmann<sup>2</sup> nur die \**bho-/bhā*-Bildungen behandelt, während die *p*-Formantien als unsicher abgetan werden. Das nimmt doch einigermaßen Wunder, wenn 15 Jahre vor der zweiten Auflage von Brugmanns Grundriß P. Persson schon einige einwandfreie Wortgleichungen mit Labialformantien aufgestellt hat.

---

<sup>1</sup> Das Manuskript dieses Aufsatzes war abgeschlossen, als der Verfasser die große Monographie von Bojan Čop erhielt, die die ausführlichste Behandlung der *p*-Suffixe in den idg. Sprachen darstellt: Beitrag zur Geschichte der Labialsuffixe in den indogermanischen Sprachen, Ljubljana 1973, Academia scientiarum et artium slovenica, Classis II: Philologia et Litterae, 315 p., slovenisch, mit ausführlicher deutscher Zusammenfassung p. 208–272. Es sei auch an dieser Stelle dem Autor für die Zusendung seiner Arbeit herzlich gedankt. Wenn dieser Aufsatz trotzdem erscheint, so erklärt sich das daraus, daß die Zielsetzung der beiden Arbeiten doch verschieden, bzw. das eingeschlagene Verfahren jeweils anders ist. Bei Čop stehen die nominalen *p*-Suffixe im Vordergrund, die Wurzeldeterminativa auf *p*- bleiben ausgeschlossen (209). Im Ergebnis wird den deverbalen *p*-Bildungen eine intransitiv-medio-passivische Funktion zugeschrieben (266f.), was den hier vertretenen Auffassungen entgegengesetzt ist. Bei den denominationalen Ableitungen steht für Čop die deminutive Sphäre im Vordergrund, die auch in eine pejorative oder intensive umschlagen kann (267f.). Wir werden im Einzelfall die Behandlung von Čop zitieren. Hervorragend ist die wissenschaftsgeschichtliche Einleitung (211–218, im slovenischen Teil 9–41) sowie die Nutzbarmachung des reichen Materials durch einen Index rerum und einen Index verborum.

<sup>2</sup> Grundriß II<sup>2</sup> 1, 386ff. — Cf. J. Charpentier, *Le Monde oriental* XXVI–XXVII (1932–1933) 109 mit Literatur in Anm. 2, wovon besonders P. Persson, *Studien zur Lehre von der Wurzelerweiterung und Wurzelvariation* (Uppsala 1891) 49ff., id., *Beiträge zur indogermanischen Wortforschung I* (Uppsala 1912) 308ff. genannt seien.

Gleichwohl bleibt in den meisten idg. Einzelsprachen ein Kontingent von *p*-Bildungen übrig, die es zu klassifizieren und nach Möglichkeit zu erklären gilt. Daß es manche Unsicherheitsfaktoren gibt, ist klar: es sei nur an die Labialisierungstendenz einiger Sprachen erinnert, wo ein *p* auf ein *q\** zurückgehen kann. Interessant wäre aber vor allem, ob den *p*-Bildungen (diese sollen vor allem ins Auge gefaßt werden) eine bestimmte Funktion, wenigstens andeutungsweise oder rudimentär zugesprochen werden kann. Man wird auch zwischen verbalen und substantivischen *p*-Bildungen zu unterscheiden haben und sich erst in zweiter Linie fragen, ob zwischen beiden Verwendungsweisen eine Brücke zu schlagen wäre. Schließlich ist auch — allerdings vorwiegend auf die nominalen Formen beschränkt — die Problematik eines nicht-idg. *p*-Suffixes zu beachten, das in den alten und neueren Stadien der idg. Sprachen seine bedeutenden Spuren hinterlassen haben soll<sup>3</sup>.

Als Einleitung sei ein griech. Wortpaar gewählt, das sowohl in lautlicher Hinsicht (echtes *p*-Formans oder Labiovelar?, Problem der mit *p*- gekoppelten *u*-Stammformen) als auch im semantischen Bereich (kausative Grundfunktion beim Verbum?) den ganzen hier interessierenden Sachverhalt instruktiv zu beleuchten imstande ist. Es handelt sich um das Verhältnis von gr. θαλυκρός „heiß, glühend“ zu θάλπω „wärme“, bzw. noch einigen Glossen bei Hesych<sup>4</sup>: θαλυσσόμενος· φλεγόμενος. θαλύψαι.

<sup>3</sup> Cf. J. Hubschmid, *Thesaurus Praeromanicus*, fasc. 1: Grundlagen für ein weitverbreitetes mediterranes Substrat, dargestellt an romanischen, baskischen und vorindogermanischen *p*-Suffixen, Bern 1963. An wichtigen Rezensionen seien genannt: U. Schmoll, *IF* 68 (1964) 273–277; G. Rohlfs, *Roman. Forschungen* 77 (1965) 126–130; J. Untermann, *Beitr. z. Namenforsch.*, N.F. 1 (1966) 82–85; O. Szemerényi, *Romance Philology* 20 (1966/67) 531–535. B. Čop hat sich ausführlich mit der These von Hubschmid auseinandergesetzt (217f., 270ff.): er läßt Substratwörter in den romanischen Sprachen gelten, ist aber für die altidg. Sprachen diesbezüglich skeptisch (vor allem das Konglutinat *-s-p-* sowie Numeralableitungen mit *-p-* wie lit. *-opas* seien sicher idg.). Näheres unten 109.

<sup>4</sup> Zuletzt dazu F.B.J. Kuiper, *Lingua* 21 (1968) 270ff.; vorher Frisk, *Griech. etym. Wb.* I 650; cf. noch Chantraine, *Dict. étym. de la langue grecque* (1970) 421.

θάλψαι, πυρῶσαι. ἀκροθάλυπτα· ἀκρόκαυστα. θαλύνει· θάλπειν ποιεῖ. θαλύεσθαι· φλέγεσθαι. Es versteht sich von selbst, daß ein Nebeneinander von *k*- und *p*-Formantien zunächst auf einen zugrunde liegenden Labiovelar schließen läßt. Das war etwa die Ansicht von W. Schulze<sup>5</sup> und K. Brugmann<sup>6</sup> und auch — referierend — von E. Schwyzer<sup>7</sup>. Man hätte nach dieser Auffassung eine Grundform \**dhalq*<sup>8</sup>- zu postulieren, die einmal zu \*θαλπ-, ein anderes Mal zu \*θαλυκ- geworden wäre, mit Epenthese des labialen Beiklanges und folgender (oder gleichzeitiger) Entlabialisierung des Labiovelars. Beide Phänomene sind für das Griechische gesichert, ebenso auch für das Armenische<sup>9</sup>. So sehr auch diese Lauttendenz in den beiden genannten Sprachen anzuerkennen ist, bleibt die Schwierigkeit, das ganze einschlägige Material zu erklären, sehr groß. Mit der Annahme einer Antizipation des labialen Elementes eines Labiovelars kann man evtl. θαλπ- und θαλυκ- vereinen, nicht aber θαλυ- und θαλυπ-. Den Ausweg, θαλύεσθαι mit M. Schmidt in θαλύπτεσθαι zu ändern, wird man nicht beschreiten wollen<sup>9</sup>, schon wegen θαλύνω nicht, sei es, daß es von \*θαλύω oder von \*θαλύς herkommt<sup>10</sup>. Aber auch die Vorgangsweise von Kuiper ist keineswegs empfehlenswert: er lehnt zwar die Antizipationshypothese

<sup>5</sup> Göttinger Gelehrte Anzeigen 1897, 874.

<sup>6</sup> Grundriß I<sup>2</sup> (1897) 596, Griechische Grammatik, 4. Aufl. (1913) 137.

<sup>7</sup> Griechische Grammatik I (1939) 296.

<sup>8</sup> Man vergleiche einerseits gr. ὑγιής < \*su-g<sup>u</sup>iiēs, οἰνό-φλυξ „weintrunken“ < \*bhlg<sup>u</sup>- neben \*bhleg<sup>u</sup>- in \*φλεβ- („Blutader“, cf. Frisk, Griech. Etym. Wb. II 1025), αὐχήν „Hals“ neben ἄμφην (unbeschadet der schwierigen Etymologie, da das ‚Gesetz‘ auf nichtidg. Bestandteile des griech. Wortschatzes wie δάφνη/δαύχνα „Lorbeer“ ebenso anwendbar erscheint). Zu letztem Beispiel stimmt arm. *awjik* „Halsband“; es wäre aber auch auf arm. *awj* „Schlange“ und *awcanem* „Salbe“ zu verweisen; cf. H. Adontz, Mélanges Boisacq I (1937) 16 mit Anm. 2, Bonfante, Mélanges Pedersen (1937) 25, G. Dumézil, BSL. 39 (1938) 101 f., Pisani, Ric. Linguist. 1 (1950) 188 ff., Solta, IF. 70 (1965) 277, Anm. 5, 283.

<sup>9</sup> Schon W. Schulze, a. O. (Anm. 5) wollte die Glosse θαλύεσθαι „vor übelberatenem Konjekturenmachen“ schützen durch den Hinweis auf Dubletten wie ἀλύω/ἀλύσσω oder ἀφύω/ἀφύσσω u. a., nach deren Muster wohl auch zu θαλύσσομαι ein θαλύομαι geschaffen werden konnte.

<sup>10</sup> Cf. Kuiper, a. O. (Anm. 4) 273 (cf. auch Anm. 11, 30).

ab, doch hält er an einem auf Labiovelar auslautenden Stamm in der Gestalt *\*dhaluq\**- fest, indem er aus der bei Hesych überlieferten Formenfülle ein Paradigma θαλύσσω < \*θαλυq\*-jō, θάλυψα < \*θαλυq\*-sa erschließen will<sup>11</sup>. Nach dieser Konzeption bereiten die wichtigen Formen, von denen wir ausgegangen sind, nämlich θάλπω und θαλυκρός die größten Schwierigkeiten.

<sup>11</sup> Die Verba auf -υσσω haben normalerweise keine Formen auf -υπ-, nur solche auf -υχ- neben sich, d.h. sie weisen auf eine Gutturalerweiterung, cf. A. Debrunner, IF. 21 (1907) 237ff. Wenn allerdings Debrunner selbst l.c. 212 θαλύπτομαι (also unter Annahme der Emendatio): θαλύσσομαι, θαλύψαι mit πέπτω : πέσσω, πέψαι parallel setzt, so ist das m.E. unrichtig: in πέσσω liegt die lautgesetzliche Entwicklung des q\* vor i (\*peq\*io) vor, während in θαλύσσω < \*θαλυχ-ώ die Annahme eines Labiovelars nur adhoc gemacht ist; denn entweder ist in θαλυχ-ώ nach u die Entlabialisierung eingetreten, dann wäre θαλυπ- mit analogischem -p- zu erklären, oder aber θαλυπ- enthält altes -p- (dafür spricht, wie Kuiper, a.O. 271 richtig betont, das isolierte ἀκροθάλυπτα, das nicht gut analogisch sein kann — nur wird damit die labiovelare Basis in se unwahrscheinlich, ein Schluß, den Kuiper nicht zieht, man wird aber durch θάλπω förmlich dazu gezwungen), dann wird man in θαλυκρός am einfachsten altes -k- sehen: die Verknüpfung von θαλυκρός und θαλύσσομαι (ohne Berücksichtigung der -p-Formen) geht dann glatt: so etwa Schwyzer, Griech. Gramm. I 725, Debrunner, IF. 21, 239. Die einzige wirkliche Parallel zu θαλυχ-/θαλυπ-/θαλύσσω wäre καλυκ-/καλυπ-/καλύσσω. Aber gerade hier werden k-Formen neben p-Formen bei gleicher Ausgangsbasis auf -u überliefert: καλύξω, κάλυξ, -κος u. a. (Debrunner, l.c. 240) und andererseits die Labialreihe καλυβ-, -φ-, -π-, cf. unten 99.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß für die Trias θαλυχ-/θαλυπ-/θαλπ- der Ansatz eines Labiovelars nicht empfehlenswert ist: nur aus einem übertriebenen Einheitsstreben, alle drei Varianten unter einer Grundform zu vereinen, ist man auf diese Lösung verfallen. Wenn Kuiper noch auf das Nebeneinander von Πυανέψια : Κυανόψια, Πύδνα : Κύδνα, πάρνοψ : κόρνοψ verweist, so haben wohl labiovelare Grundformen hier wenig Wahrscheinlichkeit; cf. auch Solta, IF. 70, 288f., 309f., wo die Möglichkeit der Rückführung des p/q\*-Schwankens auf nicht-idg. Spracheigenschaften prinzipiell anerkannt wird. Man möge aber nicht vergessen, daß alle diese Beispiele Anlautsvertretungen betreffen. Bei κόσσυκος/κόσσυφος „Amsel“ aber wird wohl eine Suffixalternation vorliegen, cf. noch κόψιχος „ds.“, Frisk, EW. I 930. Das Ausweichen auf vorgriechische Lautgewohnheiten, sicher zuweilen berechtigt, hat bei θαλυχ-/θαλπ- m.E. nichts zu suchen, noch weniger bei dem Verhältnis θαλπ-/θαλυπ-, cf. Anm. 12.

Man müßte mit Kuiper in θαλυπ- die Grundform, in θαλυκ- aber die nach *u* entlabialisierte Form sehen, in dem wichtigen θάλπω aber wäre mit einer Synkope zu rechnen, die Kuiper durch Beispiele aus dem vorgriechischen Bereich zu unterbauen versucht<sup>12</sup>. Ich meine vielmehr, daß θάλπω die ältere und ursprünglichere Form als θαλύπτω ist und daß eine Erklärung bei θάλπω selbst einzusetzen hat. M.E. ist θάλπω ein Kausativum auf altes -*p*-, das etwa der Liste bei Persson<sup>13</sup> hinzuzufügen wäre: man vergleiche \*lei-*p*-/\*li-*p*- „beschmieren“ in ai. *limpáti*, lit. *limpù*, *lipti* „kleben“ neben \*lei-/li- in lit. *lēju* „gieße“, lat. *lino* „bestreiche“; \*kl-*ep*- „verhehlen, stehlen“ in gr. κλέπτω, lat. *clepo*, got. *hlifan*, aпреу. *au-klipts* „verborgen“ neben lat. *celare*, ahd. *helan* „geheimhalten, verbergen“<sup>14</sup>; \*treu-*p*- „reiben, bohren“ in gr. τρυπάω „bohre“, lit. *trupéti* „locker sein, bröckeln“, *trupùs* „locker“, aksl. *trupz* „venter, truncus, membrum, cadaver“ neben gr. τρύω „reihe auf“, aksl. *tryjō*, *tryti* „τρίβειν“; \*dre-*p*- „abbrechen, pflücken“ in gr. δρέπω, russ. *drápati*, skr. *drapati* „kratzen, reißen“, dazu eine isolierte Nominalbildung im Lettischen *druōpstala* „Abgeschnittenes, Stücklein“<sup>15</sup>.

Es scheint nun, daß dem *u*-Vokalismus als Wurzelerweiterung eine ähnliche Funktion zugeschrieben werden kann wie der *p*-Erweiterung: beides dürfte in die kausative Sphäre führen, jedenfalls aber vorwiegend in die transitive. Davon wird noch später die Rede sein. Einstweilen sei nur an das Verhältnis von

<sup>12</sup> Kuiper verweist auf μολυβδίς neben μολβίς „Blei“, κοσυβατας „Opferer“ neben κόσβατοι· οι ἐπὶ θυσιῶν τεταγμένοι Hes., a.O. 272, genauer in Kretschmer-Gedenkschrift I (1956) 216, Anm. 23.

<sup>13</sup> Studien zur Lehre von der Wurzelerweiterung 49ff.; zweifelnd Schwyzer, Griech. Gramm. I 702; assertorisch B. Čop, Festschrift für J. Friedrich (1959) 93.

<sup>14</sup> Cf. Pokorny, Indogerm. etym. Wb. 604; Walde-Hofmann, Lat. etym. Wb. I 232; vielleicht gehört auch lit. *slepiù*, *slepsti* „verstecken, verhehlen“ hierher, Fraenkel, Lit. etym. Wb. 829.

<sup>15</sup> Dazu gehört noch mit derselben Ablautstufe wie im Slavischen gr. δρώπτω· διακόπτω Hes., δρῶπαξ „Pechmütze, um die Haare auszuziehen“, slov. *drapa* „Fetzen“, čech. *drap* „Klaue, Kralle“; cf. Frisk, EW. I 417, M. Vasmer, Russ. etym. Wb. I 367, Mladenov, Arch. f. slav. Phil. 36 (1916) 119f.

$\chi\iota\omega$  „ich gehe“ zu  $\sigma\epsilon\bar{\nu}\omega$  „bewege, treibe an“ erinnert<sup>16</sup>. Was aber hier zunächst interessiert, ist der Umstand, daß *p*-Formans und *u*-Erweiterung gekoppelt sein können. Ein solcher Fall liegt in dem oben zitierten  $\tau\rho\pi\alpha\omega : \tau\rho\bar{\nu}\omega$  vor. Zur Wurzel \**kel-* gehören  $\chi\lambda\acute{e}\pi\tau\omega$  einerseits und  $\chi\alpha\lambda\acute{u}\pi\tau\omega$  andererseits<sup>17</sup>. Mit  $\chi\alpha\lambda\acute{u}\pi\tau\omega$  wird man aber auch  $\chi\acute{a}\lambda\upsilon\xi$ , - $\kappa\circ\varsigma$  „Fruchtkapsel, Blütenkelch, Rosenknospe“ verknüpfen, sowie das von Eustathios gebuchte Verbum  $\chi\alpha\lambda\acute{u}\sigma\sigma\omega$ ,  $\chi\alpha\lambda\acute{u}\xi\omega$ <sup>18</sup> und die Hesychglosse  $\chi\acute{a}\lambda\upsilon\kappa\alpha \cdot \chi\acute{a}\lambda\upsilon\psi\iota\bar{\nu}$ . Es verhält sich offenbar  $\chi\acute{a}\lambda\upsilon\kappa\text{-}$  zu  $\chi\alpha\lambda\upsilon\pi\text{-}$ <sup>19</sup> wie  $\vartheta\alpha\lambda\upsilon\kappa\text{-}$  zu  $\vartheta\alpha\lambda\upsilon\pi\text{-}$ . In  $\vartheta\acute{a}\lambda\pi\omega$  ist m.E. die *u*-lose Variante (eben das *p*-Kausativum) zu sehen, nicht aber eine synkopierte Form wie Kuiper wollte<sup>20</sup>. Andererseits ist die Gutturalerweiterung von *u*-Stämmen eine bekannte Erscheinung in mehreren idg. Sprachen. Es sei hier nur auf gr.  $\sigma\tau\epsilon\nu\gamma\text{-}\rho\circ\varsigma$  „eng“ neben unerweitertem (verbauten)  $\Sigma\tau\epsilon\nu\gamma\text{-}\chi\lambda\eta\rho\circ\varsigma$ , auf arm. *anjuk* „eng“ oder got. *ajuk-duþs* „Ewigkeit“ verwiesen, wo überall *-g-* vorliegt<sup>21</sup>. Man wird dann auch  $\chi\acute{a}\lambda\upsilon\gamma\epsilon\varsigma \cdot \tau\grave{\alpha} \xi\mu\beta\rho\bar{\nu}\alpha$  Hes. hier anschließen können, wobei auch  $\chi\acute{a}\lambda\upsilon\kappa\epsilon\varsigma$  vorkommt<sup>22</sup>. Das eben genannte  $\sigma\tau\epsilon\nu\gamma\text{-}\rho\circ\varsigma$  ist also hinsichtlich des Suffixes eine Parallelbildung zu  $\vartheta\alpha\lambda\upsilon\text{-}\chi\text{-}\rho\circ\varsigma$ <sup>23</sup>. Die Affinität von *u*-Stamm und Gutturalerweiterung ist noch durch gr.  $\vartheta\eta\lambda\upsilon\kappa\circ\varsigma$  zu  $\vartheta\eta\lambda\upsilon\varsigma$  gegeben. Geläufig ist die slavische

<sup>16</sup> Die intransitive Bedeutung des medialen  $\sigma\epsilon\bar{\nu}\omega$ , ai. *cyavate* „regt sich“ darf nicht zu einer irrgigen Auffassung der *-eu*-Erweiterung verführen. — Auch bei den *p*-Erweiterungen darf nicht um jeden Preis die kausative Funktion in allen Einzelbelegen erzwungen werden; cf. oben lit. *lìpti*, das sicher intransitiv ist.

<sup>17</sup> Cf. Persson, Wurzelerweiterung 51 mit Anm. 1.

<sup>18</sup> Cf. die Belege bei Debrunner, a.O. (Anm. 11) 240.

<sup>19</sup> Auf die merkwürdige Existenz eines in den romanischen Sprachen fortlebenden \**kaluppa* im Sinne von „Hülle, Schale einer Frucht“, aber auch EN. *Caluppa*, wird noch zurückzukommen sein, cf. Hubenschmid, Thesaurus praeromanicus I (1963) 33f., 36, cf. unten 141.

<sup>20</sup> Auch in der großen Sammlung bei O. Szemerényi, Syncope in Greek and Indo-European . . . (Neapel 1964) scheint  $\vartheta\alpha\lambda\upsilon\pi\text{-}/\vartheta\alpha\lambda\pi\text{-}$  nicht auf.

<sup>21</sup> Cf. F. Specht, KZ. 65 (1938) 201 Anm. 4; Solta, Die Stellung des Armenischen (Wien 1960) 220 mit Anm. 2.

<sup>22</sup> Cf. Specht, Der Ursprung der indogermanischen Deklination (1944) 306 mit Anm. 1.

<sup>23</sup> Cf. P. Chantraine, La formation des noms en grec ancien (Paris 1934) 225.

Praxis vom Typus *sladžkɔ* „süß“ im Verhältnis zu lit. *saldūs*<sup>24</sup>. Formal ähnlich, funktionell aber doch verschieden sind die *k*-Erweiterungen des Litauischen und Altindischen: sie haben eine substantivische Geltung und sind vorwiegend von Verbalsätzen abgeleitet<sup>25</sup>. Zum lit. Adjektiv *lepus* „verzärtelt“ gehört *lepūkas* „Weichling“, zu *našūs* „ertragreich, fruchtbar“ ein *našūkas* „Gepäckträger“. Im Indischen finden wir Verbannomina mit partizipialer Funktion: *kṣodhu-ka-* „hungernd“, *kāmuka-* „Liebhaber“. Auch im Slav. sind die deverbalen -*zkɔ*-Bildungen eine wichtige Kategorie. Im Griech. zeigt sich die Verknüpfung von *u*-Stamm und zusätzlichem Guttural gerade auch deutlich bei der Verbabbildung: cf. etwa ἀλύσσω „außer sich sein; irren“ neben ἀλύω, wozu noch ἀλύκη „Beängstigung“<sup>26</sup>. Debrunner a.O. (Anm. 11) p. 246 sagt zwar mit Recht, daß es bedenklich wäre, in jedem -*υσσω* neben -*υω* eine ursprachliche Gutturalerweiterung zu sehen. Aber die Tatsache der Varianten (cf. Anm. 9) bleibt bestehen: cf. noch ἀρύω/ἀρύσσω „schöpfe“, βλύω „lässe hervorquellen“ neben βλύσσω<sup>27</sup>. Specht hat hierzu noch das singuläre got. *us-walugjan* „hin- und herwälzen“ neben dem Kausativtypus *walwan* verglichen<sup>28</sup>.

<sup>24</sup> Zum slav. Typus cf. N. Trubetzkoy, BSL. 24 (1924) 130ff., A. Vaillant, BSL. 31 (1931) 43ff., Meillet-Vaillant, Le slave commun (Paris 1934) 360.

<sup>25</sup> Zum Balt.: P. Arumaa, Sur l'histoire des adjectifs en -*u*- en balto-slave (Årsbok Slav. Inst. Universität Lund 1948/49) 40ff.; zum Altind.: Wackernagel-Debrunner, Altindische Grammatik II/2 (1954) 480ff.

<sup>26</sup> Man vergleiche auch noch den Guttural in ἀλυκτέω „sich ängstigen“ sowie in ἀλυκτάζω „sich ängstigen, irren“, cf. Frisk, EW. I 80 (Chantraine, Dict. étym. 66 ist geneigt, ἀλύκη als Postverbale zu ἀλύσσω, ἀλύξω aufzufassen). Ein Futurum ἀλύξω kann aber nicht nur auf ἀλύσσω, sondern auch auf ein Praesens ἀλύσκω bezogen werden, das zu ἀλέομαι „ausweichen, entfliehen“ gehört; cf. Frisk, EW. I 66 mit Lit. Ob diese Verben als *eu-/u*-Erweiterungen zu ἀλάομαι „umherirren, umherschweifen, in der Verbannung leben“ gehören, ist nicht ganz sicher; cf. Frisk, EW. I 63, 66. Skeptisch ist Chantraine, Dict. étym. 53, vor allem wegen des großen Bedeutungsunterschiedes.

<sup>27</sup> Cf. Debrunner, IF. 21, 245; Frisk, EW. I 246 hält βλύω für sekundär gegenüber βλύζω, βλύσσαι.

<sup>28</sup> KZ. 59 (1932) 221, Anm. 2; daselbst auch noch ein Verweis auf gr. κῆρυξ neben ai. *kārū-*, apreuß. *suckans* neben lit. žūves „Fische“. Auch auf Fälle wie lat. *cadū-c-us* „hinfällig“, *mandū-c-us* „kauend“ wäre noch zu achten, cf. Specht, Ursprung 135.

Um zu unserem Ausgangsproblem θάλπω/θαλυκρός etc. zurückzukehren, so werden wir in θαλ-π- mit einem *p*-Formans zu rechnen haben, andererseits mit einer *u*-Bildung in θαλυ- (in θαλύεσθαι, θαλύνω), die erweitert als θαλυ-κ- wie auch als θαλυ-π-aufreten kann. Während θαλυ-κ- einem Schema folgt, das über das Griech. hinausreicht, ja dort stärker und z.T. in präziserer Funktion (Individualisierung, Substantivierung) belegt ist, haben wir in θαλυ-π- eine Kombination des *u*- und *p*-Elementes vor uns; Parallelen dazu sind καλυ-π- (neben -β und -φ), τολυπ- (in τολύπη „Knäuel“, davon τολυπεύω „anzetteln“)<sup>29</sup>, κορυ-π/-φ (κορύπτω „mit den Hörnern stoßen“, daneben κορυφή „Gipfel, Scheitel“).

M.E. ist das *p*- (allenfalls auch *b*-, *bh*-) als Verstärkung des *u*-Elementes aufzufassen (oder umgekehrt), und zwar dient es bei primären Bildungen irgendwie als Faktitivmorphem, während die Gutturalerweiterung von *u*-Stammformen im Griech. nur als formale Erscheinung notiert werden kann, ohne daß eine bestimmte (auch allenfalls verblaßte) Funktion erkennbar wäre. So erklärt es sich, daß es wohl ein θαλ-π- und θαλυ-κ-/θαλυ-π-

<sup>29</sup> Hier stehen wir vor dem Problem der nominalen *p*-Erweiterung (das Hauptanliegen in dem Buch von Čop, cf. oben Anm. 1, das künftig als ‘Labialsuffixe’ zitiert wird) und der allfälligen Brücke zu den verbalen *p*-Bildungen. Die Annahme eines labiovelaren Formans in einer Grundform \**tulu-q\**- zu gr. τύλος „Wulst, Schwiele“ empfiehlt sich nicht (Specht, Ursprung 155). Es handelt sich sicher um ein altes *p*-, wie auch in den semantisch nahe liegenden Beispielen wie gr. στύπη, στύππη „Werg“, οἰσύπη „der fette Extrakt der Schafwolle“; cf. Batakrishna Ghosh, Les formations nominales et verbales en *p* du sanskrit (Paris 1933) 64f., Čop, Labialsuffixe 240f., wo noch luv. *taluppi*- „Teigfetzen(?)“ und ein baltoslv. \**tul-pa* „Klumpen, kugelförmige Masse“ angereiht werden. Jedenfalls möchte ich mich hier gegen die Annahme eines voridg. *p*-Suffixes aussprechen (Hubschmid, Thes. praerom. I 54), das auch nicht durch die Heranziehung von bulg. *vərzop* „Bündel aus Tuch, Reisigbündel“ wahrscheinlicher wird: denn hier ist an das bulg. Verbum *vərvavam* „binden, zusammenbinden“ anzuknüpfen, cf. Čop, a.O. 236. Auch das von Hubschmid angeführte aksl. *snops* „fasciculus“ ist eine eindeutige idg. Bildung: cf. ahd. *snuaba* „vitta“, *snuobili* „kleine Kette“, polab. *snüp* „Garbe“, also *p*-Erweiterung zur Wz. \**snē-/\*snēu-* „nähen, weben, winden“, Mladenov, Arch. f. slav. Phil. 36, 126, Pokorny, Idg. Wb. 974, Čop, a.O. 225.

gibt, aber kein \*\*θαλκ-. Die Etymologie von θάλπω etc. ist dem gegenüber von sekundärem Interesse<sup>30</sup>. Bei καλύπτω hat man Einfluß von κρύπτω angenommen („wenn nicht umgekehrt“, Frisk)<sup>31</sup>. Der Charakter des auslautenden Labials ist umstritten<sup>32</sup>; ganz ähnlich verhält sich κρύπτω<sup>33</sup>.

Die Funktion des *u*-Vokalismus in den Verben καλύπτω und κρύπτω hat Specht als das *-u-* der Ferne, bzw. des Nichtsichtbaren

<sup>30</sup> Ob θάλπω mit θάλλω „blühen“ zusammenzustellen ist, bleibt mehr als unsicher; cf. Frisk, EW. I 650, Chantraine, Dict. étym. 421. Jedenfalls hat schon die Humanisten das Problem beschäftigt, wenn Martinus für θάλπειν ποιεῖ ein θάλλειν ποιεῖ als Interpretament von θαλύνει vorschlägt (cf. Kuiper, a. O. [Anm. 4] 273). Das Adjektiv \*θαλύς (belegt fem. θαλεῖα und gen. pl. m. θαλέων) wird auf θάλλω bezogen (Frisk, I 649, 651, Chantraine 420) und von diesem θαλύς leitet sich θαλύσια „Erntefest“ ab. Es ist aber interessant, daß θαλύς „blühend“ durch θαλερός ersetzt wurde (ein alter Typus, nicht nur wegen γλυκερός neben γλυκύς, sondern auch wegen arm. *dalar* „grün, frisch“), ein zu postulierendes \*θαλύς „warm, glühend“ (cf. oben 94) aber durch θαλυκρός; θαλερός ist gegenüber θαλυκρός wohl die ältere Ableitungsart; cf. Specht, KZ. 65 (1938) 194. Als etymologischer Versuch sei noch B. Čop, Živa Antika 4 (1954) 292f. zitiert, wo von der Wz. \*dhel- „leuchten, schimmern“ ausgegangen wird, die man in ir. *dellrad* „Glanz“, ags. *deall* „leuchtend“ sucht. Daraus soll sich die Bedeutungsentwicklung „glühen, warmmachen“ ergeben haben. M.E. ist der Ansatz einer Wz. \*dhel- „leuchten, hell“ (Pokorny, Idg. Wb. 246) überhaupt problematisch; cf. Solta, Stellung des Armenischen 349f. mit Lit.

<sup>31</sup> EW. I 769; Chantraine, Dict. étym. 488 formuliert so: „le verbe καλύπτω fait penser à κρύπτω et a pu subir l'influence, mais l'élargissement en *-u-* doit plutôt être ancien.“ Das entspricht auch unserem Standpunkt. Freilich erhebt sich auch für κρύπτω, das man zu aksl. *kryjō, kryti* „verbergen“ stellt, wieder das Problem einer *p*-Erweiterung für eine *u*-haltige Wurzel; cf. auch Ernout-Meillet, Dict. étym. de la langue latine<sup>4</sup> 111.

<sup>32</sup> Chantraine, Dict. étym. 488: la consonne finale du thème de καλύπτω reste mal définie (sourde, sonore ou aspirée); cf. καλύβη „Hütte, Obdach, Zelt“, καλυφή „Überschwemmung“. Čop hat Festschrift f. J. Friedrich (1959) 96ff. heth. *kaluppas* „Unterkleid“ hierhergezogen und das *-pp-* aus \*bh-, also gleich gr. φ, herleiten wollen, während ἐρ in Labialsuffixe 243 auch ein *-p-*-Suffix für möglich hält. Möglicherweise gehört auch lat. *clupeus* „Schild“ hierher (Čop 243).

<sup>33</sup> Frisk, EW. II 30: der Wechsel π : β : φ kann auch analogisch sein, cf. Schwyzer, Griech. Gramm. I 737. Man bedenke aber auch, daß bei

bestimmen wollen<sup>34</sup>. Dagegen spricht, daß die Kombination von -u- und -p- sich noch manchmal im Griech. belegen läßt, ohne daß dem -u- diese Bedeutung zugeschrieben werden könnte. Es sei noch einmal an τρυπάω erinnert<sup>35</sup>, ferner an σκολύπτει· ἔκτίλλειν, κολούειν Hes., σκολύψαι· κολοῦσαι, κολοβώσαι, Hes.<sup>36</sup>. Auch gr. δρύπτω „zerkratzen“<sup>37</sup> wäre hier zu nennen und — über das Griech. hinausführend — das Problem ξλπω<sup>38</sup>. Es scheint, daß der u-Stammbildung beim Verbum an sich eine, wenn auch oft verblaßte, faktitive oder kausative Konnotation

---

κλέπτω, mit sicher altem -p- (cf. got. *hlifan* etc.) ein κεκληβώς vorkommt, cf. Schwyzer, a. O. 333.

<sup>34</sup> Ursprung der idg. Deklination 306; dasselbe -u- soll in Wörtern für innere Organe vorliegen: gr. νηδύς, got. *qipus* „Bauch“, ai. *jartú-* „vulva“ u.a., 305.

<sup>35</sup> τρυπάω ist wohl mit Recht von Frisk, EW. II 937 als iterativer Typus erklärt, nicht als Denominativum, unbeschadet der -p-Formen in der griech. Nominalbildung wie τρύπη, τρύπημα „Loch“, τρύπανον „Bohrer“ u.a. Zu den slav. Formen *trupъ* cf. unten 128.

<sup>36</sup> Cf. Debrunner, IF. 21, 212; Frisk, EW. II 737 lehnt die denominative Einstufung durch Schwyzer, Griech. Gramm. I 705 ab und spricht von einer volkstümlich-expressiven Umgestaltung der Sippe von σκάλλω. Ich möchte eher glauben, daß eine etymologische Verwandtschaft mit einem der Interpretamente, nämlich mit κολούω vorliegt, das sicher einen kausativen Typus darstellt, cf. weiter unten im Haupttext 103.

<sup>37</sup> Frisk, EW. I 421, Chantraine, Dict. étym. 299 möchten dieses Verbum als eine expressive Erweiterung, bzw. Umbildung von δέρω, δρέπω auffassen. Auch hier gibt es Formen mit -φ-: ἀπο-δρύφοι Homer, δρυφόμενοι φθειρόμενοι Hes. Daß θρύπτω „zerreißen, entkräften“ das Vorbild für die Umbildung δρύπτω abgegeben habe, halte ich gegen Frisk nicht für sehr wahrscheinlich. Θρύπτω führt man wegen der τρυφ-Formen auf \*dhrubhio zurück. Doch stehen daneben Formen mit -p- im Lett. *drupu*, *drupt* „zerfallen“, Frisk, EW. I 688f.; Persson, Wurzelerweiterung 163, Anm. 2, 224, Anm. 1.

<sup>38</sup> ξλπω „lässe hoffen“ (Hom. β 91 = ν 380) wird gewöhnlich für sekundär gehalten, cf. Chantraine, Dict. 342. An ein altes Kausativum denkt Čop, Festschrift J. Friedrich 93. Dasselbe -p- kommt nun bei der Wz. \*uel- auch im Latein. vor: *volup-*, cf. Persson, Wurzelerweiterung 51, Frisk, EW. I 502, wo von einer Grundform \*uolpi-/ulpi-, allenfalls \*uelpi- mit einem unaufgeklärten Sproßvokal gesprochen wird. Sollte es sich doch um ein echtes -u- handeln? So jetzt Čop, Labialsuffixe 242, 197.

zukommt<sup>39</sup>. Ein Verbum wie gr. στύω „erigo penem“ macht die Funktion klar; interessanterweise ist ein στύφω „zusammenziehen, verdichten“ offenbar damit zusammenzustellen<sup>40</sup>). Georgiev hat den Versuch gemacht, die indischen Verba auf -omi als Ableitungen von Nomina agentis auf -ú- zu fassen: ai. *karomi* „ich mache“ aus idg. \*kor-eu-mi wäre eigentlich ‚Macher-ich‘, ebenso heth. *eku-mi* „ich trinke“, eigentlich ‚Trinker-ich‘. Die Nomina agentis wären am besten im Altind. belegt: *bhikṣu-* „Bettler“ zu *bhikṣate* „er erbittet“<sup>41</sup>. Mag man diese glottogenischen Folgerungen auch nicht annehmen wollen, so ist es doch eine Tatsache, daß das *u*-Element eine zumindest rudimentäre faktitive Konzeption enthält, die dann durch andere Charakteristika der Kausativbildung verdeutlicht wird: Meillet<sup>42</sup> hat gr. ὀρούω „erregen, antreiben“ als kausative Bildung aufgefaßt und mit ai. *srāvayati*, *drāvayati* verglichen, bzw. mit got. *straujan* „ausbreiten“, dessen Grundverbum in lat. *struo* vorliegt<sup>43</sup>. Mit Recht verwies Meillet a.O. auch auf Fälle wie gr. κόλουω neben κόλος (cf. Anm. 36) oder arm. չլում „ich spalte“

<sup>39</sup> Wenn K. Strunk, Nasalpräesentien und Aoriste (1967) 75 sagt: „gerade in den Kausativa scheinen sich die Wurzelkomplexe auf -u relativ gut gehalten zu haben“ und weiter „daß die -u-Erweiterungen der Wurzeln offenbar gerade bei den Kausativa besonders stabil sind“ so ist das kein äußerer Zufall, sondern nichts anderes als ein Fortwirken einer tiefer liegenden Ursache, nämlich der Disposition der *u*-Bildungen zum Ausdruck kausativer Grundfunktionen.

<sup>40</sup> Cf. Frisk, EW. II 816.

<sup>41</sup> Ling. Posn. 8 (1960) 17ff., Proceedings of the IX Intern. Congress of Linguists (1964) 741.

<sup>42</sup> MSL. 16 (1910/11) 244.

<sup>43</sup> Cf. noch air. *asroither* g. *dispergitur*, das ebenfalls als iterativ-kausatives \**strou̯-io* aufzufassen ist, also gleich dem got. *straujan*, im Gegensatz zu \**streū-e/o-* in lat. *struo*; cf. Watkins, Eriu 18 (1958) 98, wo die wichtige Notiz: “In the case of *asroither* we have an instance of the very common phenomenon of an iterative-causative formation simply replacing the older present . . . this is especially understandable where the basic present is transitive, and the so-called iterative-causative is practically speaking identical in sense with the simplex.” — Man beachte, daß Verba wie got. *straujan* oder *walwan* gar kein Grundverbum neben sich haben. Streng logisch kann jedes transitive Verbum als Kausativum oder Faktitivum aufgefaßt werden; cf. H. Kronasser, Etymologie der hethitischen Sprache I (1966) 451.

neben lit. *skeliū*, fragend auch gr. κωλύω und σκολύπτω. Eine andere Möglichkeit, das kausative Moment zu verdeutlichen liegt in der Nasalpräsensbildung: so steht neben ὁρούω das gr. ὅρ-ν-υ-μι (cf. Frisk, EW. II 422f.), neben lat. *struo* gr. στόρ-ν-υ-μι, ai. *strñoti* (andere Nasalpräsentia sind ai. *strñāti*, lat. *sterno*, cf. Frisk, EW. II 803).

Wenn nun κολούω „verstümmeln, beschränken“ und κωλύω „hemmen, hindern“ zusammengehören (und es gibt keine plausible Zusammenstellung)<sup>44</sup>, so muß der -u-Erweiterung an sich eine kausative Nuance zukommen. Beide Verben werden sowohl von Frisk<sup>45</sup> wie von Chantraine<sup>46</sup> als mehr oder minder unklare Bildungen bezeichnet. Ich meine, daß κολούω und κωλύω engstens zusammengehören, evtl. als rhythmische Wechselformen: \*kol-ou/\*kōl-u-jo. Wenn weiters σκολύπτω durch κολούω erklärt wird (cf. Anm. 36), so sieht das so aus, wie wenn \*ou-jo und \*u-p-jo auch funktionell gleichwertig wären. Die Sprache aber, die den Beweis liefert, daß dem u-Element eine besondere Rolle beim Ausdruck des Kausativ-Faktitiv-Verhältnisses zufällt, ist das Armenische: arm. *gelum* „drehen“ steht neben *glem* „rollen“ wie ai. *valayati* neben *valati* „wendet sich“. Mit arm. *gelum* ist weiterhin gr. εἰλύω<sup>47</sup>, lat. *volvo*, got. *walvjan*, toch. B *wlaw-oy-mar* (1. Sg. Opt. Med. „ich möchte mich abwenden“) zu

<sup>44</sup> Cf. Meillet, a. O. (Anm. 42), E. Fraenkel, Mélanges Boisacq I (1937) 357.

<sup>45</sup> EW. I 903, II 61 („scheint zunächst einen u-Stamm vorauszusetzen“).

<sup>46</sup> Dict. étym. 558, 605f.

<sup>47</sup> Die Rückführung der griech. Form auf \*ἥλ-νυ-ω wegen ind. *vṛṇoti* < \*ṷ-*n-eu-ti* ist nicht ganz sicher: Meillet, MSL. 16, 244 war dagegen, Frisk, EW. I 461f. ist dafür, Chantraine, Dict. 321 läßt die Frage offen. Ich möchte eher Meillet folgen, weil es noch die labiale Weiterbildung gibt, die -u- + -p-, aber kaum -n- + -u- + -p- als gekoppelte Formation darstellt. Es handelt sich um das iterativ-intensive Verbum εἰλύφάω, auch εἰλυφάζω „wirbeln, aufwirbeln“. Frisk, EW. I 461 hat richtig die Klimax der Bildungen aufgestellt: εἰλύω — \*εἰλύπτω — εἰλυφάω. Mit Recht lehnt er auch die Ansicht Schwyzers, Mélanges Pedersen (1937) 66, Anm. 2 ab, wonach in -υφ- ein verstecktes Kompositum mit ύφάω zu sehen wäre. Zur Frage der u-Bildung im Armenischen cf. Solta, Stellung des Armenischen 81f. mit Lit., zu got. *walugjan* cf. oben mit Anm. 28, zur Frage des auslautenden Labials cf. oben Anm. 32, 33.

verknüpfen. Das *-u*-Element wurde allerdings oft durch andere Kausativmarken zusätzlich charakterisiert. Man könnte folgende Typen unterscheiden:

- a) Typus ὄρούω: *o*-Stufe des Suffixes;
- b) Typus ὄρνυμι: nasalinfigierendes Präsens;
- c) Typus arm. *yaroucanem*: *ou* mit *-sk-* und Nasalsuffix;
- d) Typus σκολύπτω, καλύπτω: *-u-* mit *p-(bh-)*Suffix;
- e) Typus θάλπω: bloßes *p*-Suffix<sup>48</sup>.

So hat sich eine lautlich-morphologische Frage, die von einer rein griechischen Problemlage ( $\theta\alpha\lambda\pi\omega/\theta\alpha\lambda\nu\chi\rho\varsigma$ ) ausging, gleichsam von selbst zu einer vergleichend-idg. ausgeweitet. Wenn bei dem Ausblick auf die anderen idg. Sprachen schon Altind. Armen. Germ. Balt. und Slavisch fallweise berührt wurden, so soll das im folgenden etwas systematischer geschehen, ohne daß das Material jeweils erschöpfend behandelt ist. Das Hauptgewicht soll dabei auf dem Labialmorphem *-p-* liegen, doch soll auch dem *u*-Element Beachtung geschenkt werden. Die nominalen Bildungen sollen gestreift werden, besonders, soweit sie auf die verbalen Licht fallen lassen, bzw. von dort solches empfangen.

I) Das Altindische und Altiranische zeigt das Nebeneinander von *o*-stufigen Kausativbildungen und von Nasalpräsentien, die auf *u*-Stämmen aufbauen: ai. *śrāváyati* „läßt hören“, av. *srāvayeiti* „sagt her, verkündet“ neben ai. *śr̥noti* „hört“, av. *dəbāvayeiti* „betört“ neben *dəbənao-*, ai. *dabhnōti* „beschädigt, verletzt, täuscht“, wie got. *straujan* neben gr. *στόρνυμι*, ai. *stṛ̥noti*, oder got. *walwjan* neben ai. *vṛ̥noti* „umhüllt, bedeckt“ mit etwas anderer Bedeutung<sup>49</sup>. So steht auch ai. *cyāváyati* „bewegt, erschüttert“, av. *śāvayeiti* „bewegt, bringt in Gang“ als Ableitung von der *o*-Stufe *\*ki-ou-* neben dem Nasalpräsens in gr. *\*χι-ν-ευ-μι > χινεῖω, χι-νυ-ται < \*ki-n-u-toi* und den nasal-

<sup>48</sup> Den kausativen Charakter dieses alten *p*-Verbums hat Čop, Fs. f. J. Friedrich 93 besonders betont.

<sup>49</sup> Cf. Strunk, a.O. (Anm. 39) 66ff., 75f.

losen Formen gr.hom. ἔσσευα, ἔσσυτο<sup>50</sup>. Das Grundverbum liegt in gr. οἶω „ich gehe“ vor: die *eu/u*-Erweiterung hat also deutlich eine faktitiv-kausative Funktion<sup>51</sup>. Sehr wichtig für unsere These ist noch der Umstand, daß im Vedischen ein transitives Verbum der 5. Klasse mit seiner Kausativbildung bedeutungs-gleich ist: es ist also *tanoti* „er spannt“ mit *tānayati* völlig synonym<sup>52</sup>. Es ist zwar richtig, daß auch ai. *vṛṇoti* und *vārayati* „bedeckt, umgibt, wehrt“ gleichwertig sind, aber daraus folgt noch nicht, daß die ind. 8. Klasse auf die 5. Nasalklasse zurück-zuführen ist, daß also *tanoti* als \**tn-n-eu-ti* zu verstehen ist<sup>53</sup>. Aus den bisherigen Ausführungen ergibt sich zur Genüge, daß auch dem -*u*-Element allein eine kausative Funktion zukommen kann, die nicht immer und unbedingt durch eine Nasal-infigierung verstärkt sein muß<sup>54</sup>.

Das Indische zeigt also in aller Deutlichkeit die Vertausch-barkeit des „normalen“ Kausativtypus auf -*ayati* mit dem der Nasalpräsentien der 5. Klasse, bzw. den -*u*-Verben der 8. Klasse. Hat sich hiermit die These eines ursprünglich kausativen -*u*- für das Indische durchaus bestätigt, so erhebt sich nun die Frage, ob auch das *p*-Formans als Kausativzeichen vorkommt. Diese Frage ist eindeutig zu bejahen. Es ist der Typus auf -*p-ayati* (z. B. *sthāpāyati* „bringt zum Stehen“). Mag auch die Ausbreitung dieser Bildung wie bei allen sprachlichen Erscheinungen oft der Analogie zu verdanken sein, so ist doch der

<sup>50</sup> Cf. Strunk, a.O. 86ff., besonders 90.

<sup>51</sup> Die fallweise belegbare intransitive Bedeutung aktiver Formen ist trotz Strunk, a.O. 96 nicht entscheidend. Das aktive ἔσσευα hat eine faktitive Bedeutung, cf. Chantraine, Grammaire homerique I<sup>3</sup> 385.

<sup>52</sup> Cf. Strunk 95 mit Literatur. Wenn Strunk das Beispiel *tanoti* als Verbum der 5. Klasse anführt, so hängt das mit seiner Ansicht zu-sammen, daß die ind. 8. Klasse eigentlich eine Nasalklasse ist, cf. weiter im Text und die folgende Anmerkung 53.

<sup>53</sup> Cf. die Literatur bei Strunk 72 Anm. 173, 174. Strunk schließt sich der Nasalpräsensauffassung, die auf Brugmann zurückgeht, an.

<sup>54</sup> Wir setzen also \**ten-eu-ti* als Grundform an. Mit anderen Worten, die Nasalklasse auf \**n-eu-* setzt ihrerseits die einfachen *u*-Verben voraus: es verhält sich etwa gr. εἰλύω : ai. *vṛṇoti* wie gr. οἶω : ai. σγνοῖ u.v.a., cf. Persson, Wurzelerweiterung 149, Anm. 1. Zur ai. 8. Klasse cf. Thumb-Hauschild, Handbuch des Sanskrit I/2, 265, Burrow, The Sanskrit Language<sup>3</sup>(1973) 325.

Ausgangspunkt in einem kausativen *p*-Formans<sup>55</sup> zu sehen, das sich gerade bei vokalisch auslautenden Stämmen als bequeme Bildungsweise anbot<sup>56</sup>. Es ist nicht recht verständlich, wenn von einem unaufgeklärten *p*-Suffix gesprochen wird<sup>57</sup>, wo doch die Spuren dieses Formans auch in anderen Sprachen vorhanden sind, z.B. im Hethitischen<sup>58</sup>. Der Typus -(ā)-*p*-*ayati* ist nichts anderes als die Ausbreitung einer Formkategorie, die aus der Kombination eines verblaßten Kausativformans *-p*- mit dem geläufigen *-ayati* entstanden ist. Es handelt sich also um das-selbe Phänomen, das in den Bildungen auf *-n-* + *-u-*, bzw. *-u-* + *-p-* (Typus gr. ὄρνυμι ~ ὄρούω, σκολύπτω ~ κολούω siehe oben 103) uns begegnet ist, bzw. in noch zu besprechenden Typen des armenischen Verbums begegnen wird, siehe unten 110ff. Die Skepsis gegen eine voreinzelsprachliche Verankerung der ind.

<sup>55</sup> Cf. Thumb-Hauschild, Handbuch I/2 340ff., der eine schwankende Haltung einnimmt: teils Ausgehen von Wurzelvarianten mit *-p* (z.B. *di-/dip-*, „scheinen“) im Sinne von Brugmann, Grundriß II<sup>2</sup> 3, 256f., andererseits Verweis auf *p*-Formen in anderen idg. Sprachen, z.B. im Slavischen (V. Machek, ZslPh. 17, 1940, 258ff.). Daß in dem *-p-* ein altes Nominalsuffix zu sehen wäre, wie Thumb-Hauschild 342 annimmt, glaube ich nicht; es handelt sich vielmehr um die mögliche Identität von Verbal- und Nominalstamm (cf. etwa lat. *molucrum* „Mühlensesen“ neben got. *ga-malwjan* „zermalmen“, Specht, KZ. 59, 232f.).

<sup>56</sup> So schon Persson, Wurzelerweiterung 206f. mit überzeugender Argumentation.

<sup>57</sup> So z.B. B. Ghosh, a. O. (cf. Anm. 29) 67: “le phonème *-p*- joue un rôle important, mais énigmatique, dans la formation du causatif sanskrit.” Abzulehnen ist der Satz 69: “il n'y a qu'une chose de certaine, à savoir que cette évolution est proprement indienne, car aucune autre langue indo-européenne, pas même l'iranien, ne comporte aucune trace d'élément labial dans le causatif”; cf. übrigens die folgende Anmerkung 58. Daß das *p*- im Sanskrit beschränkt, im Mittelindischen in allen Kausativa vorkommt, ist eine interessante Entwicklung. — Zur Funktion des *-p*- muß Ghosh zugeben (78, 100), daß, mag auch die kausative Funktion nicht überall auf der Hand liegen, die transitivierende jedenfalls nicht zu leugnen ist.

<sup>58</sup> Cf. E. Sturtevant, Language 4 (1928) 4, der den indischen Sachverhalt so charakterisiert: “it follows, that causative force was originally carried by the root-determinative *-p* and that the Skt. causative suffix *-aya* was due to the analogy of other verbs”; zum Heth. cf. unten 113ff.

-*p-aya*-Kausativa hat auch darin ihren Grund, daß nicht allzu viele stammhafte Entsprechungen in anderen Sprachen notiert werden können. Man vergleiche aber immerhin ai. *dāpayati* „teilt“: gr. δάπτω „zerreißen“, δαπάνη „Aufwand“, lat. *daps* „Opfermahl“, anord. *tafn* „Opfertier“ u.a.<sup>59</sup>, ai. *drāpayati* „bringt zum Laufen“: gr. δραπέτης<sup>60</sup> „Flüchtling, Deserteur“, ai. *snāpayati* „schwemmt, badet, wäscht“: lat. *Neptunus*<sup>61</sup>. Die ind. Form *śrāpayati* „richtet in die Höhe, richtet auf“ hat W. Wackernagel zu got. *hleibjan* „sich jemandes annehmen“, aisl. *hlifa* „schonen, schützen“ gestellt und damit eine voreinzel-sprachliche Erweiterung \**klei-p-* bewiesen<sup>62</sup>. Es wäre allerdings eine Form \**śrepayati* zu erwarten: *śrāpayati* soll sich den zahlreichen Bildungen auf -ā-*paya-* angeschlossen haben<sup>63</sup>.

Es muß aber doch auch hier schon darauf hingewiesen werden, daß gewisse isolierte Nominalbildungen mit *p*-Formans im Alt-ind. eine ungekünstelte Anknüpfung an analogen Verbalformen anderer Sprachen finden können: ai. *talpa-* „Bett, Ehebett“ stellt sich zu lit. *talpà* „ausreichender Platz für Personen oder Sachen“, lit. *telpù, tilpti* „Platz haben“<sup>64</sup>. Bei ai. *dīpa-* „Lampe, Leuchte“ wird man an eine Rückbildung zum Kausativum

<sup>59</sup> Cf. Frisk, EW. I 348.

<sup>60</sup> Cf. Ghosh, a.O. (Anm. 29) 101f., Frisk, EW. I 122 ist sehr skeptisch und verweist auf Specht, KZ. 68 (1944) 122ff., der mit Wechsel -*p-/m-* operierte; Chantraine, Dict. 279 verhält sich ganz ablehnend; cf. noch Čop, Labialsuffixe 224, der in diesem Falle das ai. Kausativum auf denominaler Grundlage erklären will.

<sup>61</sup> Cf. Walde-Hofmann, Lat. etym. Wb. II 163 (zweifelnd); cf. unten Anm. 118

<sup>62</sup> Cf. Kleine Schriften I (1953) 329 (Sb. Berliner Akademie 1918, 410); es handelt sich um ein Kausativum zur Wz. *śri-* (*śrayate* „lehnt sich an“); cf. Ghosh, a.O. 104, Čop, Fs. Friedrich 92f. Die Etymologie Wackernagels wird weder von Feist, Vergleichendes Wörterbuch der gotischen Sprache<sup>3</sup> 262 s.v. *hleibjan* noch von de Vries, Altnordisches etymologisches Wörterbuch (1961) 238 s.v. *hlifa* genannt.

<sup>63</sup> Die denominative Erklärung durch J. Charpentier, IF. 29 (1911/12) 238 lehnt Ghosh, a.O. 105 ab, wohl mit Recht.

<sup>64</sup> Ghosh, a.O. 23 meint, daß *telpù* sich aus nominalen Formen entwickelt habe. Das ist wohl nicht möglich: *telpù, tilpti* kann nur ein primäres Verbum sein, wie etwa *gemù, giñti* „nasci“, *perkù, piñkti* „kaufen“, cf. Stang, Vergleichende Grammatik der baltischen Spra-

*di-páyati* „läßt erglänzen“ zu denken haben<sup>65</sup>, wohl auch bei *dhūpa-* „Räucherwerk“<sup>66</sup>. Auch bei *stūpa-* „Haarschopf“ bleiben die ‚verbalen‘ *p*-Formantien im Bereich der Möglichkeit<sup>67</sup>. Die Formen mit *-sp-* bereiten größere Schwierigkeiten für eine

---

chen (1966) 332. Offenbar liegt eine *p*-Erweiterung der Wz. *\*tel-/telə-* vor, cf. Persson, Beiträge z. idg. Wortforschung 310f.; cf. noch Čop, Labialsuffixe 221f., der ebenfalls die denominale These von Ghosh ablehnt.

<sup>65</sup> Čop, Labialsuffixe 222.

<sup>66</sup> Cf. Mayrhofer, Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch des Alt-indischen II (1963) 108: *dhūpah* wohl Postverbale zu *dhūpáyati* „räuchert“, dieses aber ein altes *p*-Kausativum zu Wz. *\*dhū-*. Es bleibt aber die semantische Schwierigkeit, daß die *p*-lose Form im Indischen nicht auf den Rauch bezogen ist, sondern nur „heftig bewegen, schütteln“ bedeutet; cf. dagegen gr. θύος „Räucherwerk“, lat. *suf-fire* „räuchern“, air. *dē* „Rauch“. Ghosh, a.O. (Anm. 29) 24 wollte *dhūpáyati* als ‘dénominatif hétéroclite’ zu *dhūma-* „Rauch“ auffassen. Čop, Labialsuffixe 220 faßt *dhūpa-* als alte nominale Bildung auf und rubriziert es 266 unter die Kategorie „Res effecta“ oder „Nomen actionis“. Mir scheinen beide zuletzt zitierten Ansichten weniger empfehlenswert. Beachtenswert ist aber immerhin die Labialerweiterung in gr. τύφω „rauchen“, bzw. Akt. „räuchern, sengen, langsam verbrennen“ und in germ. Belegen (anord. *dupt*, nhd. *Duft*), cf. Frisk, EW. II 950f.

<sup>67</sup> Cf. Ghosh, a.O. (Anm. 29) 51 ff.: er vergleicht zunächst *stukā-* „Zotte, Wollflocke“, wodurch sich der formantische Charakter des *-p-* für das Indische eindeutig ergibt. Die Analyse von gr. στύπη, στύπη „Werg“ läßt sich nicht mit gleicher Sicherheit führen. Das ai. *stūpa-* bedeutet auch „Hauptbalken des Hauses“ und ist vielleicht etymologisch verschieden, cf. Čop, Labialsuffixe 219. Man wird hier an gr. στύπος „Stock, Stiel, Stengel“ erinnert, cf. das Material bei Frisk, EW. II 813f., der allerdings eher an gr. τύπτω anknüpfen möchte als an στύω, was ich ablehne. Auch an germ. und balt. Wörter könnte man anknüpfen: awnord. *stūfr* „Stumpf, Baumstumpf“, lett. *stups* „abgebrauchter Besen“, allenfalls auch toch. A *stop* „Stock“. Das Griechische hat in στύφω „zusammenziehen, adstringieren“ eine Labialerweiterung, die an τύφω (cf. Anm. 66) erinnert. Das Verbum στύω ist ein evidentes Kausativum, wenn es auch eine Bedeutungsverengung sensu obsceno erfahren hat. Das ind. *sthāpáyati* zeigt die andere Möglichkeit, *-p-* Formans statt *u*-Stamm. Daß aber beides kombinierbar ist, wurde oben schon mehrfach betont (cf. 101). Wir möchten also ai. *stūpa-* im Bereich des Kausativmorphems *-p-* lassen; so schon J. Charpentier, Monde Oriental 26–27 (1932/33) 111.

verbale (und damit auch oft etymologische) Anknüpfung: das gilt z.B. von *bāspa-* „Träne, Dampf“, *śaspa-* „Graskeim, Reistrieb“<sup>68</sup> u.a. Dagegen läßt sich *puṣpa-* „Blume, Blüte“ ganz selbstverständlich als Ableitung von *puṣyati* „blüht, gedeiht“ erklären<sup>69</sup>. Anderes ist so gut wie sicher fremden Ursprungs<sup>70</sup>. Merkwürdig ist immerhin folgendes: bei Wackernagel-Debrunner heißt es: „mehrere Wörter mit -p-a-Suffix bezeichnen Pflanzen und Pflanzenteile“<sup>71</sup>. Analog heißt eine Kapitelüberschrift bei Hubschmid: Pflanzen- und Pflanzenteile<sup>72</sup>. Die ind. -sp-Formen wird man dann in die Nähe von lat. *caespes* „Rasen“, bzw. den vorröm. Varianten *\*kaspo-*, *\*kispa-*, *\*kuspo-*<sup>73</sup> rücken wollen, ohne daß man damit im Bereich eines kausativen *p*-Formans verbliebe<sup>74</sup>.

<sup>68</sup> Cf. die lange Auseinandersetzung bei Ghosh, a.O. 34ff.: *śaspa-* soll aus älterem *\*sas-pa-* entstanden sein und zu ved. *sasá-* „Gras, Kraut“, *sasyá-* „Feldfrucht“ gehören; weitere Literatur bei Mayrhofer, a.O. (Anm. 66) III 319. Die deverbale Auffassung durch Čop, Labialsuffixe 227, 259 (und damit Parallelsetzung mit *puṣpa-*) kann ich nicht teilen. Daß *śaspa-* seinen Cerebral von *puṣpa-* habe, könnte man Ghosh 42 zugeben.

<sup>69</sup> Cf. Persson, Beiträge 248f., 311, wo richtig *\*pu-s-p-* neben *\*pu-s-k-* (cf. ai. *puṣkara-* „blaue Lotosblüte“, *puṣkala-* „reichlich, viel“, cf. Mayrhofer, EW. II 316ff.) mit germ. *\*knu-s-p-* (dt. *Knospe*) neben *\*knu-s-k-* parallelisiert wird. Es handelt sich um eine klare Ableitung einer *s*-haltigen Wz. *\*pus-* (cf. *puṣyati* und noch *puṣya-* „Blüte, Blume“). Ghosh, a.O. 24ff. legt besonders Wert auf den voreinzel-sprachlichen Charakter dieser *s*-Erweiterung, die sich aus lett. *pušķis* „Blumenstrauß“ ergibt; Čop, Labialsuffixe 227.

<sup>70</sup> Cf. etwa *śimśapa-*, auch *śimśupa-* „eine Pflanze, Dalbergia sisu“, Mayrhofer, EW. III 331, *sarsapa-* „Senfkorn“, ibid. 447f.

<sup>71</sup> Altindische Grammatik II/2 (1954) 744.

<sup>72</sup> Thes. praeromanicus I 55.

<sup>73</sup> Hubschmid, a.O. (Anm. 72) 46ff.; Čop, Labialsuffixe 246.

<sup>74</sup> Weitere schwierige Wörter bespricht Charpentier, a.O. (Anm. 67) 109–114. Erwähnt sei nur ai. *kaṣyapa-* „Schildkröte“, eines der wenigen Beispiele mit *p*-Formans, das sich in den iranischen Bereich verfolgen läßt: av. *kasyapa*, npers. *kašaf*; cf. Mayrhofer, EW. I 190; ein interessanter Etymologisierungsversuch bei Čop, Labialsuffixe 228 (*\*qadhsio-po-* zu lat. *cassis* „Helm“, ahd. *huot* „Hut“ etc., semantisch als mit lat. *testudo*, dt. *Schild-kröte* zu vergleichen). Es sei in dem Zusammenhang darauf aufmerksam gemacht, daß für denselben Begriff eine

II) Wenn nach dem Arischen hier zunächst das Armenische befragt werden soll, so deswegen, weil auf diese Sprache im vorigen schon öfter verwiesen wurde. Das Verbum *yarucanem* „aufrichten, aufwecken“ (siehe oben 104) zeigt die *u*-Basis, erweitert mit *-sk-* und Nasalsuffix. In dem ähnlich gebauten *eluzanem* „hinaufsteigen lassen“ (zu *elanem* „hinaufsteigen“) liegt wohl eine Basis *\*ou + gh*, in *korusanem* „perdo“ (neben *kornčim* „pereo“) eine solche auf *\*ou + k* vor<sup>75</sup>. Vor allem aber hat das Armenische auch einfache Bildungen auf *-u-m* (1. Sg. Prs.), die nicht auf Nasalpräsentien zurückgeführt werden können, bzw. müssen. Auf arm. *gelum* „drehe, winde“ neben *u*-losem *glem* „rolle“ wurde oben 103 verwiesen, desgleichen auf *celum* „spalte“ neben lit. *skeliù*. Manches ist etymologisch unklar wie *kasum* „dresche“.

Es ist bekannt, daß das Armenische eine Vorliebe für *u*-Erweiterungen hat, wie kaum eine andere idg. Sprache. Hier sei nur auf die Nominalformantien wie *-ust* (*kor-ust* „Verlust“), *-umn* (*us-umn* „Unterweisung“), *-oyt* (*erevoyt* „Erscheinung“), *-u-t'iwn* als häufigstes Abstraktsuffix verwiesen<sup>76</sup>. Mit dem Typus *-u-ca-*

---

vorroman. Form *\*kalappa-(ko-)* anzusetzen ist, cf. valenc. *galáp*, katal. *calápat*, *calápet*, span. *galápago*; cf. Hubschmid, Thes. praerom. I 36, J. Corominas, Diccionario critico etimológico de la lengua castellana II (1954) 620–623; cf. auch Čop, a.O. 271.

<sup>75</sup> Cf. Meillet, MSL. 22 (1922) 47–48, BSL. 26 (1926) 4f., 7. Das sind jedoch singuläre Typen gegenüber dem ‚normalen‘ Kausativum auf *-u-çanem*. (Das *-sk*-Suffix ohne *u*-Erweiterung findet sich in arm. *harçanem* „frage“). Die Form mit *-gh-* (nicht wahrscheinlicher Pedersen KZ. 39, 1906, 424 *-dh-* + *-s-*) hätte an gr. *τρύχω* neben *τρύω* „aufreiben“ eine Parallel, die im Griech. nicht so selten ist, im übrigen aber nicht auf die Stellung nach *u*-Vokalismus eingeschränkt, cf. *σμήχω* neben *σμάω* „reiben“, *νήχω* neben *νέω* „schwimmen“, Persson, Wurzelerweiterung 27f. Zu *τρύχω* cf. noch Chantraine, BSL. 33 (1932) 80, wo die faktitive Bedeutung hervorgehoben wird, die durch die Überführung in das Flexionsschema *τρυχόω* noch unterstrichen wird. Das Griech. kennt übrigens auch das *-sk*-Morphem in vikariierender Funktion mit *-χ-*, wie die Hesychglosse beweist: *τρύσκει· τρύχει, ξηραλνει*, Frisk, EW. II 938 mit weiterem.

<sup>76</sup> Cf. Meillet, MSL. 22, 8; zu *-oyt* speziell Frisk, Kleine Schriften (1966) 164–165 (Suffixales *-th-* im Indogermanischen, 28–29). — Ob *-umn* altes *-u-* enthält (Meillet, Esquisse d'une grammaire comparée de

*nem* bestätigt das Armenische auf eine selbständige Weise den schon mehrmals ausgesprochenen Satz, daß zwischen *u*-Erweiterung und Nasalpräsentien engere Beziehungen bestehen (Parallelismus von gr. ὄφούω und ὄφυμι). Einen weiteren interessanten Beitrag zu unserem Problem liefert das Armenische mit der Tatsache, daß *u*-Verba und Nasalpräsentia (ohne *u*!) im Austausch zueinander stehen können, bzw. zu einem System gehören. Es handelt sich einmal um die Identität von *lizum* ~ *lizanem* „lecken“<sup>77</sup>, die nach Pedersen<sup>78</sup> rätselhaft ist, ferner um die sekundäre, aber deutliche Passivform *aravelanim* (das Passivzeichen ist in dem *-i-*, nicht etwa im Nasalpräsens an sich zu sehen) „augeor“ zu *aravelum* „augeo“, vielleicht auch in dem Verhältnis von *helum*<sup>79</sup> „gießen“ zu *helanim* „gegossen werden“.

---

l'arménien classique, 2me éd., 1936, 48, 80) oder durch Epenthese < \**mun* < \**mōn* (Typus lat. *sermo, sermonis*) zu erklären ist (W. Winter, Language 38, 1962, 260, Anm. 7), bleibt unsicher. Daß arm. *u* auch idg. *ō* fortsetzen kann, ist bekannt. Für altes *-u-* tritt auch ein G. Djahukian, Rev. études arméniennes N.S. 2 (1965) 434. Bezüglich *-ust* meinte Pedersen, KZ. 38 (1905) 219, daß das *-u-* von den Kausativen auf *-uçanem* herstamme.

<sup>77</sup> Daß das Verb „lecken“ hierher gehört, könnte zunächst befremden; cf. aber Kronasser, Nasalpraesentia (cf. unten Anm. 90) 12f., wo unter dem Bedeutungsansatz „reinigen, waschen“ auch Ausdrücke für „lecken“ als potentiell geeignet für kausative Formengebung angereiht werden: die lat. Nasalpräsentia *lambo, lingo* und arm. *lizanem*; auch ags. *liccian* soll so aufzufassen sein, d. h. als Kausativum. (Anders W. Wißmann, Nomina postverbalia in den altgermanischen Sprachen, 1932, 38: Iterativform.)

<sup>78</sup> KZ. 39 (1906) 355. Deswegen aber anzunehmen, daß der arm. Nasalpräsensotypus auf *-anem* näher mit dem idg. Typus \*-n-eu-mi verbunden werden müsse (Pedersen, a.O. 357f.), halte ich für verfehlt. Arm. *lk'anem* gehört m.E. näher zu gr. λιπάνω. Kuiper, Die indogermanischen Nasalpräsentia (1937) 112 hält *lizum* für eine *nu*-Bildung, gibt aber keine phonetische Begründung.

<sup>79</sup> Ob *helum* ein Nasalpräsens darstellt (cf. Anm. 78) oder bloßes *u*-Verb, ist nicht sicher; cf. Meillet, MSL. 19 (1916) 178f., Esquisse<sup>2</sup> 112 (bis), Persson, Beiträge 749. Sicher ist das kausative *u*-Präsens weitgehend verkannt worden und wurde deshalb fast immer auf ein *nu*-Präsens zurückgeführt. Man erinnere sich der indischen (oben 105 mit Anm. 54) und griech. (oben 103 mit Anm. 47) Probleme, die den armenischen Sachverhalt in etwas anderem Lichte erscheinen lassen.

Es hat den Anschein, daß die Präsentia auf *-um* wie *lizum*, *dizum* „aufhäufen“ durch die deutlicheren Formen *lizanem*, *dizanem* ersetzt wurden. Die Verba auf *-anem* haben ausgeprägte aktivische Bedeutung<sup>80</sup>. Andererseits ist es eine Tatsache, die nicht hinwegzudisputieren ist, daß die armen. Verba auf *-num* als Äquivalent von *-čim* durchaus mediale Funktion aufweisen: z.B. *t'ak'čim/t'ak'num* „verberge mich“, *matčim/matnum* „nähere mich“, *pakčim/paknum* „erstarre vor Furcht“<sup>81</sup>. Ob das *-č-* im Typus *-čim* auf *\*sk + i-* zurückgeht, ist nicht ganz sicher, aber doch wahrscheinlich<sup>82</sup>. Dann würde man auf eine Funktionsberührung von *-sk*-Suffix und Nasalsuffix schließen können, wie sie sich auch aus der Koppelung im oben behandelten Kausativformans *-u-canem* (cf. Anm. 75) ergeben hat. Die inkohative Nuance von *macnum* „gerinnen“, *jernum* „warm werden“ erinnert an den slav. Typus *sčchnoći*, got. *ga-þauðsnan* „trocken werden“<sup>83</sup>. Ganz ausgeprägt und ungeheuer verbreitet ist der intransitiv-inkohitative Typus bei den abgeleiteten Verben auf

---

Arm. *hetum* kann auch medial sein „sich ausgießen“ und als solches wurde es durch *hetanim* ersetzt, bzw. verdeutlicht, cf. Pedersen, KZ. 39, 358.

<sup>80</sup> Pedersen, KZ. 39, 358.

<sup>81</sup> Meillet, *Esquisse*<sup>2</sup> 110 spricht speziell von der inkohativen Bedeutung dieser Verba und fährt dann fort: „Les verbes où l'on rencontre cette dualité de présents sont parmi les plus archaïques de l'arménien“.

<sup>82</sup> Cf. etwa Klingenschmitt, MSS. 28 (1970) 80–82, 87. Meillet, *Esquisse*<sup>2</sup> 109 verglich die gr. Typen ἐγρήσσω, att. δεδίττομαι, die er ebenfalls auf *-sk-* + *-i-* zurückführen wollte (cf. aber dazu Schwyzer, Griech. Gramm. I 648, Anm. 3). Pedersen, KZ. 39, 348 wollte arm. *-č-* aus *-k-* herleiten und darin dasselbe Element wie in lat. *fa-c-io*, gr. ξ-θη-κ-ε sehen.

<sup>83</sup> Cf. etwa E. Fraenkel, *Die baltischen Sprachen* (1950) 88. Ob auch hier die kausative Funktion die vorauszusetzende ist, bleibt unsicher, ist aber immerhin möglich, cf. Kronasser, a. O. (Anm. 90) 28f. Für Identität des *-n*-Infixes bzw. Suffixes in kausativer und inkohativer Funktion J. Kuryłowicz, *The inflectional categories of Indo-European* (1964) 89. — Bemerkenswert erscheint, daß das für das Altarmenische oft kausative *-u-* im Neuarmenischen zum eigentlichen Passivkennzeichen wurde: ostarm. *gruel*, westarm. *gruil* „scribi“ zu *grel* „scribere“, cf. Solta, *Handbuch der Orientalistik* VII (1963) 117, Anm. 1 mit Lit.

-anal : *hayranal* etc.<sup>84</sup>. Bei aller Vorliebe des Armenischen für die *u*-Erweiterung scheint es aber doch Fälle zu geben, wo die *u*-lose Form des Armenischen einer *u*-haltigen in einer anderen Sprache gegenübersteht, z.B. wenn der Vergleich von gr. ἀρύω „schöpfe“ mit arm. *gerem* „nehme (gefangen)“ richtig ist<sup>85</sup>.

Um zusammenzufassen, so hat das Armenische die Funktion des -*u*-Elementes als potentielles Kausativformans bestätigt, bzw. stärkstens gestützt. Wir haben kein Beispiel für ein kausatives *p*-Formans nachweisen können. Das ist aber auch gar nicht zu erwarten und zwar aus phonetischen Gründen. Denn -*p*- ist im Armen. gewöhnlich zu -*w*- geworden: cf. *ewt'n* < \**septm*, *t'at'awem* „eintauchen“ zu slav. *topiti*<sup>86</sup>. Dadurch, daß -*p*- praktisch als Formans ausfiel, waren die *u*-Formen noch wichtiger als in anderen Sprachen. Selbstverständlich war auch eine Kombination nach Art des gr. -*υπ-* im Armenischen nicht möglich.

III) Die Rolle des Hethitischen für unsere Problemstellung ist immerhin bemerkenswert. Es finden sich zunächst deutliche Spuren der *p*-Kausativa. Mag auch der Vergleich von heth. *ištap(p)-* „zudecken, einschließen, verschließen“ mit ai. *sthāpayati*<sup>87</sup> vom semantischen Standpunkt als unsicher erscheinen<sup>88</sup>, so ist doch an der kausativen Funktion des Labialformans nicht zu zweifeln<sup>89</sup>. In der bedeutsamen Arbeit Kronassers über die Nasalpräsentia hat der Autor die Kausativ-

<sup>84</sup> Cf. Meillet, *Esquisse*<sup>2</sup> 111, Solta, a.O. (Anm. 83) 117. Die Rückführung dieser Kategorie auf nominale *n*-Stämme durch Greppin, *KZ* 87 (1973) 193 ist absolut unglaublich.

<sup>85</sup> Cf. Frisk, *Kleine Schriften* (1966) 417ff., *EW*. I 158. Es verhielt sich demnach gr. *ἀρύω* : arm. *gerem* ähnlich wie *καλύπτω* : ir. *celim*. Im Griech. selbst stehen neben (*Ϝ*)*αρύω* die Präsentia *ἀρύσσω*, *ἀρύτω*; cf. Debrunner, *IF*. 21, 245f. Die Form *ἀρηρυγμένου*· *ἀπηντλημένου* Hes. ist unsicher, Latte, *Hesychii Lexicon* I (1953) 243 schreibt *ἀρηρυμένου*.

<sup>86</sup> Cf. Meillet, *Esquisse*<sup>2</sup> 31f.

<sup>87</sup> Cf. oben 106 mit Anm. 58.

<sup>88</sup> Cf. Kronasser, *Etymologie der hethitischen Sprache* I (1966) 407. Sturtevant, a.O. (Anm. 58) meinte, daß die Bedeutungen „unterworfen halten“, „im Netz festhalten“ die Etymologie rechtfertigen.

<sup>89</sup> Die Bildungen stellt zusammen Čop, *Festschrift J. Friedrich* (1959) 91–103, Kronasser, a.O. (Anm. 88) 407–410; nur Nominalableitungen bei Čop, *Labialsuffixe* 259 (Zusammenfassung mit den entsprechenden Verweisen).

paradigmata des Georgischen (gleichsam als eines archimedischen Punktes für die idg. Sprachen) nach Bedeutungsgruppen geordnet und dabei feststellen können, daß hier öfter in den idg. Einzelsprachen Nasalpräsentia vorliegen, deren kausative Funktion schon mehrmals bisher berührt wurde. Dem Lemma „einsperren, einschließen“ entspricht nun das genannte heth. *ištap(p)-*; aber auch zwei andere Bedeutungsansätze sind im Hethitischen durch Verba mit Labialformans vertreten: *karp-* (*kar-ap-mi* „hebe auf, trage weg“); man vergleiche dazu die Nasalpräsentia lat. *tollo* < \**tl-n-o*, arm. *barnam* „hebe auf“ (Kronasser, a.O. 9) und *warp-(wa-ar-ap-zi* „wäscht, badet“), wozu einerseits ai. *sna-p-ayati* „ds.“, anderseits Nasalformen wie lat. *pollingo* u.a. (cf. auch Anm. 77) zu vergleichen wären (Kronasser, a.O. 12)<sup>90</sup>. Wenn man sich auch vor Augen halten muß, daß die hethitische Lautlehre nicht eindeutig auf idg. -*p*- weist, so bleibt die Wahrscheinlichkeit doch groß. In zwei Fällen zeigt sich auch ein -*u*- vor dem -*p*-, nämlich in *ga-ru-up-zi* „tondet“ und *ta-ru-up-zi* „dreht zusammen, versammelt“. Zum letzten Beispiel wäre wieder Kronasser (a.O. 8) zu zitieren, wo „drehen“ an der Spitze der Kausativa steht (ai. *vartáyati*, *vṛṇákti* „dreht, wendet“, got. *windan* „drehen“, gr. *έμβω* „drehe im Kreise“)<sup>91</sup>. Ein verbautes Beispiel eines *p*-Kausativums, das an einen Stamm auf -*nu*- getreten ist, hat N. van Brock<sup>92</sup> in einem Nomen agentis SAL *hašnupalla*- „Hebamme“ sehen wollen. Es ist nun vielleicht bemerkenswert, daß es neben den Formen auf -*pala* auch solche auf -*wala* gibt; dabei soll es sich um luvische Formen handeln, weil es im Luvischen Verbalstämme auf -*wa* gibt: *ayawala* „agent“ zu einem denominativen Verbum

<sup>90</sup> Die Nasalpräsentia und Kretschmer's objektive Konjugation im Indo-germanischen, Sitzungsberichte Österreichische Akademie der Wissenschaften 235/2, Wien 1960.

<sup>91</sup> Ob die Etymologie von Čop, a.O. 91ff. das Richtige trifft, bleibe dahingestellt: \**dhreu-p-* zu \**dher-* „halten“ (cf. als Parallelwurzel \**dhreu-gh-* in anord. *driugr* „stark, voll“, ags. *gedreag* „Schar“, lit. *draūgas* „Gefährte“ u.a.m.). Wesentlicher scheint der Vergleich der Struktur dieses Verbums mit toch. B *kraup-*, A *krop-* „sammeln, anhäufen“, mit Beziehungen ins Baltische, 94; cf. unten 118.

<sup>92</sup> Les dérivés nominaux en *l* du hittite et du louvite (1962) 95.

\**ayawa-* (von einem Adjektivum auf -*wa*)<sup>93</sup>. Wir möchten auf die Affinität, bzw. Vikariierung von -*p*-<sup>94</sup> und -*w*-Erweiterungen aufmerksam machen.

Die Verbalstämme auf -*u/-w-* stellen im Hethit. keine große Gruppe dar, sicherlich aber ist die Zahl der Denominativa innerhalb dieser Gruppe die kleinste<sup>95</sup>. Interessant ist die Tatsache, daß manche Verba mit und ohne *u*-Element vorkommen: *ar-ru-iz-zi* neben *ar-ra-i* „wäscht“, ferner, daß auch Kausativa vorkommen: *ša-ak-ru-wa-an-zi* „sie tränken (Pferde)“, *ša-an-hu-wa-an-zi* „sie rösten“. Ob *e-ku-zi* außer „trinkt“ auch „tränkt“ bedeutet, ist unsicher<sup>96</sup>. Aber alles bisher angeführte Material ist nur ein kümmlicher Restbestand kausativer Formantien. Die produktivste Gruppe sind die Deverbativa (und Denominativa) auf -*nu-*, die ausgesprochen kausative Funktion haben<sup>97</sup>:

<sup>93</sup> Brock, a.O. 96, Anm. 1.

<sup>94</sup> Daß ein heth. *p* nicht ein idg. *p* fortsetzen muß, ist klar. M.E. ist es aber nicht zu beweisen, daß heth. *kaluppa-* „weibliches Unterkleid“ auf ein -*bh*-Formans wiese. Das widerspricht der bekannten Regel von Sturtevant (A Comparative Grammar of the Hittite Language, 1933, 74: The original voiced stops, including the voiced aspirates, are never written double). Čop, Fs. Friedrich 98, 103 sucht sich der Schwierigkeit zu entziehen, indem er für die Media aspirata eine mit der Tenuis konforme Entwicklung annimmt. Kronasser, Etymologie I 184 reiht *kaluppa-* nicht unter die sicheren Vertreter eines Suffixes \*-*bho-* im Hethitischen, wohl aber *waš-pa* „Kleid“, indem er J. Holt, Bibliotheca Orientalis XV (1958) 149f. folgt. Wenn Čop, a.O. 96ff. meint, daß heth. *kaluppa-* wegen gr. κέλυφος „Schale, Hülse“ unbedingt auf ein -*bh*-Formans weisen müsse, möchte ich ihm darin nicht beipflichten, cf. oben 100, 97 Anm. 32 und Anm. 19 und unten.

<sup>95</sup> Kronasser, Etymologie I 415–418.

<sup>96</sup> Cf. die Literatur bei Kronasser, Etymologie 415, Anm. 3. Ob hier ein alter Labiovelar anzusetzen ist (wegen der Verwandtschaft mit lat. *aqua*?) oder eine „kausative“ *u*-Bildung, bleibt offen. Jedenfalls gehört auch „trinken“ unter die Begriffe, die kausativ ausdrückbar sind; cf. Kronasser, a.O. (Anm. 90) 10 (allerdings ohne Nennung des Hethitischen): das georg. *d-a-vl-ev* „trinken“ ist ein ganz klares Kausativum. So hat auch dt. *trinken*, gr. πίνω einen Nasal; die Grundbedeutung wäre also „hinuntergleiten lassen“; cf. auch oben 102 mit Anm. 41.

<sup>97</sup> Cf. Sturtevant, Language 9 (1933) 9, id. Comparative Grammar<sup>2</sup> (1951) 127–129, Kronasser, Nasalpräsentia 15, Etymologie I 438ff.

*ar-nu-mi* „bewege fort, setze in Bewegung“ gehört zu ai. *r-no-mi*, gr. ὅρνυ-μι. Es ist das Kausativum zu *a-ri* „kommt an“; *ar-aš-ša-nu-wa-an-zi* „lassen (Wasser) fließen“ gehört zu *ar-aš-zi* „fließt“, also Typus *aršanu-* „fließen lassen“ zu *arš-* „fließen“, oder *aššanu-* „in Ordnung bringen, beenden“ zu *eša(ri)* „sedet“ (cf. ähnlich lat. *sedare* : *sedere*), *har-ga-nu-ut* „perdidit“ zu *har-ak-zi* „perit“. Auch das oben zitierte *kar-ap-zi* „hebt auf“ kann durch das *nu*-Element weitergebildet werden: die produktive *nu*-Kategorie tritt auch an das erstarrte *p*-Kausativum. Man hat in den *nu*-Verben des Hethitischen zeitweise ein Spezifikum dieser Sprache sehen wollen. Kronasser spricht sich im Gefolge von Hrozný und Sturtevant für einen ererbten Typus, eben den der idg. Verba auf *\*n-eu-mi*, aus<sup>98</sup>. Tatsächlich eine Besonderheit des Hethitischen ist allerdings die starke Ausgestaltung der denominativen Gruppe: *taluganu-* „verlängern“ (: *daluki-* „lang“), *šallanu-* „groß machen, groß ziehen (Menschen, Bäume)“ (: *šalli-* „groß“), *tepnu-* „gering machen, demütigen“ (: *tepu-* „wenig, gering“)<sup>99</sup>. Typologisch erinnern die heth. Verba denominativa auf *-nu-* an die griech. auf *-υνω* ( $\beta\alpha\rho\gamma\nu\omega$  :  $\beta\alpha\rho\gamma\varsigma$ .  $\epsilon\upsilon\rho\gamma\nu\omega$  :  $\epsilon\upsilon\rho\gamma\varsigma$ , aber auch  $\alpha\mu\alpha\lambda\delta\gamma\nu\omega$ , wo das zugehörige *u*-Adjektiv im Griech. selbst nicht belegt ist, cf. aber ai. *mṛdú-* „weich“)<sup>100</sup>. Man könnte die Vermutung äußern, daß die Reihenfolge der

<sup>98</sup> Etymologie I 438.

<sup>99</sup> Die *nu*-Verba sollen eine äußere Änderung anzeigen, die *-ahh*-Verba hingegen eine wesensmäßige nach der Meinung von E. Benveniste, Festschrift für F. Sommer (1955) 4 (z.B. *šuppijahh-* „rituell reinigen, heiligen“, von *šuppi-* „kultisch rein“, im Gegensatz zu *parkunu-* „(von einer Beschmutzung) reinigen“, von *parkui-* „rein“); Zweifel an dieser subtilen Unterscheidungsmöglichkeit bei Kronasser, Etymologie I 453.

<sup>100</sup> Cf. Frisk, EW. I 84. — Die Erklärung der gr. Verba auf *-ύνω* ist noch immer umstritten, cf. Schwzyer, Griech. Gramm. I 728. Die Beziehung dieser Verba auf *-υς*-Adjektiva scheint jedenfalls nicht entscheidend zu sein:  $\alpha\iota\sigma\chi\gamma\nu\omega$ ,  $\kappa\alpha\lambda\gamma\nu\omega$  lassen sich auf neutrale *s*-Stämme ( $\alpha\iota\sigma\chi\gamma\varsigma$ ,  $\kappa\alpha\lambda\gamma\varsigma$ ) beziehen, anderes aber nur auf *o*-stämmige Adjektiva:  $\mu\epsilon\gamma\alpha\lambda\gamma\nu\omega$  „rühme“ (:  $\mu\epsilon\gamma\alpha\lambda\omega$ ),  $\dot{\epsilon}\lambda\alpha\phi\gamma\nu\omega$  „mache leicht“ (:  $\dot{\epsilon}\lambda\alpha\phi\gamma\varsigma$ );  $\alpha\mu\alpha\theta\gamma\nu\omega$  „mache zu Sand“ (:  $\alpha\mu\alpha\theta\gamma\varsigma$ ) soll nach Debrunner, IF. 21, 85 eine Nachbildung zu  $\alpha\mu\alpha\lambda\gamma\nu\omega$  sein. Interessant  $\sigma\kappa\omega\lambda\gamma\nu\tau\epsilon\tau\alpha\iota$  als varia lectio zu  $\sigma\kappa\omega\lambda\gamma\pi\tau\epsilon\tau\alpha\iota$  Nicander, Theriaca v. 229, das wieder die Vikariierungsmöglichkeit von *-n-* und *-p-* als Erweiterung eines *u*-Stammes beweist (cf. Debrunner, a.O. 84, 212). Damit kommen

Morpheme letztlich irrelevant ist<sup>101</sup>. Ursprünglich haben -u- und -n- eine kausative Konnotation ausdrücken können: während bei -n-, d.h. in den Nasalpräsentien verschiedener Art diese Nuance im allgemeinen bewahrt blieb, wurde sie bei -u- verdunkelt, weshalb dieses Morphem gewöhnlich nur in Kombination mit anderen, vorzugsweise eben mit -n-, vorkommt.

Fassen wir zusammen: Das Hethitische hat einwandfreie Belege für ein kausatives -u-Element und auch für die Restkategorie der *p-Kausativa* gebracht (unbeschadet der Tatsache, daß der hethitische Konsonantismus (wie der tocharische) mit einem Unsicherheitsmoment behaftet ist. Die Frage der nominalen *p-Formantien* begegnet ebenfalls im Hethit.; hier eröffnet sich der Anschluß an die Problematik der vorromanischen (vor-idg.??) Wörter, ähnlich wie beim Altindischen<sup>102</sup>.

---

wir auf den Ausgangspunkt der Untersuchung teilweise zurück, cf. oben 94 mit Anm. 10. Auf die enge Beziehung von *u*-Stamm und *n*-Erweiterung, auch im nominalen Bereich, haben Meillet, BSL. 21, 66, Specht, KZ. 59 (1932) 217, Anm. 1 aufmerksam gemacht. Symptomatisch erscheint das griech. Verbum παλύνω „mit Mehl bestreuen“, weil es an der Grenze von denominaler und kausativer Bildung steht; cf. Frisk, EW. II 470 mit Literatur. Jedenfalls liegt im Griech. kein *u*-Stamm vor, nur πάλη „feines Mehl, feiner Staub“. Am besten ist immer noch die Verknüpfung mit lit. *pilù, pilti* „gießen, schütten“ mit Sommer, Kritische Erläuterungen zur latein. Laut- und Formenlehre (1914) 13, aber von der *u*-Basis aus, wie arm. *heum*, oben 111f. Anm. 79, wo die Möglichkeit eines Nasalpräsens besteht (\**pel-n-eu-*).

<sup>101</sup> Man vergleiche den Typus gr. δριπισκάνω gegen lat. *fruniscor*; der griech. Reihenfolge *sk – n* schließt sich das Armen. an (Typus -c-anem, cf. oben 110 mit Anm. 75), der lat. mit *n – sk* folgen das Hethitische und Tocharische, cf. Schwyzler, Griech. Gramm. I 709, Anm. 6.

<sup>102</sup> Cf. Kronasser, Etymologie I 184, wo vieles einen fremden Eindruck macht, wie šarpa- „ein Baum“, šarupa- „Zwist“. Sofern einfaches *p*-geschrieben, kann kein idg. *p*- vorliegen, Čop, Labialsuffixe 259. Manchmal kann auch gar kein Suffix vorliegen, z.B. bei ɬuwappa- „schlecht“, wenn die Deutung durch C. Watkins, Indogermanische Grammatik III (1969) 30 richtig ist: zu got. *ubils* < \**up-elo-* (mit Ablaut \**ue/op- : up-*). Die nominalen -pi-Suffixe führt Kronasser, a.O. 224f. an, mit dem Bemerken, daß keine Verankerung im idg. Material möglich wäre. Čop hat nur *taluppi-* als idg. Bildung gelten lassen wollen, cf. oben 99 mit Anm. 29. Immerhin ist beachtlich, daß es noch sechs andere Substantiva auf -*up(p)i* gibt. — Zur Substratproblematik cf. oben 109f. mit Anm. 72–74 und unten 134.

IV) Das Tocharische wurde noch nicht viel genannt, cf. immerhin Anm. 91, wo toch. B *kraup-*, A *krop-* als wahrscheinliches *p*-Verbum zitiert ist. Die Unsicherheit des tocharischen Konsonantismus wird man dort am ehesten beheben können, wo auch andere Sprachen auf ein *-p-* weisen (an sich kann toch. *p* idg. *p*, *b*, *bh* fortsetzen). So hat man A *tāp* „er aß“, Prät. zu *śwāś* „ißt“ mit lat. *daps*, gr. δάπτω verglichen<sup>103</sup>, B *tsāp-* „zerstoßen, zerkleinern“ wird man wohl zu slav. skr. *dépati* „stoßen, schlagen“, poln. *deptać* „treten“, arm. *top' em* „schlagen“, gr. δέψω „kneten, walken“ (neben δέψω) stellen dürfen<sup>104</sup>. AB *lip-* „übrig bleiben“ gehört zur *p*-Wurzel in ai. *limpati*, gr. λίπος „Fett“, lit. *limpù, lípti* „kleben“, semantisch vor allem zur germ. Sippe von got. *bi-leiban*, ahd. *bi-liban* etc. „bleiben“<sup>105</sup>. In B *laup-*, A *lop-* „beschmutzen“ kann man wohl die *p*-Erweiterung einer *u*-haltigen Wurzel sehen, wie sie in gr. λύμα „Schmutz“, lat. *pol-luo* „besudeln“, *lutum* „Schmutz“ u. a. vorliegt<sup>106</sup>. AB *camp-*, *cämp-* „können“, A *tampe* „Macht“ wird näher zu lit. *tempiù, tempti* „spannen“ zu stellen sein<sup>107</sup>. Eine einwandfreie Wortgleichung liefert B *kälyp-* „stehlen“, das auch nach der lautlichen Seite zu gr. κλέπτω, lat. *clepo*, got. *hlifan* usw. gehört<sup>108</sup>. Anderes bleibt unsicher, weil weder die Etymologie noch auch damit die phonetisch-morphologischen Tatsachen klar sind<sup>109</sup>.

<sup>103</sup> Cf. Fraenkel, IF. 50 (1932) 7, Pedersen, Tocharisch vom Gesichtspunkt der indoeuropäischen Sprachvergleichung (1941) 190, W. Winter, IF. 67 (1962) 17, 24; cf. auch oben 107 mit Anm. 59.

<sup>104</sup> Cf. Winter, a. O. (Anm. 103) 28; arm. *top' em* möchte ich gegen Frisk, EW. I 373 nicht als denominativ, sondern als iterativ auffassen.

<sup>105</sup> Cf. G. S. Lane, Language 14 (1938) 23 mit Anm. 16; Van Windekens, Lexique étymologique des dialectes tokhariens (1941) 56.

<sup>106</sup> Cf. Lane, a. O. (Anm. 105) 27, Van Windekens, a. O. (Anm. 105) 54.

<sup>107</sup> Cf. Van Windekens, a. O. 135, Pedersen, a. O. (Anm. 103) 162, Anm. 1.

<sup>108</sup> Cf. Van Windekens, Lingua Posnaniensis 8 (1960) 39.

<sup>109</sup> Man vergleiche etwa AB *kälp-* „erlangen“, das von Van Windekens, Lexique 32 mit ai. *kalpate* „ist geordnet“, *kalpáyati* „ordnet an, teilt zu“ verglichen wird, ein Wort, das gewöhnlich mit lat. *scalpo* verbunden wird, cf. Mayrhofer, EW. I 183, Walde-Hofmann II 486, cf. unten 133, ferner AB *sälp-* „brennen, glühen“, AB *tsälp-* „gehen, hinübergehen, erlöst werden“. Dieses Wort wurde von Pedersen, Le groupement des dialectes indo-européens (1925) 39 mit lit. *telpù, tilpti* „Raum worin haben, Platz finden, hineingehen“ verbunden

Neben diesen, teils klaren, teils ungeklärten *p*-Bildungen gibt es im Tocharischen eine größere Gruppe von Verben mit *-w-* als stammbildenden Konsonanten<sup>110</sup>. Mit Recht verweist van Windekkens a.O. auf die Parallelen im Griechischen: ἀλεύω „ausweichen“, ἀλύσκω; ἀλύω (cf. oben 98 mit Anm. 26), sowie auf die Typen gr. κολούω und arm. *celum* (cf. oben 103). Toch. A *malyw-* „drücken, zertreten“ gehört sicher zunächst zu got. *ga-malwjan* „zermalmen“<sup>111</sup>, nicht zur unerweiterten Wurzel in lat. *molo*, got. *malan*, ir. *melim*<sup>112</sup>; A *panw-*, B *pann-* „ziehen“ sind mit ksl. πνη, *peti* „spannen“ zusammenzustellen, in der Stammbildung entsprechen sie aber dem arm. *henum* „weben“ und dem got. *spinnan*<sup>113</sup>. Manches hier ist wohl als denominative Bildung zu erklären, aber sicher nicht alles<sup>114</sup>.

Das Tocharische hat also das Vorhandensein von *p*- und *u*-Formantien bestätigt, nicht jedoch deren kausative Funktion zwingend bestätigen können. Beachtlich bleibt, daß unter den Präsensbildungen der beiden Wurzelerweiterungen auch Nasal-

(cf. dazu oben 107 mit Anm. 64), doch ist ein Anlaut *ts-* schwierig; cf. Van Windekkens, Lexique 144 mit einer anderen, semantisch unbefriedigenden Anknüpfung. Auch die von Lidén, Mélanges Pedersen (1937) 93 aufgestellte Etymologie von toch. A *wamp-* „schmücken“ (zu kymr. *gwyp*, gall. *vimpi* „schön“) bietet zwar eine interessante toch.-kelt. Isoglosse, berechtigt aber kaum, von idg. *p* auszugehen.

<sup>110</sup> Van Windekkens, Morphologie comparée du tokharien (1944) 225f., 252f.

<sup>111</sup> Cf. Specht, KZ. 59, 232f. zu lat. *molucrum* „Mühlenbesen“, lit. *malūnas* „Mühle“ (cf. oben Anm. 55); *u*-Erweiterung auch in ahd. *melo*, gen. *melawes* „Mehl“, cf. Walde-Hofmann, EW. II 106, Feist, Vgl. Wb. 192.

<sup>112</sup> Zu diesen Formen ist vielleicht toch. B *melyem* „sie treten mit Füßen“ zu stellen (Feist 3 342 nach Meillet); anders aber Pedersen, a.O. (Anm. 103) 165f.: ebenfalls von der *-w*-Form wie A *malyw-* mit Schwund des *-w-* vor dem *-yo-* der Präsensbildung.

<sup>113</sup> Pedersen, a.O. (Anm. 112) vergleicht den lat. Typus *minuo*; doch betrifft das nur die palatalisierte Form des Präsensstammes A *pañwās* „er zieht“. Van Windekkens, a.O. (Anm. 110) 226 rechnet statt mit *-yo*-Präsens (im Toch. äußerst schwach belegt!) mit der Wirkung der Erweiterung *-eu-*, also *pañw-(\*eu)* : *panw-(\*u)*.

<sup>114</sup> Bei Van Windekkens, a.O. (Anm. 110) und Pedersen, a.O. 163 wird A *sparcw-* „sich drehen“ mit lit. *spartas* „Band“ verknüpft, im übrigen aber als Ableitung von einem *-tu*-Stamm aufgefaßt, analog lat. *statuo*.

präsentieren eine Rolle spielen<sup>115</sup>. Das Toch. hat zum Ausdruck des Kausativums vor allem die Verwendung des *-sk*-Suffixes ausgebaut, wie kaum eine andere Sprache<sup>116</sup>, bzw. die Kombination des *Nasalinfixes* mit dem *-sk*-Suffix<sup>117</sup>.

V) Das Germanische wurde in den bisherigen Ausführungen auch schon öfter herangezogen: die *-u*-Erweiterung bei got. *-walwan*, bz. *-malwan* (cf. Anm. 111), das Problem der Gutturalerweiterung bei *u*-Stämmen s. v. *-walugjan* (oben 98 mit Anm. 28, 103 mit Anm. 47), die *p*-Formen bei got. *hleibjan* (oben 107 mit Anm. 62) und — als ganz sicheres Beispiel — got. *hlifan*<sup>118</sup>. Anderes ist nicht ganz so sicher: got. *bi-waibjan* „umwinden, umkleiden“, ags. *bi-wæfan* „umwickeln“ vergleicht man mit ai. *vepáyati* „setzt in zitternde Bewegung“ (Kausativum zu

<sup>115</sup> Cf. Van Windekkens, a. O. (Anm. 110) 252; W. Krause, Westtocharische Grammatik (1952) 73: *kraup-* „sammeln“ kann ein thematisches und ein Nasalpräsens bilden. — Ganz merkwürdig und bis jetzt unerklärt ist die Flexion des Verbums *ya-* „machen“ in der Sprache A: 1. Sg. *ypam*, 1. Pl. *ypamäs*, 3. Pl. *ypeñic*, d.h. dort, wo im idg. Präsens der Themavokal *-o-* zu erwarten wäre, erscheint der Stamm *ypa-*; cf. Pedersen, a. O. (Anm. 103) 166; Krause-Thomas, Tocharisches Elementarbuch I (1960) 71, 201. Zum *-p-* der toch. Formen gibt es bisher nur die Hypothese von Pedersen, a. O.: Verbindung mit gr. *lánτω* „werfen, senden“, das eine *p*-Erweiterung von *lñμi* sein soll. Keine Erwähnung bei Frisk, EW. I 705f.

<sup>116</sup> Cf. Krause, Westtoch. Gramm. 82ff.; in der Sprache A (Osttocharisch) ist die *-sk*-Klasse mit der *-s*-Klasse zusammengefallen, während B reinlich trennt. Freilich gibt es in beiden Klassen auch nicht-kausative Bildungen.

<sup>117</sup> Es handelt sich um die sog. X.Präsensklasse in B, die auf *-näsk-*, *-nask-* gebildet wird (in A entspricht *-nas-*, *-näs-*); cf. Krause, Westtoch. Gramm. 96ff., Krause-Thomas I 214f. Die Reihenfolge der Suffixe wurde Anm. 101 besprochen. Die Kombination von Nasal- und *sk*-Morphem erinnert sehr an die armen. Praxis, cf. Solta, Handbuch der Orientalistik VII 118 mit Anm. 3, weiters oben 110 mit Anm. 75. Das Spezifikum des Armen. besteht darin, daß dem *-çanem* fast immer das Element *-u-* vorgesetzt werden muß.

<sup>118</sup> Cf. besonders Brugmann, IF. 20 (1906/07) 223, wo der Typus *clepo* neben *celare* (cf. oben 96) ausdrücklich mit dem der ind. Kausativa (*snāpáyati* „schwemmt, badet“, cf. oben 104, *śrapáyati* „kocht“, röstet“, cf. 107), in Beziehung gesetzt wird.

*vépate* „regt sich“, lit. *viěptis* (*vaipýtis*) „das Gesicht verziehen“<sup>119</sup>; ein Problem bietet got. *dreiban*, aisl. *drifa*, ahd. *triban* „treiben“<sup>120</sup>. Interessant ist got. *hairban* „περιπατεῖν“ mit Iterativum *harbon* „ds.“, aisl. *hverfa*, ags. *hweorfan* „sich kehren, drehen“, ahd. *hwerban* „sich wenden, umtun“. Die Grundbedeutung der Wz. *\*kuerp-* ist wohl „eine Drehbewegung ausführen“. Dazu gehört vielleicht toch. B *karp-* „herabsteigen, sich richten gegen, gehen“<sup>121</sup>, sicherlich aber gr. *καρπός* „Handwurzel“, sowie das Adj. *καρπάλιμος* „hurtig, geschwind“<sup>122</sup>. Es liegt hier also ein eindeutiger Bezug zwischen einer im German. reich belegten Verbalsippe (mit deverbalen Ableitungen wie ahd. *wirbil* „Wirbel“) und einer ausschließlich nominalen Sippe im Griech. vor. Das ist prinzipiell wichtig für die Beantwortung der Frage, ob aus nominalen *p*-Bildungen auf verbale geschlossen werden kann; cf. oben 106 und Anm. 55, 111. Eine besondere Rolle spielt im German. die Verbindung *-sp-*, und zwar sowohl in verbalen wie nominalen Bildungen<sup>123</sup>. Es sind offenbar Formen auf *-s-*, die mit *-p-* erweitert wurden; das wird durch

<sup>119</sup> Cf. Fraenkel, ZslPh. 22 (1954) 389, wo auf die Parallelwurzel *\*ueib-* in got. *weipan* „στεφανοῦν“, ags. *wipian* „schleudern“, lat. *vibrare* „sich zitternd bewegen“, aber auch transitiv „in zitternde Bewegung setzen“, cf. Walde-Hofmann, EW. II 780; man beachte, daß in toch. B *wip-* „schlenkern“ vorliegt, Krause, Westtoch. Gramm. 94.

<sup>120</sup> Čop, Fs. f. Friedrich 93f., ausführlicher Živa Antika 5 (1955) 236f. faßt *dreiban* als *p*-Erweiterung einer Wz. *\*dhrei-* auf, wie sie in bret. *dreo* „vif, alert“, kymr. *dryw* „Zaunkönig“ vorliegt. Bei Pokorny, Idg. etym. Wb. 274 wird die germ. Sippe unter einer Grundform *\*dhreibh-* gebucht und zu lit. *drimbù, dribaū, drībti* „in Flocken niederfallen“ gestellt. Doch ist dieses lit. Wort mit seiner Nebenform *drēbiù, drēbti* eher mit gr. *τρέψω* „dick machen, nähren, gerinnen machen“ zu verbinden, cf. Frisk, EW. II 926f.

<sup>121</sup> Cf. Van Windekens, Lexique 30, Pokorny, Idg. Wb. 631.

<sup>122</sup> Cf. Persson, Wurzelerweiterung 50, Feist, Vgl. Wb. 279f., Frisk, EW. I 793.

<sup>123</sup> Cf. zuletzt die guten Zusammenstellungen und Analysen bei Čop, Labialsuffixe 247–249 und 263–264. Die Lautgruppe *-sp-* kann, muß aber nicht immer auf altes *-sp-* zurückgehen. Čop 264 ist geneigt, in expressiven Wörtern *-sp-* aus *-s -b-* herzuleiten. Wesentlich ist, daß in der langen Liste nominaler Bildungen nur zwei mit bloßem *-p-*, alle anderen mit *-sp-* aufscheinen.

die Wechselformen mit *-sk-* bestätigt<sup>124</sup>. Man vergleiche etwa awnord. *geispa* „gähnen“ neben ags. *giscian* „seufzen“, lat. *hisco*<sup>125</sup>. Ein awnord. *rispa* „Riß“, dän. *rispe* „ritzen“ ist einerseits als *-s*-Form mit awn. *rista* „schneiden, ritzen, schlitzen“ zu konfrontieren, andererseits mit aisl. *rifa* „zerreißen“ (trans.) als bloßer *p*-Form (Kausativum), die an gr. *ἐρείπω* „niederreißen, niederfallen“ eine außergermanische Entsprechung zeigt<sup>126</sup>. Eine Stütze am Latein. (cf. unten 135) findet ahd. *gi-ruspit* „inhorruit“, mnd. *ruspen* „eructare“, nämlich *ruspor* „suchen“<sup>127</sup>. Manches führt in den Bereich der Onomatopoeie (wie dt. *wispeln*, *wispern* neben anord. *huiskra* „liseln“) und damit von unserem Thema weiter ab.

Das Germanische zeigt also auch Fälle von *u*-Erweiterung und alten *p*-Verben; wirklich reich vertreten sind aber nur die *-sp*-Formationen, die sehr stark in den nominalen Bereich hineinragen<sup>128</sup>.

VI) Das Baltische mußte schon öfter herangezogen werden, cf. etwa nur ai. *talpa-* und seine außerindischen Verwandten (oben 107 mit Anm. 64) oder bei der *u*-Erweiterung (Anm. 111), bei toch. *camp-* zur Klarstellung des *p*-Elementes (oben 118 mit

<sup>124</sup> Grundlegend Persson, Beiträge z. idg. Wortforschung 311ff., bes. 315ff. (cf. auch schon oben 109 mit Anm. 69). Eine Umstellung aus *-ps-* ist nur in Ausnahmefällen zu billigen, cf. Persson, a.O. 319, anders J. Scheftelowitz, Festgabe für H. Jacobi (1926) 30f.

<sup>125</sup> Cf. Persson, a.O. 318f., Čop, a.O. 247; daneben gibt es noch Formen mit bloßem *-s-* wie isl. *gisinn* „geborsten, leck“ (Partizip zu *\*gisā* „aufklaffen“) und — was hier mehr interessiert — solche mit Labialformans wie nhd. *geifen* „gähnen, gaffen“, die sich ins Lat. (*hippitare* „crebro hiare, oscitare“) und slav. (čech. *zipati* „keuchen“) verfolgen lassen, cf. Walde-Hofmann I 648f.

<sup>126</sup> Cf. Persson, Wurzelerweiterung 161, Frisk, EW. I 552. Auch bei prinzipieller Abneigung gegen Wurzelerwörterungen wird man gr. *ἐρείπω* „zerbrechen, zerreißen“ als parallele Gutturalerweiterung *\*rei-k-* danebenstellen müssen, cf. Persson, a.O. 234.

<sup>127</sup> Cf. Persson, Beiträge 305–308 mit genauer, philologischer Beweisführung zum lat. Wort. Čop, Labialsuffixe 263 ist wohl im Recht, wenn er eine deverbale Ableitung annimmt. Die bloße *s*-Form findet sich im Balt. (lit. *rausiu*, *raūsti* „wühlen“), eine parallele *-s-k*-Erweiterung in awn. *ryskia* „reißen“.

<sup>128</sup> Cf. schon oben 109 mit Anm. 69–73, unten 135.

Anm. 107). Hier sei ein Beispiel an die Spitze gestellt, das auch beim German. schon hätte erwähnt werden können, nämlich lit. *šelpiù*, *šelpti* „unterstützen, helfen“. Es ist mit got. *hilpan*, ags. *helpan*, ahd. *helfan* zu verbinden. Die germ. Formen weisen auf eine Form \**kel-b-*, die lit. auf \**kel-p-*<sup>129</sup>. Die Sachlage wird noch komplizierter durch die Anlautsvariante alt-lit. *gélbu*, *gélbēti* „helfen“, wozu apreuß. *galbimai* „wir helfen“ kommt. Die Frage, die uns interessiert, lautet, ob bei diesem Verbum, das eine german.-balt. Isoglosse darstellt, dem Labialformans eine ursprünglich kausative Funktion zugeschrieben werden kann. Für das zuletzt angeführte *gélbēti* scheint diese Annahme nicht unmöglich, wenn es mit Recht zu lit. *galéti* „können“ gestellt wird<sup>130</sup>. Die Bedeutungsentwicklung scheint zu sein: „jemandem das Können verleihen, jemanden können machen“, nicht aber „jemandem etwas können“<sup>131</sup>, was eine absurde Konstruktion darstellt. Es bleibt die Frage, ob *šelp-* nicht eine analoge kausative Bildung ist<sup>132</sup>. Ein -*p*-/-*b*-Wechsel liegt auch vor in lit. *siřpti/siřbti* „reif werden“, wo sich die Erweiterung klar aus lit. *sařtas* „rot“ ergibt; nach Fraenkel<sup>132</sup> soll die *b*-Erweiterung die ursprüngliche sein wegen der nominalen Bildungen wie lit. *serbentà* „rote Ribisel“, lat. *sorbus* „Vogelbeerbaum“. Eine faktitive Grundauffassung (rot machen > reifen lassen, bzw. rot werden > reif werden) wäre hier immerhin denkbar.

<sup>129</sup> Cf. Meillet, BSL. 21, 126f., BSL. 29 (1929) 31; Fraenkel, Litauisches etymologisches Wörterbuch II 971f., ZslPh. 22, 383ff. Meillet wollte den Auslautwechsel als Symptom einer ursprünglich athematischen \**kelp-mi*-Flexion auffassen, während Fraenkel von der Media als ursprünglichem Laut ausgeht und meint, daß in gewissen Formen des verbalen Paradigmas der Übergang *b* > *p* leicht zu erklären wäre (etwa vor der Infinitivendung *-ti*) und *-p* wäre dann verallgemeinert worden.

<sup>130</sup> Cf. E. Hermann, Litauische Studien (1926) 70f., ihm folgend Fraenkel, a. O. (Anm. 129) 384. Fraenkel, Lexis 2 (1949) 166 hat noch cymr. corn. bret. *gallaſ* „ich kann“ angereiht.

<sup>131</sup> So E. Hermann, a. O. (Anm. 130). — Fraenkel, a. O. 384 verweist noch auf aksl. *pomošti* „βοηθεῖν“, *pomošť* „βοήθεια“ zu *mogę*, *moštì* „können“, *moštë* „ἰσχύεις, δύναμις“.

<sup>132</sup> Cf. Fraenkel, ZslPh. 22, 388, Lit. etym. Wb. 786f., cf. auch Specht, Ursprung der idg. Deklination 116, 260.

Dann wäre aber *-p-* wahrscheinlicher als *-b-*. Es können offenbar beide Erweiterungen in einer Sprache nebeneinander vorkommen, ohne daß die eine aus der anderen hergeleitet werden müßte. So steht lit. *verpti* „spinnen“, lett. *verpt* „spinnen, hin- und herdrehen“ neben got. *wairpan*, aisl. *verpa*, ahd. *werfan* etc.<sup>133</sup>, also Verhältnis *\*uerp-* : *\*uerb-*. Ebenfalls auf *-b*-Bildungen weisen die Nomina lit. *viřbas* „Zweig, Reis, Gerte“, ksl. *vržba* „salix, l̥téα“, lat. *verbera* „Rute, Schlag mit der Rute“. Eindeutig auf altes *-p-* weisen lit. *krópti* „betrügen, stehlen“, lett. *krápt*, die man der Struktur nach mit toch. B *krap-*, A *krop-* „sammeln“ verglichen hat<sup>134</sup>. Die Formen ohne *-p-*, die der Bedeutung nach bestens zur toch. Sippe stimmen, sind im Lit. (*kráuti* „aufeinanderlegen, aufstapeln“) bezeugt<sup>135</sup>. Zwei Verbalformen und eine Nominalform seien im folgenden noch genannt: lit. *tařpti* „gedeihen, zunehmen, wachsen (von Menschen, Tieren und Pflanzen) wird mit lett. *tärpa* „Kraft, Vermögen“, preuß. *enterpo* „nutzt“, weiterhin mit ai. *típyati* „sättigt sich, wird satt, wird befriedigt“ und gr. *τέρπειν* „sättigen, erfreuen“ verbunden. Specht<sup>136</sup> hat *τέρπω* für ein sekundäres Kausativum gehalten, genau so wie *ἔλπω* (cf. oben Anm. 38) oder *ἔχθω* zu *ἔχθομαι*. Aber in der ausführlichen Monographie von J. Latacz<sup>137</sup> heißt es, daß die *τέρπ-*-Formen das Bewirken des Genießens bezeichnen, wobei das bewirkende Mittel im Instrumentalis steht. Die Annahme eines Agens für den Begriff des „Wachsens“ und „Gedeihens“ hätte für eine urtümliche Weltsicht nichts Fremdliches. Das zweite Verbum ist lit. *tiřpti* „erstarren, gefühl-

<sup>133</sup> Cf. Persson, Beiträge 498f. Ich glaube, daß die Bedeutungsentwicklung, wie sie Persson ansetzt, richtig ist: „in drehende Bewegung setzen, schwingen, werfen“; cf. auch Feist, Vgl. Wb. 545: wegen aisl. *verpa* „beugen“, engl. to *wrap*, nhd. sich *werfen* „sich krümmen“ eine Grundbedeutung „drehen, krumm werden“ möglich. Auf einer Wz. *\*uerp-* kann wohl gr. *φέπω* „biege mich, schlage nach einer Seite aus“ damit verbunden werden.

<sup>134</sup> Cf. Pokorny, Idg. et. Wb. 616f., Čop, Fs. Friedrich 94.

<sup>135</sup> Dazu gehört weiter ksl. *kryjø*, *kryti* „verhüllen, verbergen“ und mit Labialerweiterung gr. *χρύπτω*, cf. Čop, a. O. 99 und oben Anm. 31.

<sup>136</sup> Cf. KZ. 66 (1939) 205.

<sup>137</sup> Zum Wortfeld Freude in der Sprache Homers (1966) 193; cf. Frisk, EW. II 881f.

los werden“, das mit russ. *terpnutъ* „erstarren (vor Furcht)“, lat. *torpere* „erstarren, gefühllos sein“, *torpor* „Betäubung“<sup>138</sup> zu verbinden ist. Es handelt sich um eine eindeutige *p*-Bildung in mehreren Sprachen, aber schwer definierbarer Funktion. Der intransitiv-inkohitative Charakter dieser Verben liegt jedenfalls nicht an der *p*-Formation<sup>139</sup>. Das Substantivum *tárpas* „Zwischenraum“ wurde von Specht<sup>140</sup> mit lat. *terminus* etc. unter einem -*p*-/-*m*- Wechsel verglichen. Es liegt wohl eine Ableitung von der Wz. \**ter-* „hinübergelangen“ vor<sup>141</sup>.

Daß vom litauischen Sprachgefühl her in den Verben mit -*p* keine Kausativa vorliegen, ist klar. Für diese Funktion stehen andere Sprachmittel bereit, vor allem der Typus auf -*inù* : *auginù*, *auginti* „aufziehen, wachsen machen“, *lipinù* „mache kleben“ u. v. a.<sup>142</sup>. Es ist nun bemerkenswert, daß ein Verbum auf -*p*- auch hierher gehört, d. h. in den Kausativtypus eingebaut wurde: *stapinti* „penem erigere“<sup>143</sup>. Das Wort gehört zu ai.

<sup>138</sup> Cf. Fraenkel, Lit. etym. Wb. 1101; Walde-Hofmann II 692.

<sup>139</sup> Die intransitive(-inkohitative) Funktion wird durch das -*st*-Suffix im Lit. (1. Sg. *tirpstù*), durch -*ē*- des Zustandes im Lat. und durch den intransitiven Typus der Nasalverben im Slav. (-*n̄ti*, cf. oben 112 mit Anm. 83) ausgedrückt. Man beachte, daß die nasalinfizierenden Verben im Balt. auch intransitiv sind, im Gegensatz zu der Praxis der meisten anderen idg. Sprachen: cf. Stang, Das slavische und baltische Verbum (1942) 58; Fraenkel, Die baltischen Sprachen 88; man wird also aus der lit. intransitiven Funktion von *līmpù*, *līpti* (cf. Anm. 16) keine Schlüsse auf die anderen Sprachen bzw. auf die ursprüngliche Funktion der *p*-Erweiterung ziehen können. So ist das Baltische wohl ein wichtiger Zeuge für den alten Lautstand, nicht aber für eine Bewahrung der ursprünglichen Funktion einer Bildung.

<sup>140</sup> KZ. 68 (1944) 125.

<sup>141</sup> Čop, Labialsuffixe 221 setzt an \**torɔ-po-* „Strecke, die man überschreitet“; daselbst Hinweis auf Jokl, Ebert's Reallexikon der Vorgeschichte XIII (1929) 295, wo thrak. Ortsnamen *Tarpo-dizos* und *Terpyllos* damit verknüpft werden. Die Zusammenstellung ist durchaus plausibel, vor allem vom idg.-dialektologischen Standpunkt aus; cf. I. Duridanov, Thrakisch-Dakische Studien I: Die thrakisch- und dakisch-baltischen Sprachbeziehungen (1969) 69 (= Linguistique Balkanique 13/2).

<sup>142</sup> Cf. Stang, a. O. (Anm. 139) 176ff.

<sup>143</sup> Specht, a. O. (Anm. 140) 122; cf. auch Thumb-Hauschild (oben Anm. 55).

*sthāpāyati* (cf. oben 106 mit Anm. 55). In beiden Sprachen ist ein nicht mehr produktives (und nicht mehr lebendiges) *p*-Kausativum in das usuelle kausative Schema übergeführt worden. Im Griech. entspricht bekanntlich στύω dem Begriff von lit. *stapinti* (cf. oben 102 mit Anm. 40, bes. Anm. 67). Daraus ergibt sich ganz einwandfrei, daß sowohl *-u-* wie *-p-* Stammbildungen einer kausativen Auffassung entgegenkamen.

VII) Wenn wir uns nunmehr dem Slavischen zuwenden, so wäre zunächst auf die Tatsache hinzuweisen, daß die slavistische Forschung in der Frage der *p*-Formantien Pionierarbeit geleistet hat<sup>144</sup>, im Gegensatz zur indogermanistischen Skepsis (von Persson, oben Anm. 2, abgesehen), die ihrerseits auch die Beurteilung der slavischen Verhältnisse beeinflußt hat<sup>145</sup>. Wenn auch das Material bei Mladenov (Anm. 144) vorwiegend der Nominalosphäre entstammt, so ergibt sich bei genauer Betrachtung doch öfter eine ‚verbale‘ Verwandtschaft in anderen Sprachen. Der Idee des kausativen *-p-* im Slavischen hat dann speziell V. Machek seine Aufmerksamkeit gewidmet<sup>146</sup>. Einen Überblick über die *p*-haltigen Präsensstämme gibt A. Vaillant<sup>147</sup>.

Die *p*-Formen müssen nicht in allen slav. Sprachen bewahrt sein; z.B. hat das Verbum *čr̩p̩o*, inf. *čr̩eti* „schöpfen“ sein *-p-* nur im Serbo-Kroat. und Ukrain. bewahrt während die anderen Slavinen vom Infinitiv aus (auf *-ti-* < älterem *-pti*) ein neues, *p*-loses Paradigma aufgebaut haben. Am Alter des *p*-Formans ist nicht zu zweifeln, weil die Verwandten dieses Verbums sehr weit verbreitet sind: cf. etwa lit. *kerpù*, *kirpti* „schneiden (mit der Schere), scheren“, dazu das Intensivum *karpýti*, lett. *cērpu*, *cirpt* „scheren“, weiters lat. *carpere* „pflücken, abreißen“, ir.

<sup>144</sup> Vor allem ist hier zu nennen St. Mladenov, Die labiale Tenuis als wortbildendes Element im Slavischen, Archiv f. slav. Philologie 36 (1916) 116–135.

<sup>145</sup> Cf. Meillet, Études sur l'étymologie et le vocabulaire du vieux slave II (1905) 271: „les occlusives labiales sont, de tous les phonèmes indo-européens, ceux qui jouent en morphologie le plus petit rôle . . . le vieux slave, en particulier, n'a aucun suffixe en *-p-*, mais il a des formations en *-b-* issu de i.e. *-bh-*; W. Vondrák, Vergleichende slavische Grammatik I<sup>2</sup> (1924) 503ff. nennt nur *b*-Suffixe.

<sup>146</sup> ZslPh. 17 (1940) 258–265.

<sup>147</sup> Grammaire comparée des langues slaves III (1966) 155–157.

*cirrim* „schlag ab, verstümmle“<sup>148</sup>. Vielleicht ist auch noch heth. *karp-* „hebe auf“ (cf. oben 114) hier anzureihen, sicher aber mit *s*-Variante die german. Sippe von ags. *sceorfan* „schürfen“, ahd. *scarbon* „in Stücke schneiden“. Dazu treten nun die Nominalbelege: aksl. *črēps* „Scherbe, Schädel“, gr. *καρπός* „Frucht“, *κρώπιον* „Sichel“<sup>149</sup>, air. *carran* „Sichel“, ahd. *herbist* „Herbst, Ernte, Weinlese“ sowie ai. *kṛpāna-* „Schwert“, *kṛpāni* „Schere“<sup>150</sup>. Das Beispiel wurde hier ausführlicher belegt, weil es deutlich zeigt, wie sich verbale und nominale Formen die Waage halten. Im Ind. und Griech. (und wenn man die *s*-Formen des German. abtrennen möchte) und Germ. sind nur Nominalbildung überliefert. Einen derartigen Status scheint nun das Slav. sehr oft fortzusetzen, wie sich aus den von Mladenov (Anm. 144) gesammelten Belegen ergibt: Ein *cěpъ* „abgeschnittenes, abgespaltenes Stück Holz“ hat wohl ein *cěpiti*, *scěpiti* „spalten“ neben sich, das Mladenov aber offenbar als denominatives Verbum betrachtet; slov. *drapa* „Fetzen“, čech. *drap* „Klaue, Kralle“ werden mit sl. *drapati* „kratzen, reißen“ verbunden, bulg. *dripa* „Lappen, Fetzen“ mit slov. *dripati* „zerreißen“, osorb. *dripać* „einen Schlitz machen“, also im wesentlichen wieder denominative Verba. Trotzdem ist hier die verbale Grundlage zu beweisen durch die Beziehung zu gr. *δρέπω* (cf. oben 96 mit Anm. 15) und *δρύπτω* (cf. oben 101 mit Anm. 37). Aksl. *krupa* „mica“, čech. *krupa* „Graupe, Hagel“ ist nach Mladenov (a. O. 124) eine der sichersten und ältesten Bildungen mit *-pa*-Formans, da es neben sich eine andere (-*s*-) Bildung hat, wie aksl. *krucha* „Brocken, Krümlein“ beweist. Dazu gehören noch lit. *krušà* „Hagel“, sowie eine Verbalsippe *\*kreus-/\*krous-/\*krus-*, die ihre Reflexe im Slav. (aksl. *sokrušiti* „zerreiben“, russ. *krušitъ* „zertrümmern“), Balt. (lit. *krušti* „zerstampfen“, lett. *krāusētъ* „stampfen“) und Griech. (*χρόω* aus *\*χρουσω* oder *\*χρουσκω*) hat<sup>151</sup>. Andererseits

<sup>148</sup> Die irische Geminata *-rr-* weist auf *-rp-* zurück, cf. E. Zupitza, KZ. 35 (1899) 264, H. Pedersen, Vergleichende Grammatik der keltischen Sprachen I (1908) 94.

<sup>149</sup> Cf. Frisk, EW. I 792f., II 31; Chantraine, Dict. étym. 500, 590.

<sup>150</sup> Cf. Persson, Beiträge 861; Mayrhofer, EW. I 261.

<sup>151</sup> Cf. Meillet, Études (Anm. 145) 253f.; Fraenkel, Lit. etym. Wb. 302f.; Frisk, EW. II 28.

wären unter Annahme einer *s*-Anlautsform (cf. oben \**kerp-*/  
\**skerp-*) \**skereu-* noch *p*-Formen aus anderen Sprachen anzu-  
reihen: lat. *scrupus* „scharfer Stein“, mhd. *schrof*, *schrove*  
„spitzer Stein, Steinwand“<sup>152</sup>. Auf sl. *trupъ* „venter, truncus“  
und seine balt. und griech. Beziehungen wurde oben 101 schon  
in der Einleitung verwiesen<sup>153</sup>.

Machek a.O. (Anm. 146) hat sich ausführlich mit der Labial-  
bildung *kropъ* in čech. *u-krop* „Wassersuppe“, vor allem mit dem  
Verbum *kropiti* „mit heißem Wasser begießen“ (a.O. 263) be-  
schäftigt; er sieht darin ein genaues Gegenstück zu ai. *śrapáyati*  
„kocht, brät“<sup>154</sup>. Eine Art Zwischenstellung zwischen den kausa-

<sup>152</sup> Cf. Persson, Beiträge 861f. Man hat auch poln. *skorupa* „Scherbe“  
hier angereiht, cf. Mladenov, a.O. 125f.; cf. auch Čop, Labialsuffixe  
244, der darin eine denominative Bildung deminutiven Charakters  
sieht, mit weiterem 254, 262.

<sup>153</sup> Cf. Mladenov, a.O. 132f., außerdem Persson, Beiträge 858, wo von  
der *u*-losen Basis aus mehrere Formen mit *-p-* gebucht sind, z.B.  
lit. *trapūs* „spröde, leicht brechend“, lett. *trepans* „mürbe“, aksl.  
*trapъ* „fovea“, aber auch, bzw. vorrangig lit. *tárpas* „Zwischenraum“,  
das oben (cf. Anm. 140, 141) anders eingestuft wurde; cf. die aus-  
führliche Stellungnahme bei Fraenkel, Lit. etym. Wb. II 1062. Daraus  
ersieht man, daß die einheimischen Baltisten eher Persson folgen als  
Specht. Der Grundtenor des Aufsatzes von Specht (Anm. 140) ist die  
Auffassung, daß *-p-* und *-m-* Formans wechselt. So wird sl. *trupъ* lit.  
*trupūs* „locker, brüchig“ nicht nur mit gr. τρύπη, sondern auch mit gr.  
τρύμη, τρυμαλή „Loch“ verbunden, in gleicher Weise dann gr. τρόμος  
„Zittern“ mit aksl. *trepetsъ* „ds.“, wo also der *-p-/m-* Wechsel nicht  
in derselben Sprache belegt ist (cf. aber lat. *tremo* — *trepidus*). Man  
darf diesen Wechsel aber auch nicht überbewerten: wenn evidente  
*p*-Bildungen wie lat. *clepo*, got. *hlifan* keine *m*-Ableitungen neben sich  
haben, so ist die Meinung Spechts, a.O. (128), daß eben die *m*-Formen  
nicht mehr nachweisbar seien, keine plausible Annahme. Es müssen  
auch *-m-* und *-p-*, wo sie tatsächlich nebeneinander vorkommen, nicht  
dieselbe Funktion haben: cf. etwa gr. δρόμος, δραμεῖν „Lauf, laufen“  
und δραπέτης, ai. *drāpáyati* (als Beispiel bei Specht, a.O. 123), cf.  
oben 107 mit Anm. 60. Das *-m-* hat wohl durative Aspektfunktion wie  
in lat. *tremo*, *dormio*, *premo* oder toch. *lyam-/lam-* „liegen“, *sam-*  
„sitzen“, *stam-* „stehen“, cf. Benveniste, Origines de la formation des  
noms en indo-européen (1935) 120.

<sup>154</sup> Der einzige Unterschied besteht darin, daß das Slav. eine athematische  
Form \**krop-ei-ti*, das indische aber eine thematische Form \**krop-*  
*ei-e-ti* fortsetzt. Die Ansicht von Machek, in der Kausativbildung auf

tiven Verben und den onomatopoetischen Formen könnte man dem Verbūm slav. *tepe-* „schlagen“ zuschreiben: cf. aksl. *tepq*, *teti* „τύπτειν“, čech. *tepu*, *tepati*; im Lit. entspricht *tepù*, *tèpti* „schmieren, besudeln; schlagen, hauen“ sowie das Iterativum *tapaù*, *tapýti* „fingere aliquid ex luto, nive“, das die o-Stufe zeigt wie russ. *topatъ* „stampfen“, slov. *topòt* „Getrampel“ u. a.<sup>155</sup>.

In der onomatopoetischen Sphäre verbleiben Wörter wie russ. *chrapétbъ* „schnarchen“, *chripétbъ* „heiser sein, krächzen“, *chrípatъ* „laut kauen, nagen“, *chrópatъ* „stark klopfen“, jeweils mit vielen Parallelen in den meisten slav. Sprachen. Hier ist keine vergleichende idg. Methode am Platz. Hingewiesen aber soll sein auf die eminent expressive Funktion, deren diese *p*-Verba fähig sind<sup>156</sup>.

Das Slavische hat also verschiedene Belege für *p*-Formen beim Verbūm gebracht. — Die *u*-Erweiterung kann verschiedene Präsensbildungen eingehen, ein *io*-Präsens bei *kryjо*, *kryti* (cf. oben 100 mit Anm. 31 und Anm. 135), einen Nasaltypus bei *-nq-ti*, der im Slav. sehr oft intransitiv geworden ist (cf. oben 112 mit Anm. 83 und Anm. 139).

VIII. Nach dieser für unser Thema ergiebigen Sprache sei das Keltische genannt, das unter allen Sprachen den spärlichsten Beitrag leistet. Immerhin wurde schon oben ein verbaler Beleg mit *p*-Suffix genannt: *cirrim* „hauе, schneide“ (cf. 127 mit Anm. 148). Dem sei noch ir. *serr* „Sichel“ hinzugefügt, das in gr. ἄρπη „Sichel“, aksl. *srzpbъ*, lett. *sirpe* „ds.“ eine Entsprechung hat; die Verbalwurzel erscheint in lat. *sarpo*, *sarpio* „die Wein-

---

*p*- sei das Nomen *op-* (cf. lat. *ops*, *opus!*) verbaut, kann ich mir nicht zu eigen machen. Auch Specht, a.O. 122 lehnt ab. Immerhin wäre es wertvoll, auch aus dem Slav. ein eindeutiges *p*-Kausativum zu erhalten (cf. oben zum Hethitischen mit Anm. 58, 88).

<sup>155</sup> Cf. Vaillant, a.O. (Anm. 147) 156; Fraenkel, Lit. etym. Wb. 1081, Vasmer, Russ. etym. Wb. III 95 verweist darauf, daß eine Wz. \**tap-* auch im Uralischen weit verbreitet ist (finn. *tappa-*, ung. *tap-/top-* „treten“). Das führt zur Frage der Elementarparallele bzw. der Lautgebärde, der Onomatopöie.

<sup>156</sup> Cf. unten 138; cf. einstweilen Čop, Labialsuffixe 262 (Zusammenfassung zum Slavischen, wo bei den Nominalbildungen das deminutiv-(pejorative) Moment mehrmals hervorgehoben wird).

stöcke beschneiden“<sup>157</sup>. Auch zu den *u*-Erweiterungen ist nichts Wesentliches zu notieren: in corn. *lanwes* „Fülle“, *lenwel* „füllen“ ist der Reflex eines Nasalpräsens zu sehen, wie es in ai. *prnoti* (neben *prnati*) vorliegt, evtl. auch in arm. *helum* (cf. oben 111 mit Anm. 79, auch Anm. 100)<sup>158</sup>. Das Verbum *clo-* „besiegen“ (z.B. *cluas* „der zurückschlägt“) ist nach Pedersen<sup>158</sup> auf ein \**kʷl-eu-io* zurückzuführen und mit gr. πολεύω zu vergleichen. Es wird hinsichtlich der Bedeutungsentwicklung mit gr. τέρπω parallelisiert.

IX. Auch für das Albanische hat man ein idg. *p*-Formans bezweifelt<sup>159</sup>. In Wörtern wie *shtalb* „Lab“, *shkelb* „Fußtritt“, *glep* „Nadel“ u.a. sieht man ein *bh*-Suffix, das mitunter zu *-p* führen konnte (Jokl, a.O.). Vom semantischen Standpunkt wäre es m.E. möglich, in *shtalb*, bzw. tosk. *shtalpë* „sauere Milch“, siz. *shtjalpë* „Quarkkäse“ ein kausatives Morphem zu sehen: das Lab ist das Mittel, das die Milch gerinnen macht, sozusagen „der Gerinner“. Das Morphem könnte *-p-* sein<sup>160</sup>. Von der Parallelwurzel \**ster-* ist analog griech.-alb. *shtarp* „Molken“ gebildet. Für beide Wurzeln bietet das Germanische semantisch passende Verwandte: einerseitsndl. *stollen*, anord.

<sup>157</sup> Diese von Zupitza, KZ. 35, 264 und Pedersen (oben Anm. 148) vertretene Etymologie wurde später von Niedermann, Essais d’étymologie et de critique verbale latines (1918) 17, Anm. 3 abgelehnt: es soll sich um eine Entlehnung aus lat. *serra* handeln (Vendryes, De hibernicis vocabulis quae a latina lingua originem duxerunt, 1902, 177). Walde-Hofmann, EW. II 480 folgt der Ansicht von Niedermann-Vendryes. Bei Thurneysen, A Grammar of Old Irish (1946) 95 ist die Etymologie aufrechterhalten. — Ebenso wie *-rp-* ist altes *-lp-* behandelt: *tella*, *talla* „es ist Raum, Möglichkeit vorhanden für“ gehört zu lit. *telpù*, *tilpti*, cf. oben mit Anm. 64, cf. Thurneysen, a.O.

<sup>158</sup> Cf. Pedersen, a.O. (Anm. 148) I 64, II 493f.

<sup>159</sup> Cf. N. Jokl, Linguistisch-kulturhistorische Untersuchungen aus dem Bereich des Albanischen (1923) 283.

<sup>160</sup> Lautlich bestehen keine Schwierigkeiten, wie alb. *gjalpë* „Butter“ beweist, das als altes Erbwort zu ai. *sarpi-* „Schmelzbutterm, Schmalz“, toch. B *salype*, A *sälyp* „Fett, Öl“, gr. ἔλπος· ἔλαιον, στέαρ, ahd. *salba*, ags. *sealf* „Salbe“ gehört, cf. Frisk, EW. I 503. — Für alb. *shtalb* setzt auch Çabej, Studime Filologjike 20/1 (1966) 38f. mit Jokl ein *-bh*-Suffix an (desgleichen Xhuvani-Çabej, Prapashtesat e gjuhës shqipe, 1962, 27 mit weiteren Literaturangaben), muß jedoch, um

*stallra* „stocken, gerinnen“<sup>161</sup>, andererseits anord. *storkna* „gerinnen“, got. *gastaúrknan* „erstarren“, ahd. *ki-storchanen* „obrigescere“<sup>162</sup>. M.E. wäre es also möglich, dem Alban. in Einzelfällen ein *p*-Formans zuzuschreiben, das in der Funktion zu dem bisher in den anderen Sprachen festgestellten stimmt<sup>163</sup>.

Die alten Balkansprachen, die mit dem Albanischen in Beziehung gesetzt wurden, das Illyrische und das Thrakische, sind wegen der trümmerhaften Überlieferung leider nicht geeignet, ein verbales *p*-Formans zu stützen. Immerhin sind aber in der Nominalbildung Suffixe mit -*p*- absolut nicht selten. Darauf wird noch zurückzukommen sein<sup>164</sup>.

X. Als letzte alt-idg. Sprache sei nun das Lateinische betrachtet. Als verbale *p*-Formen kommen in Betracht: das schon oft zitierte *clepo* „stehlen“ mit got. *hlifjan*, gr. κλέπτω (cf. oben 96 mit Anm. 14 und 120 mit Anm. 118), lat. *rumpo, rupi* „brechen“ zu ai. *lumpáti* „zerbricht“, anord. *rjufa* „brechen, zerreißen“, lit. *rupéti* „sich um etwas kümmern“<sup>165</sup>, *crepare* „krachen, knarren“<sup>166</sup>. Das Adjektiv *trepidus* „unruhig, hastig, ängstlich“ baut sicher auf einer Verbalwurzel auf, die sich etwa findet in

---

italo-alb. *shtalpë* mit inlautendem -*p*- zu erklären, den Einfluß von *gjalpë* annehmen. Da auch ein toskischer Weidenname *Shialpeza* existiert, wäre ich doch geneigt, ein altes \**stel-p*/*\*stol-p*- für das Albanische gelten zu lassen.

<sup>161</sup> Cf. Jokl, a.O. (Anm. 159) 284, Pokorny, Idg. etym. Wb. 1019; man könnte (in formaler Hinsicht) noch an die Labialerweiterungen \**stelb-*/ \**stelp-* (and. *stelpon* „stagnare“, lit. *stulpas* „Säule“ u.a.m., Pokorny, a.O. 1020) erinnern.

<sup>162</sup> Cf. noch Persson, Beiträge 431; wenn, wie sehr wahrscheinlich, auch – von der *s*-losen Variante – \**ter-p*- lat. *torpeo*, lit. *tiřpti* „erstarren“ hierhergehört (cf. Persson, a.O. 437 und oben mit Anm. 139), so ist der sichere Ansatz \*(*s*)*ter-p*- eine indirekte Stütze für ein analoges \**stel-p*-.

<sup>163</sup> M. Camaj, Albanische Wortbildung (1966) 119f. spricht bei den alban. Labialerweiterungen von dem Morphem -*p*-/-*b*-.

<sup>164</sup> Cf. unten 149f. und oben 125 mit Anm. 141.

<sup>165</sup> Cf. Persson, Wurzelerweiterung 50; Walde-Hofmann, EW. II 451; Ernout-Meillet, Dict. étym.<sup>4</sup> (1959) 581f.

<sup>166</sup> Vielleicht als \**kr*- machen an der Grenze von Kausativum und lautmalender Bildung; cf. \**klep*- in sl. *klopotъ* „Geräusch“, auch lat. *strepo*; Walde-Hofmann I 290; Ernout-Meillet<sup>4</sup> 150.

aksl. *trepētati* „tremere“, gr.  $\tau\alpha\tau\acute{e}\omega$  „Trauben treten“, „keltern“,  $\tau\alpha\tau\acute{e}\omega\tau\sigma$  έπάτουν Hes., apreuß. *trapt* „treten“, russ. *tropatъ* „mit Füßen treten, eilen“, lit. *trepsēti* „stampfen“<sup>167</sup>. Lat. *serpo* „kriechen“ gehört natürlich zu gr.  $\epsilon\rho\pi\omega$  und ai. *sárpati* „schleicht, kriecht, geht“<sup>168</sup>. Man wird hier nicht an ein kausatives *p*-denken können. Gleichwohl hat die Behandlung des Stammes \**serp-* in der Problemgeschichte der *p*-Erweiterung keine unbedeutende Rolle gespielt<sup>169</sup>. Dagegen können *sarpo* und *scalpo* den transitiv-

<sup>167</sup> Cf. Walde-Hofmann II 701f.; Ernout-Meillet<sup>4</sup> 701; Frisk, EW. II 919 (925). Eine Beziehung zwischen lat. *trepit*: *vertit*, unde *trepido* et *trepidatio* Paul. Fest. 367 und \**trep-* in *trepidus* wird meistens ge-leugnet, desgleichen ein Zusammenhang zwischen gr.  $\tau\rho\pi\acute{e}\omega$  und  $\tau\rho\acute{e}\pi\omega$ .

<sup>168</sup> Cf. Walde-Hofmann II 524; Ernout-Meillet<sup>4</sup> 619; Persson, Wurzel-erweiterung 52; zu gr. ἐπτω, Frisk, EW. I 565f.; Chantraine, Dict. étym. 374f. Beide fassen „kriechen, schleichen“ als Grundbedeutung von ἐπτω, die Bedeutungsentwicklung zu „gehen“ in verschiedenen (nicht jon. att.) Dialekten soll eine expressive Note darstellen. Anders wollte Meillet, MSL. 23 (1935) 254 die Bedeutung „gehen“ (neben „kriechen“) schon für alt halten.

<sup>169</sup> Cf. besonders Meillet, a.O. (Anm. 168), auch Vendryes, BSL. 31, p. XVI, Ernout-Meillet<sup>4</sup> 619. Meillet hat \*serp- wie gr. ἔρχομαι sowie arm. ert'am als verschiedene Ableitungen einer Wz. \*ser- „sich schnell bewegen, fließen“ verstehen wollen, wie sie in ved. asarat, Präs. sisarti vorliegt (doch cf. jetzt Mayrhofer, EW. III 470–472, wo nach Thieme und Narten, MSS. 26, 1969, 98f. die ind. Sippe ganz von idg. \*ser- getrennt und auf ein \*sal- [cf. gr. ἄλλομαι, lat. salio] zurückgeführt wird). Meillet erklärt gr. ἔρχομαι aus \*ser-kh-, mit einem Suffix, das den determinierten Aspekt ausdrückt, analog wie in τρύχω, νῆχω (cf. hier auch oben Anm. 75); \*serp- aber wird, da es nach Meillets Meinung kein -p-Suffix gibt, als Wurzel betrachtet, „obtenue au moyen d'un élargissement“. Vendryes a.O. meint, daß das -p- dem indeterminierten Aspekt entspräche und daß hier der Ausgangspunkt für das kausative -p- zu suchen wäre, da „que c'est dans les verbes marquant un procès indéterminé que le causatif et l'intensif sont mieux à leur place“, und weiter, daß das -p-Formans „aurait figuré à l'origine dans des verbes exprimant le mouvement indéterminé“. Es ist schwer, diesen Gedankengang zu beweisen, er hat jedoch immerhin mehr für sich als die Kompositionstheorie von Macheck (oben Anm. 154). — Mit dem kausativen oder zumindest transitiven -p- wird man serpo oder repo „kriechen, schleichen“ zunächst nicht verbinden können; es wäre aber immerhin möglich, daß letztlich transitive Vorstellungen dahinterstecken, cf. oben ved. sisarti, das als

faktitiven Verben zugerechnet werden: *sarpo*, auch *sarpio* „beschneide die Weinstöcke“ wurde gerade erwähnt (cf. oben 130 mit Anm. 157), wo außerhalb des Latein. nur nominale Bildungen genannt wurden; dazu könnte noch ahd. *sarf* „scharf“ gefügt werden<sup>170</sup>. Wenn trotzdem an der verbalen Basis festgehalten wird, so ist es die Beziehung zum Verbum *sario*, -*ire* „die Saat behacken, jäten“ mit unerweitertem Stamm<sup>171</sup>. Lat. *scalpo* „kratzen, ritzen, meißeln“ wird mit gr. σκάλλω „scharre, hacke, grabe“, σκαλεύω „behacke, grabe“, arm. չելում „spalte“ (cf. oben 110 mit Anm.) verbunden; bezüglich des *p*-Formans sind die nächsten Verwandten griech. Nominalbildungen (σκάλοψ, -οπος „Maulwurf“, eigtl. „Gräber“, bzw. σκόλοψ, -οπος „Spitzpfahl“) sowie lit. *sklempiù*, *sklempsti* „glatt behauen, polieren“<sup>172</sup>. Man möge dieses Verhältnis: lateinisches Verbum – griechische Nominalbildung notieren; ähnliches ist schon bei gr. καρπός „Frucht“ (cf. oben 127 mit Anm. 149) sowie bei καρπός „Handwurzel“ (cf. oben 121 mit Anm. 122) begegnet. Auf den Fall σκάλοψ/σκόλοψ wird noch unten 141 zurückzukommen sein. Auf das gr. Verbum σκολύπτω wurde schon oben 101 mit Anm. 36

---

„streckt aus, dehnt“ aufgefaßt werden muß. Man erinnere sich z.B., daß der Aorist zu arm. *ert' am* von der Wz. \*k̥i-eu- „in Bewegung setzen“ gebildet wird und չogay lautet (cf. auch oben 97 mit Anm. 16). Es kann also *serpo* auch ursprünglich transitives Bewegungsverb gewesen sein. Merkwürdig ist auch die griech. Weiterbildung ἔρποζω, deren Ausgangspunkt unklar ist, cf. Schwyzer, Griech. Gramm. I 736, Anm. 12.

<sup>170</sup> Cf. Walde-Hofmann II 480; Ernout-Meillet<sup>4</sup> 595.

<sup>171</sup> Cf. Persson, Wurzelerweiterung 52.

<sup>172</sup> Cf. Walde-Hofmann II 486; Ernout-Meillet<sup>4</sup> 598f. Persson, Wurzelerweiterung 52 vergleicht noch gr. κολάπτω „hacke, behacke, meißle ein“; Čop, Labialsuffixe 237 (zu σκάλοψ), 238 (zu σκόλοψ) geht immer von der unerweiterten Wurzel \*skel- aus, nicht von \*skelep-, weil er nur mit nominalem Suffix -op- rechnet. Aber die Grenzen sind fließend, nicht nur zwischen Wurzeldeterminativen und Suffixen (Persson, Beiträge 311, Mladenov, a.O. [Anm. 144] 126), sondern auch zwischen nominaler und verbaler Ableitung. Zu σκάλλω cf. Frisk, EW. II 715f., zu σκάλοψ und σκόλοψ II 735f.; zu κολάπτω Frisk I 896f., Chantraine, Dict. étym. 554. Das lit. *sklempsti* erscheint auch als *sklembti*, welche Form offenbar Fraenkel, EW. 810 vorzieht, vor allem wegen der Nomina *sklimbas* „abgeschnittenes Stück“, *sklimbis* „Bruchstück“.

aufmerksam gemacht. Wegen des Interpretaments ἐκτίλλειν, κολούειν glaube ich nicht, daß es näher zu σχάλλω zu stellen wäre.

Es ist nun merkwürdig, daß der lat. Name für den „Maulwurf“ auch mit einem *p*-Formans gebildet ist und seinerseits im Latein keinerlei Anschluß an einen Verbalstamm findet: *talpa*, -ae masc.<sup>173</sup>. Mag man nun das vorlat. (etrusko-ägäische, evtl. noch weiter verbreitete) \*TALA „Erde“ anerkennen oder nicht<sup>174</sup>, die Bildung mit -*p*- erinnert sehr an das griech. Pendant. Eine Etymologie, die von einem Wort für „Erde“ ausgeht, wäre sehr gut am Platze und auch morphologischerseits durchaus möglich. Wenn Walde-Hofmann a.O. gegen Tagliavini<sup>175</sup> einwendet „selbst wenn ‘Maulwurf’ als ‘Erdauwerfer’ gefaßt werden könnte, so ist der Begriff des ‘Werfens’ dabei nicht ausgedrückt“, so ist dem entgegenzuhalten, daß in dem -*p*-Morphem das kausative Moment stecken könnte und *talpa* dann eben als „Erdmacher“ zu verstehen wäre. Andererseits wäre auch eine Anknüpfung an die idg. Verbalsippe, die in lit. *telpù*, *tilpti* „Raum worin haben“, *talpà* „ausreichender Raum“ nicht völlig ausgeschlossen (cf. oben 107 mit Anm. 64), in dem Sinne, daß die Grenzen zwischen Indogermanisch und Vorindogermanisch oft sehr dünn sein können<sup>176</sup>. Dem Vokalismus nach ist *talpa* jedenfalls vor-lat. Herkunft verdächtig; cf. PALA „Berggipfel“, KARRA „Stein“, NABA „von Bergen umstandene Ebene“<sup>177</sup>. So wird man *talpa* auch in einen größeren Kreis von Tiernamen einordnen können, die Hubschmid<sup>178</sup> für vor-idg. hält (es aber m.E. nicht durchwegs sein müssen) und die denselben lautlichen

<sup>173</sup> Cf. Walde-Hofmann II 644; Ernout-Meillet<sup>4</sup> 675.

<sup>174</sup> Cf. V. Bertoldi, BSL. 32 (1931) 150–152; für B. ist *talpa* „l’animal de la terre par excellence“. Das Element TALA findet sich nach der Meinung Bertoldis in Sprachrelikten von Spanien bis zum Kaukasus.

<sup>175</sup> ZRPh. 46 (1926) 51f. wollte auch \**talpa* „Tatze, Pfote“ in gleicher Weise analysieren (cf. v. Wartburg, Franz. etym. Wörterbuch XIII, 1966, 65f.).

<sup>176</sup> Cf. R. Lazzeroni, Considerazioni sulla formazione del lessico indo-europeo occidentale, Studi e Saggi Linguistici IV (1964) 42: „il confine fra tradizione indoeuropea ricostruita e tradizione anaria diventa tenue fino quasi a dissolversi oltre un certo limite temporale“.

<sup>177</sup> Cf. Bertoldi, a.O. (Anm. 174) 161.

<sup>178</sup> Thesaurus praeromanicus, fasc. 1 (1963) 14f.

Habitus aufweisen, nämlich italien. dial. *carpa* „Haselmaus“, *tarpa* „Motte, bzw. Holzwurm“<sup>179</sup>. Weiteres über nominale *p*-Ableitungen wird noch unten 138ff. zur Sprache kommen.

Ein letztes latein. Problem soll noch gestreift werden, das auch zum Annex über nicht-idg. *p*-Formantien hinüberleiten soll. Das Latein kennt wie das Indische und Germanische auch den Nexus *-sp-*; cf. oben 109 mit Anm. 68, 69 und 122 mit Anm. 125–127. Waren im Indischen nur Nominalbildung zu notieren, so waren es im Germanischen nominale und verbale. Bezuglich des Lateinischen wurde schon oben Anm. 127 hinsichtlich lat. *ruspari* „reißen, scharren, wühlend suchen“ (zu germ. Formen wie *räuspeln*, ahd. *giruspit* „inhorruit“) die deverbale Ableitung (mit *Čop*) vertreten<sup>180</sup>. Ähnlich gebildet ist lat. *crispus* „kraus, vibrierend, schwingend“ mit denominativem *crispare* „kraus machen, kräuseln“<sup>181</sup>. Auch hier ist wieder das Germ. die nächstverwandte Sprache: cf. mhd. *rispen*, *rispeln* „kräuseln“<sup>182</sup>. Besonderes Interesse darf das Wort *caespes* „Rasenstück, Rasen; Wurzel-, Pflanzenknäuel, Erdscholle“ beanspruchen<sup>183</sup>. Man hat wegen osk. *kaispatar*, das sicher eine Verbalform ist und als „secetur, caedatur“ versuchsweise übersetzt wird, eine Grundform *\*caid-s-po-* „abgeschlagen, abgehauen“ angenommen, die nach *palmes* u.ä. zu *caespes* geworden wäre (Walde-Hofmann

<sup>179</sup> Hier könnte man z.B. ohne weiteres auf die idg. Wz. *\*ter-* „bohren, reiben“ verweisen (gr. τέρετρον, air. *tarathar* „Bohrer“, gr. τερηδών „Bohrwurm“, cf. Frisk, EW. II 879). Man könnte *tarp-a* und *talp-a* als Parallelformen auffassen, wenn auch die Überlieferung zeitlich einen großen Sprung aufweist.

<sup>180</sup> Cf. Persson, Beiträge 308, wo es heißt, daß *ruspari* zunächst ein Denominativum des Stammes *\*reuspo/-ā* oder *\*rūspo/-ā* sei; 311 steht der Satz, daß *ruspari* gewissermaßen eine Kontamination sei von *\*reus-/rus-* (lit. *raūsti* „wühlen“) und *\*reup-/rup-* (ai. *rúpyati*, lat. *rumpo*, anord. *riufa*), wobei beide Wurzelerweiterungen von *\*reu-* (lat. *ruo*) darstellen.

<sup>181</sup> Cf. Marstrander, Norsk Tidsk. f. Sprogvid. 3 (1929) 247.

<sup>182</sup> Dazu tritt noch eine kelt. Entsprechung: kymr. *crych* „vibrierend, kraus“, bret. *crech*, gall. EN. *Crixsus*; cf. die Lit. bei Walde-Hofmann I 293. Wieder zeigt sich, daß das Kelt. (aus lautlichen Gründen) für das *p*-Formans keine entscheidenden Stützen liefern kann, cf. oben 130 mit Anm. 157.

<sup>183</sup> Cf. Walde-Hofmann I 134.

a.O.). M.E. ist, vom Semantischen abgesehen, eine derartige Konstruktion abzulehnen, weil im gesamten Material keine zwingende Parallele vorliegt. Auch für einen Ansatz *\*kaip-spo-*, wie ihn Scheftelowitz<sup>184</sup> vorschlägt, wird man sich nicht entscheiden können. Das osk. Verbum *kaispatar* ist sicher denominativer Art und, wenn es tatsächlich hierher gehört<sup>185</sup>, so müßte es von dem Nomen *\*kaisp-* „Licht empfangen, nicht umgekehrt das Nomen von dem (mehr oder minder unklaren) Verbum. Am besten hat unter den alten Forschern S. Bugge über unser Problem gehandelt<sup>186</sup>; unbeschadet einer mißglückten Etymologie hat er den inneren Zusammenhang mit ai. *śaspa-* „Graskeim, junger Rasen“ gesehen, cf. oben 109 mit Anm. 68. Entscheidend aber ist, daß neben dem lat. *caespes* die vorromanischen Typen CASPA-, CISPA-/CUSPA- belegt sind, die einer idg. Etymologie (zu lat. *caedere* etc.) durchaus spotten<sup>187</sup>.

<sup>184</sup> Festgabe f. H. Jacobi (1926) 26 unter Anreihung von aksl. *cēpiti* „spalten“ (cf. oben 127).

<sup>185</sup> Čop, Labialsuffixe 247 trennt *kaispatar* von *caespes*. Nur für die osk. Verbalform läßt er eine Grundform *\*kaid-spo/ā-* „hauend“ oder „gehau“ gelten.

<sup>186</sup> Osk. *kaispatar* ist offenbar parallel mit *krustatar*; während *krusta-* sich formell mit lat. *crustare* deckt, ist *kaispa-* ein Denominativum von einem dem lat. *caespes* wesentlich entsprechenden Nomen, Altitalische Studien (1878) 27f.

<sup>187</sup> Belege bei Hubschmid, Thesaurus praeromanicus I 46–48; cf. auch Čop, Labialsuffixe 246, 261. Zur Form *\*kaspo-* cf. Alessio, Studi Etruschi 20 (1948/49) 148: tosk. *caspo* „Gesträuch“, ven. *caspo* „cesto di lattuga etc.“; *čispa* ist der Name der Felsenmispel oder Felsenbirne, Amelanchier vulgaris, im Raeto-Romanischen, speziell Val Müstair, cf. Dicziunari Rumantsch Grischun I (1939–46) 502ff. s.v. *atschispa*. Ein Versuch, die vielen Varianten der Pflanzennamen zu ordnen bei Jud, Dicz. a.O. 504. Er hält *\*cisp-* für ein vorrömisches, raetisches Wort, das in Graubünden vielleicht durch *cispite* „Rasen“ formell beeinflußt wurde. Bertoldi hingegen (Pedrotti-Bertoldi, Nomi dialettali delle piante indigene del Trentino e della Ladinia dolomitica, 1930, 35) wollte die raeto-roman. Ausdrücke und lat. *caespite* verbinden, was Hubschmid im Sinne seiner Substrattheorie (vorlateinischer Ursprung von *caespes*) billigt, 47. — Die Variante *\*kuspo-* kommt speziell in Umbrien und Latium vor, daneben ein *\*kusto-* im ligurischen Bereich, was deswegen interessant ist, weil es den suffixalen Charakter des *-p-* wie des *-t-*, an einen Stamm *\*kus-* gefügt, erweist, Hubschmid, a.O. 48.

Wir haben nun bisher die verbalen *p*-Bildungen, ausgehend vom griech. Verbum θάλπω in den einzelnen idg. Sprachen verfolgt. Wegen des danebenstehenden θαλύνω wurden auch die *u*-Formantien teilweise in unsere Betrachtung einbezogen. Fallweise wurden auch *p*-Nominalbildungen betrachtet, die teilweise mit den verbalen Bildungen verwandt zu sein schienen, andererseits aber auch isoliert sein konnten und vielleicht in fremde Sprachschichten wiesen. Dabei kam die Frage des Substrates ans Licht, wie sie sich beim Wort *caespes* profilierte, wo die idg. Observanz die Anknüpfung an lat. *caedo* sucht.

Es soll nun im folgenden die Monographie von J. Hubschmid kritisch beleuchtet werden, wobei es vor allem darum geht, die semantischen Gruppen hervorzuheben, die Hubschmid selbst festgestellt hat und zu sehen, ob sich Bezugspunkte zu denen des idg. Materials ergeben. Abschließend sollen die griech. Nominalbildungen mit -π- noch einmal betrachtet werden, eingedenk der S. 1. betonten Unsicherheit des griech. Lautsystems.

Die Arbeit von Hubschmid ist trotz aller notwendiger Vorbehalte<sup>188</sup> von großem Interesse; sie hat den Vorteil, auch die lebenden Sprachen heranzuziehen und so vielleicht besser einen Zugang zur Funktionsbestimmung zu erreichen<sup>189</sup>. Freilich muß

<sup>188</sup> Die Kritik (die wichtigsten Rezensionen wurden schon oben Anm. 2 angeführt) hat besonders herausgegriffen, daß es fraglich ist, ob überall dasselbe Suffix identifizierbar erscheint, mit anderen Worten, ob in jedem Fall ein Suffix kaum eindeutig bestimmbarer Funktion in Wörtern isoliert werden darf, deren Stamm ebenfalls nicht sicher feststeht (cf. W. Dietrich, Erasmus 21, 1968, 232ff.). Mit Recht wurde von der Kritik unterstrichen, daß aus verschiedenen Funktionen nicht auf ein einheitliches Morphem *-p-* geschlossen werden kann und vor allem, daß nicht eine besondere Verwandtschaft der Sprachen, die *p*-Bildungen aufweisen, anzunehmen sei, cf. Rohlfs, a. O. (Anm. 2) 129. Mehrfach ist die chronologische Großzügigkeit kritisiert worden, cf. etwa G. Alessio, Revue Linguist. Romane 31 (1967) 215: „Il difetto metodologico . . . e quello di mettere sullo stesso piano voci cronologicamente molto lontane, preoccupandosi soltanto del loro aspetto esteriore“.

<sup>189</sup> Jedenfalls halte ich eine kritische Bedachtnahme auf das reiche, von Hubschmid vorgelegte Material für förderlicher als manche bisher vorgelegte Versuche, etwa die Zusammenstellungen von Ghosh (oben Anm. 29) 107f. — Čop, Labialsuffixe nimmt ausführlich zu Hub-

man sich vor allem Generalisieren und Vereinfachen hüten, besonders aber vor weitreichenden Schlußfolgerungen für die Sprachenkarte Alt-Europas. Schon die Titelüberschrift des 1. Kapitels in dem Buche von Hubschmid (Romanische, baskische, lateinische und griechische *p*-Suffixe vorindogermanischen Ursprungs) ist eine Vorwegnahme der Ergebnisse. Wir wollen uns im folgenden an Einzelergebnisse halten, bzw. dem Bedeutungselement unser besonderes Interesse zuwenden.

Hubschmid unterscheidet folgende Bedeutungskategorien:

1. Diminutivbildung, besonders Tiernamen
2. Tiernamen, Personen- und Völkernamen
3. Kleine Pflanzenteile, Abfälle usw.
4. Weitere Diminutiv- und Pejorativbildung
5. Pflanzen und Pflanzenteile
6. Toponomastische Appellative und Ortsnamen
7. Werkzeuge und Gefäße.

Man wird diese Einteilung nicht als logisch befriedigend ansehen können; andererseits enthüllt sie die Schwierigkeit einer befriedigenden Klassifizierung in einem weitgehend (etymologisch) unsicheren linguistischen Bereich.

Bei den Deminutivbildungen (cf. logud. *salippa* „sale polverizzato finemente“, port. *cornipos* „cornos o chifres pequenos“, 11f.) möchte ich vor allem den expressiven Wortcharakter betonen<sup>190</sup>. Dies ergibt sich eindeutig aus gewissen Formen des Portugiesischen. Die Hauptarbeit über die *p*-Formen in dieser Sprache stammt von M. L. Wagner<sup>191</sup>. Er weist darauf hin, daß die Mehrheit der Wörter soviel wie „Fetzen, Faser, Flocken, Funken und Scherben“ bezeichnen. Von dem Wort pg. *farrapo*,

---

schmids Ansichten Stellung, 217f., 271f. (Kritik an der voridg. These, teilweise auch an der Funktionsbestimmung, wenn auch die Anerkennung eines deminutiven Charakters bei Čop sehr weit geht, z.B. hinsichtlich slavischer Nominalbildungen, z.B. 263).

<sup>190</sup> So auch M. Bambeck, ZRPh. 83 (1967) 599ff., U. Schmoll, IF. 69 (1964) 273ff., dieser allerdings mit Überschätzung der onomato-poetischen Komponente.

<sup>191</sup> ZRPh. 63 (1943) 329–347.

span. *harapo* „Fetzen, Lumpen“ soll der ganze Typus eines deminutiven *p*-Suffixes seinen Ausgang genommen haben (cf. etwa außer *cornipo* noch *galaripo* „junger Hahn“, *folipo* „kleiner Blasebalg“, *folhepo* „Schneeflocke“). Diese Annahme erscheint Wagner nötig, da nirgends in der portugiesischen Wortbildungslinie ein -*p*-Formans notiert wird, auch nicht bei den Deminutiva<sup>192</sup>. Wir werden zunächst bemerken, daß eine besondere Bedeutungsaffinität besteht zwischen den port. Wörtern und den slavischen, wie sie von Mladenov gesammelt wurden (cf. oben 126, 128 mit Anm. 144, 152). Man beachte auch die Parallele zwischen pg. volkstümlich *cachopo*, -*a* „grobschlächtiger Junge, Mädchen“, das von Wagner (p. 338) mit *cachopo* „Baumstrunk“ zusammengebracht wird und der Bedeutungssphäre von slav. *trupъ* (cf. oben 128 und Mladenov a.O. 132f.). Interessanterweise kennt das Portugiesische auch Verba mit -*p*-Formans, die von Wagner (p. 339) als diminutive Verba gebucht werden: *escorripichar* „gänzlich austrinken (beber inteiramente, deixar escorrer ata o fim)“<sup>193</sup>, *escozipar* „überkochen, zerkochen (desfazer os alimentos por exceso de cozedura, recozer)“, *golipar* „gierig essen (comer sofregamente)“ = franz. *goulipier* „hinunterschlügen“<sup>194</sup>. Man sollte diese Verba (und die daneben stehenden Substantiva) vielleicht lieber Augmentativa als Deminutiva nennen<sup>195</sup>. Trotzdem

<sup>192</sup> Cf. etwa J. H. D. Allen, Portuguese Word-Formation with Suffixes, Language Dissertations, no. 33, 1941; Silvia Skorge, Os sufixos diminutivos em Português, Boletim de Filologia 16 (1956) 50–90, 222–305, 17 (1958) 20–53, wo nirgends ein *p*-Suffix notiert ist, ebensowenig in der Monographie von B. Hasselrot, Études sur la formation diminutive dans les langue romanes, 1957.

<sup>193</sup> Man beachte die transitive, ja kausative Auffassung des Trinkvorganges, dazu die Bemerkungen oben Anm. 96.

<sup>194</sup> Daneben stehen auch substantivische Bildungen wie pg. *golipão* „Schleckermaul“ (Nomen agentis-Typ, cf. *gabar* „rühmen“ – *gabão*, cf. Allen, a. O. [Anm. 192] 19). Desgleichen franz. dial. *goulipiat* adj. „gourmand“, nprov. *gulapo* „grand mangeur“; das Suffix ist auch für v. Wartburg, Franz. etym. Wb. IV (1952) 318, 320 unklar geblieben; cf. Hubschmid, a. O. 52, Anm. 2, wo diese und andere Ableitungen unter dem Einleitungssatz zusammengefaßt werden: „auch an Umgestaltungen von lat. *gula* sind *p*-Suffixe getreten“.

<sup>195</sup> Es ist wohl bekannt, daß man vom Deminutivum auch im Sinne eines Augmentativums spricht, cf. z.B. Skorge, a. O. (Anm. 192) 231f. mit Verweis auf L. Spitzer, Über Ausbildung von Gegensinn in der Wort-

wird man am besten weder von einem Deminutivum noch von einem Augmentativum sprechen, sondern von einer expressiven Formation<sup>196</sup>.

So erscheint als bisheriges Ergebnis, das allerdings nicht aus den Darlegungen Hubschmids, sondern aus den Untersuchungen Wagners gewonnen wurde, die Annahme eines expressiven -p-Formans für eine Anzahl von Nomina und Verba als gesichert. Ein weiterer Zug aus dem port. Material soll nicht übersehen werden: es gibt Varianten von -sp- neben -p-, wie *galispo* „kleiner Hahn“, *falispa* „Schneeflocke“ neben *falipa* (Wagner, a.O. 342). Es wird also nicht nötig sein, hinter jedem -sp- einen -s-Stamm zu suchen. Dieser Gesichtspunkt darf auch bei den -sp-Bildungen in den altidg. Sprachen nicht aus dem Auge verloren werden (cf. oben 109 mit Anm. 68–71, 121f., 135f. mit Anm. 123–124, 125–127, 180–187).

Nachdem nun das Deminutivproblem vordringlich behandelt wurde (im Einteilungsschema Hubschmids sind von sieben Gruppen zwei, bzw. drei als Deminutiva charakterisiert), sollen nun die einzelnen Bedeutungskategorien kurz geprüft werden.

ad 1. Man wird nicht hinter jedem Tiernamen mit -p-Suffix ein Deminutivum zu sehen haben. Der Typus SALIPPA „Heuschrecke“ wird von Hubschmid (12) als Ableitung von *salire* „springen“ angesehen: er ist vor allem im raeto-romanischen Bereich und in (süd-)italienischen Dialekten lebendig. Das p-Formans bei SALIPPA ist wohl im Sinne einer Begriffssteigerung aufzufassen („schnell – viel – springend“), also nicht so weit von

---

bildung in: Gamillscheg-Spitzer, Beiträge zur romanischen Wortbildungsslehre, 1921. Auch Hasselrot, a.O. (Anm. 192) 81ff. handelt von den Verba frequentativa (und intensiva) auf -tt-, dem Suffix, das in der Nominalbildung der romanischen Sprachen ein wichtiges Deminutivformans darstellt.

<sup>196</sup> Cf. etwa M.L. Wagner in dem sehr tief schürfenden Aufsatz „Das Diminutiv im Portugiesischen“, Orbis 1 (1952) 460ff., besonders 464f. Wie anders als expressiv soll man erklären die Wörter aus anderen ibero-roman. Sprachen wie arag. *curripias* (gegen normales *corrença*) „Diarrhoe, Durchfall“? (Wagner, a.O. [Anm. 191] 337) oder katal. *lladruejar* „robar con frecuencia“, wo nicht von deminutivem Charakter gesprochen werden kann, wie Wagner, a.O. 343 zugeben muß.

der expressiven Konnotation entfernt. Daneben kann sich sozusagen von selbst eine Quasi-Nomen-agentis-Funktion entwickeln („der Springer schlechthin“)<sup>197</sup>.

ad 2. Hier werden zunächst die griech. Tiernamen auf -οψ besprochen, neben denen auch Personen- und Völkernamen stehen können. Auf gr. σκάλοψ „Maulwurf“ wurde schon oben 133 mit Anm. 172 aufmerksam gemacht, cf. auch noch unten 147. Der Satz bei Hubschmid („als Suffix kann -οψ doch wohl nur voridg. Ursprungs sein“, 18) wird sich nicht leicht begründen lassen. Ein Spezialproblem eröffnet sich bei Personennamen wie *Valuppia*, *Caluppa*, *Taluppa* (p. 20, 36, 44), nämlich das der geminierten Konsonanz in der Paenultima, wozu sich besonders L. Weisgerber geäußert hat<sup>198</sup>. Das Interessante an den Ausführungen von Hubschmid ist nun, daß er zu den Namen appellativisches Wortgut beisteuert. Bezuglich *Taluppa* z.B. meint Hubschmid (44), daß der Name identisch sei mit franz. dial.

<sup>197</sup> Cf. oben σκάλοψ, das eigentlich „Gräber“ bedeutet, sicher nicht deminutiv und nicht als vor-idg. zu erklären ist, cf. Anm. 172 und unten. Es gibt offenbar eine Reihe von Tiernamen, die auf verbaler Grundlage gebildet sind, cf. auch Anm. 179.

<sup>198</sup> Die Personennamen vom Typus *Taluppa* gehören in eine Gruppe von Namen wie *Friatto*, *Gangasso*, *Hallacco*, die nicht auf eine Stufe zu stellen sind mit dem bekannten germano-keltischen Kurznamentypus (mit Verkürzung des Namens und Geminierung des Stammrestes) wie ahd. *Sicco*, dt. *Willi*, gall. *Eppo*; cf. L. Weisgerber, Rhenano-Germano-Celtica, Gesammelte Abhandlungen (1969) 284ff., 432f. — Als auslösende Ursache wird ein Akzentuationsprinzip angenommen, das einmal in Nordostgallien in großem Umfang gegolten haben muß; cf. etwa auch Weisgerber, Die Namen der Ubier (1968) 377. Das Wesentliche aber liegt darin, daß dieses Prinzip in verschiedenem Sprachmaterial wirksam ist, in latein., german., kelt. und unklarem (wozu eben *Taluppa* gerechnet wird). Die geographische Area der Erscheinung kumuliert in Nordostgallien, wobei besonders die Gebirgsränder von Eifel, Ardennen und Vogesen mehrere Beispiele bieten (cf. Ges. Abh. 392). Der Name *Taluppa* ist deswegen so interessant, weil er auch in Aquitanien vorkommt (neben zwei Belegen aus der Vogesenzone) und weil er die einzige Totalgleichung zwischen beiden Gebieten darstellt (cf. Ges. Abh. 293, 295). H. Birkhan, Germanen und Kelten bis zum Ausgang der Römerzeit (1970) 89 findet den *Taluppa*-Typus auch noch weiter östlich, im Gebiete der Agri decumates und Vindeliciens.

*talope* „kleiner Haufen“, *taloupe* „kleiner Erdhaufen“. Damit vergleicht er zunächst luv. *taluppi-* „Teigfetzen“ (?), wozu heth. *taluppa(i)-* „einflechten“ (cf. oben 99 mit Anm. 29 sowie 117 mit Anm. 102). Dieser Sprung vom Französischen in den anatolischen Bereich über Raum und Zeit hinweg erscheint reichlich kühn. Ich würde bei *\*talp-/talup-* eher an lat. *talpa* „Maulwurf“ erinnern (oben 134 mit Anm. 173–175); man könnte, ausgehend von einer Bedeutung „Haufe“ den Tiernamen *talpa* auch als „Haufenmacher, Häufler“ verstehen. Bezuglich der Variante *\*tal-u-p-* wäre an die Affinität von *u-* und *p-* Erweiterung zu erinnern, die im Laufe dieser Untersuchung schon öfter hervorgehoben wurde, cf. oben 99f. mit Anm. 29–32, auch Anm. 67.

Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, daß der besprochene Geminatentypus auf labialer Basis in zwei Appellativen wiederkehrt, die eine äußerst große Formenvariation und auch weite geographische Verbreitung aufweisen: *faluppa* und *caluppa* (Hubschmid 27ff., 33ff.). *Faluppa* ist seit dem 10. Jh. überliefert im Sinne von „Strohfaser, wertloses Zeug“<sup>199</sup>. Das Wort lebt fort in ital. *faloppa* „angefangenes Gespinst einer Seidenraupe“, in kalabr. *faloppa* „trockene Hüllblätter des Maiskolbens“ u. v. a. Die Variationen im Vokalismus sind sehr groß. Der Typus *\*volopa* (afrz. *voloper* „envelopper“) zeigt eine Sonorisierung des Anlautes und eine Assimilation des ersten Vokals an den zweiten, wobei man gewöhnlich mit Einfluß von lat. *volvere* rechnet<sup>200</sup>. Die italien. Form *viluppo* weist auf ein *\*velup-*, wofür gallischer Einfluß erwogen wurde<sup>201</sup>. Es gibt auch einen Typus *\*walupp-*, der nach Hubschmid (p. 29) auch in Personennamen vorkommt:

<sup>199</sup> Cf. Corp. Gloss. Lat. V 525: *paleas minutissimas vel surculi minutis quos faluppas vocant*, cf. v. Wartburg, Franz. etym. Wb. III (1934) 400ff. (zur Deutung, Material vorher 395ff.), W. Meyer-Lübke, Roman. etym. Wörterbuch (1935) nr. 3173.

<sup>200</sup> So z.B. Wartburg, a.O. 401. Hubschmid, a.O. 30 läßt wohl für den Vokalismus *-o-* den latein. Einfluß gelten, meint aber, daß die *v*-Formen alt seien und einer anderen Sprachschicht angehörten als die *f*-Formen. Das soll wieder durch ein luisches Wort *walip-* „envelopper(?)“ bewiesen werden. Dieser Argumentation wird man sich kaum anschließen können.

<sup>201</sup> Ein kelt. *\*uel-* sucht man in ir. *fillim* „flecto“, das als Nasalpräsens aufgefaßt wird, Pokorny, Idg. et. Wb. 1142.

südspan. Frauennamen *Valuppiā-* (6. Jh.), italien. Männernamen *Valoppus*, *Valopus* (Belege vom 12. bis 16. Jh.)<sup>202</sup>. Es ergibt sich nach alledem, daß eines der „Grundwörter“ der heutigen Zivilisation, nämlich frz. *développer* (engl. *to develop*, übersetzt in ital. *sviluppare*, span. *desarrollar*, dt. *entwickeln*) ein Wortelement unklarer Herkunft und Etymologie enthält.

Ein Reimwort zu *faluppa* stellt *kaluppa/skaluppa* dar<sup>203</sup>. Die Bedeutungen berühren sich mit denen von *faluppa* (cf. ital. dial. *kaloppo* „Hüllblätter des Maiskolbens“, frz. dial. *caloppe* „enveloppe, pellicule“), bezeichnen allerdings etwas Festeres, nämlich „Nußschale, Muschelschale“. Vom Begriff der Nußschale ist die Übertragung auf ein „Schiff“ eingetreten: mfrz. *chaloupe* (vom Franz. in die meisten anderen europäischen Sprachen eingedrungen)<sup>204</sup>. Während v. Wartburg an ein german. Etymon, nämlich *\*skala* „Schale, spez. grüne Nußschale“ anknüpfen möchte<sup>205</sup>, das Suffix aber von FALUPPA stammen läßt, rechnet Hubschmid (36) mit einem vor-idg. Stamm *\*kal-* „Schale“. Dazu soll auch als *p*-Ableitung das Wort für die „Schildkröte“ gehören: *\*kalappako-*, cf. schon oben Anm. 74.

M.E. erinnern sowohl *\*falupp-* (mit den Varianten *\*uel-up/ \*uel-up-* u.a.m.) als auch *\*kalupp-* viel zu sehr an den von uns erwähnten Typus der *u + p*-Erweiterungen, als daß nicht eine idg. Etymologie (Wz. *\*uel-* „drehen“, oben 103 mit Anm. 47, Wz. *\*kel-* „verbergen“, „verhüllen“, cf. gr. *καλυπτ-*, oben 97 mit Anm. 19) erwogen werden könnte. Damit soll aber keineswegs ein griech. Etymon für die romanische Sippe statuiert werden, sondern nur die Möglichkeit einer idg. Sprache in diesem west-europäischen Raum, die bisher nur durch Namen bekannt war. Neben beiden hier behandelten Wortfamilien stehen Eigennamen, wie schon betont wurde. *Valuppus* etc. wurde gerade erwähnt. Der EN. *Caluppa* kommt als Name eines reclausus bei Gregor

<sup>202</sup> Hubschmid 70 führt Belege aus dem Raetischen Namenbuch an für *Valuppi*, Name einer Weide, *Falupp*, Benennung eines Ackers (Graubünden), aber ohne Verbindung mit dem *faluppa*-Problem herzustellen.

<sup>203</sup> Cf. v. Wartburg, Franz. etym. Wb. XVII (1966) 83ff., Hubschmid 33f.

<sup>204</sup> Wartburg, a.O. 86.

<sup>205</sup> Zur *s*-Variante cf. afrz. *eschalope* „Nußschale“, neufranz. mit mehreren Bedeutungsentwicklungen, cf. Wartburg, a.O. 83.

von Tours zweimal vor, eine *Calupa serva* ist aus einer Inschrift (CIL. III 5061) aus St. Lambrecht, Steiermark belegt<sup>206</sup>. Wenn wir nach der Funktion des *-p-* in den Fällen *faluppa/caluppa* fragen, so wäre für *faluppa* eine expressive Auffassung möglich<sup>207</sup>, bei *kaluppa* würde man eher an die kausative denken wollen<sup>208</sup>. Jedenfalls scheint es aber wichtiger und richtiger, den roman. *kaluppa*-Typus mit gr. καλύπτω zu verknüpfen, als mit dem heth. *kaluppa-* (cf. oben Anm. 94), genauso wie es wichtiger ist, an die idg. Wz. \*uel- anzuknüpfen als ein luv. *walip-* fraglicher Bedeutung heranzuziehen (oben Anm. 200).

ad 4. Hubschmid kehrt 39ff. wieder zu Bedeutungsansätzen zurück, wie sie schon am Anfang der Untersuchung aufgetaucht sind. Für uns ergibt sich die Bestätigung für die Existenz eines expressiven *p*-Suffixes: cf. span. galiz. *casupa*, ital. *casuppa* (oft erweitert als *casupola* oder dgl.) „kleines oder armseliges Haus“<sup>209</sup>. Typisch expressiv-pejorativ ist frz. *saloppe* „femme qui se néglige“, in verschiedenen Gegenden auch als Adj. *salop*, *-e* „schmutzig“<sup>210</sup>.

Auf außerromanische Wörter mit *p*-Suffixen kommt Hubschmid 54 zu sprechen. Es werden gr. τολύπη „Knäuel Wolle“ (cf. oben Anm. 29), poln. *skorupa* „Scherbe“ (cf. oben Anm. 152) genannt, wobei in den meisten slav. Sprachen die Bedeutung „Schale“ auftritt, die an \**kaluppa* erinnere<sup>211</sup>. Wenn es

<sup>206</sup> Cf. Hubschmid, a.O. 36.

<sup>207</sup> Cf. oben den Bedeutungsansatz der portug. *p*-Bildungen 138 mit Anm. 191; andererseits ist „umwickeln“ ein kausatives Begriffsfeld, cf. Kronasser, a.O. (Anm. 90) 8.

<sup>208</sup> Cf. oben 97 mit Anm. 18, 19; Kronasser a.O. 11.

<sup>209</sup> Čop, Labialsuffixe 243f., 271 verweist mit Recht auf die schlagende slavische Parallelie \**xal-upa* „elende Hütte“. Für ihn steht die deminutive Funktion vor der daraus abgeleiteten pejorativen, cf. auch Anm. 189.

<sup>210</sup> Wie schwer man mit der *p*-Bildung zu Rande kam, beweist der Versuch *saloppe* < *sale* „schmutzig“ + *hoppe*, dialekt. Wort für den „Wiedehopf“, herzuleiten, weil dieser Vogel sehr unsauber ist, cf. die Literaturangaben bei Wartburg, Franz. etym. Wb. XVII (1966) 15, der übrigens diese Annahme billigt!

<sup>211</sup> Cf. cech. *skořepa* „Schale, Eierschale“, weißruss. *skorupa* „Schale (von Eiern, Nüssen)“, skr. *skorup* „superficies, cremor“, slovak. *skořupa* „Nußschale“.

dann 55 heißt, daß es schwer zu sagen sei, inwieweit die *p*-Suffixe im Griech. Slav. etc. indogermanischen Ursprungs sind und wie sie mit den vor-indogermanischen *p*-Suffixen direkt oder indirekt zusammenhängen, so ist darauf zu erwideren, daß sicher nicht alle *p*-Suffixe in vor-lat. oder vor-rom. Fällen schon vor-idg. sein müssen, ohne daß das Vor-idg. prinzipiell negiert würde (cf. den wichtigen Satz, oben Anm. 176). Im konkreten Fall können der Typus *\*skeru-pa*<sup>212</sup> und der Typus *\*kalu-p(p)a* in gleicher Weise idg. sein: der Begriff der „Schale“ ist einmal als das Abzulösende, Abzuschälende gefaßt (zur Wz. *\*sker-*, „schneiden“, cf. oben Anm. 152), das andere Mal als das Bedeckende, Verhüllende (zur Wz. *\*kel-*, cf. oben Anm. 17, 19).

ad 5. Hier werden Pflanzennamen genannt. Hier sei nur das Beispiel lat. *talpona*, -ae „eine Art Weinstöcke, von Plinius, nat. hist. XIV 36 für das Gebiet von Arezzo, Etrurien, überliefert“ herausgegriffen. Dazu ist venez. *tolpo* „Pfahl für Pfahlbauten“, *talpón* „Pappel“<sup>213</sup> zu vergleichen. Die Affinität von *talpona* zu *talpa* „Maulwurf“ erinnert natürlich sehr an die Beziehung von gr. σκόλοψ „Pfahl“ zu σκάλοψ „Maulwurf“, cf. oben 133 mit Anm. 172 und unten Anm. 147.

ad 6. Unter den toponomastischen Begriffen wird p. 64 die slav. Sippe von aksl. *vṛtəpъ* „hortus, spelunca“, bulg. *vrztop* „Wirbel, Strudel; Wendung“, serb. *vrtop* „trichterförmige Vertiefung im Karst, Schlucht, Kluft“, russ. *vertép* „Höhle“<sup>214</sup> in formaler und semantischer Hinsicht verglichen mit roman., bzw. vorroman. Ausdrücken wie *\*tanpa-* „Höhle“, sard. *karoppu*/

<sup>212</sup> Čop, Labialsuffixe 244 teilt *\*skor-upa* ab, weil er die Verbindung mit einer Labialbasis, wie sie etwa auch lat. *scrupus* zeigt, bestreiten möchte und nur eine denominale Ableitung von *\*skora* „Fell, Rinde“ gelten lassen will; das Suffix *-upa* soll hier (wie noch oft) deminutiven Charakter haben; cf. oben Anm. 152, 172 (zum Methodischen) und Anm. 189.

<sup>213</sup> Die Pappel mit ihrem langen Stamm wird mit einem Pfahl verglichen, cf. Hubschmid, VoxRom. 12 (1951/52) 339, Thes. praerom. I 57f.

<sup>214</sup> Cf. Čop, Labialsuffixe 242, der die Etymologie zu sl. *vrtěti* „drehen“ vertritt, ebenso Hubschmid, a.O. 64, aber mit Verkennung des Suffixes 65 („Wiederum scheint ein vor-idg. Suffix ... auch im Slav. aufzutauchen oder findet dort ... auffällige Entsprechungen“).

*garoppu* „Bergspalt, Wasserwirbel“. — Die hochinteressanten Ortsnamen vom Typus *Olisip(p)o* „Lissabon“, *Irippo* neben *Iria*, *Orippo* neben Ὀρία kommen p. 65ff. zur Sprache unter Nennung der wichtigsten Literatur<sup>215</sup>. Die Möglichkeit, daß ein appellativischer Typus wie franz. dial. *galipe* „mauvais terrain, terre mal cultivée“ hierher gehört (p. 66) wäre wohl nur auf der Basis eines Kollektivformans (und da nur für Flurnamen oder dgl.) plausibel zu machen. Manches führt natürlich zum *Taluppa*-Problem zurück (cf. oben Anm. 198).

ad 7. Hier werden Wörter vom Typus *sarpa* (Hochpyrenäen) „Ledersack für die Milchbeförderung“, *sarpo* „Hirtentasche“ behandelt, wo allerdings baskischer Einfluß nicht auszuschließen ist; aus dem Tessin wäre *garap* (Val Verzasca) „Kesselhaken“ zu erwähnen (72–74). Den Abschluß bilden dann griech. Gefäßnamen meist unklarer Herkunft: κάλπις „Krug, Urne“, δάρπη... κόφινος Hes. „Art Korb“<sup>216</sup>, τάρπη „großer Korb“<sup>217</sup>, woran noch κάρδοπος „Backtrog, Mulde“ und μάρσιπος „Geldbeutel, Sack“<sup>218</sup> gefügt werden.

Die übrigen Kapitel in Hubschmids Buch bemühen sich um die Verwertung des anatolischen Materials, die Heranziehung (sehr spärlicher) kaukasischer Belege (78–82) und die Problematik des Keltischen (83–89: inselkeltische *kʷ*- und gallische *p*-Suffixe?)<sup>219</sup>.

<sup>215</sup> Cf. besonders U. Schmoll, *Die vorgriechischen Sprachen Siziliens* (1958) 10–17 (zum sizil. Ortsnamentypus auf *-zib*). — Erwähnt sei immerhin, daß ein Versuch besteht, das *-p*-Suffix auch in den altspan. Ortsnamen als deminutiv zu erklären, was der Konzeption Hubschmids sehr entgegenkäme, der die Deminutiva an die Spitze seines Materials stellte, cf. oben 138): nach J. Untermann, *BzN. N.F. 1* (1966) 84 könnte man das Verhältnis von *Irippo* zu *Iria* vergleichen mit dem von *Deobrigula* zu *Deobriga* oder *Cordovilla* : *Cordoba*. Auch im Deutschen gibt es den Ortsnamentypus mit Vorderglied *Klein-*.

<sup>216</sup> Cf. Hubschmid, a. O. 77 Anm. 1; Čop, *Labialsuffixe 223* (*p*-Suffix nicht zu erweisen).

<sup>217</sup> Weitere Literatur bei Frisk EW. II 857.

<sup>218</sup> Cf. Čop, *Labialsuffixe 241*, wo nach der älteren Literatur, die Frisk, EW. II 178 nicht einmal zitiert, an avest. *maršu-* „Bauch“ angeknüpft und \**marsu-pa-* (cf. lat. *marsupium*) als „kleiner Schlauch“, wieder mit deminutivem *-pa*-Suffix erklärt wird.

<sup>219</sup> Cf. neuerdings zu dem Problem E.P. Hamp, *BSL. 68* (1973) 77–92.

Dieselbe Problematik besteht bei den griech. Nominalbildungen, denen wir uns zum Schluß dieser Untersuchung zuwenden wollen. Von den Tiernamen wurden schon mehrmals  $\sigma\kappa\acute{\alpha}\lambda\circ\psi$ , bzw. von den Gerätenamen  $\sigma\kappa\acute{o}\lambda\circ\psi$  erwähnt, cf. oben 133 mit Anm. 172, 141 mit Anm. 197, 145 mit Anm. 213. An dem *p*-Formans wird man hier nicht zweifeln können<sup>220</sup>. Dagegen sind nicht absolut klar die folgenden Tiernamen<sup>221</sup>:  $\sigma\acute{e}\sigma\circ\psi$  „eine Art Fisch“,  $\xi\lambda\lambda\circ\psi$  „ein Fisch“,  $\pi\acute{a}\rho\nu\circ\psi$  „Heuschrecke“,  $\delta\rho\acute{u}\circ\psi$  „Specht“,  $\pi\eta\acute{n}\acute{e}\lambda\circ\psi$  „Wildente“. Es würde hier zu weit führen, die einzelnen etymologischen Versuche zu registrieren, bzw. neue vorzubringen. Das Merkwürdige ist nun, daß einzelne dieser Tiernamen Beziehungen aufweisen zu Personennamen und Völkernamen<sup>222</sup>:  $\grave{\alpha}\acute{e}\rho\circ\psi$  „Bienenfresser“ Vogelname —  $\acute{\alpha}\acute{e}\rho\circ\pi\eta$  „Frauenname“ —  $\acute{\alpha}\acute{e}\rho\circ\pi\epsilon\varsigma$  makedonisches Ethnikon;  $\mu\acute{e}\rho\circ\psi$  „Bienenfresser“ —  $M\acute{e}\rho\circ\psi$  Personename,  $M\acute{e}\rho\circ\pi\epsilon\varsigma$  Einwohner auf der Insel Kos;  $\delta\rho\acute{u}\circ\psi$  „Specht“,  $\Delta\rho\acute{u}\circ\psi$  PN.,  $\Delta\rho\acute{u}\circ\pi\epsilon\varsigma$  Name eines epirotischen Stammes. Bei den Völkernamen wird man noch an die  $\ast E\acute{\lambda}\lambda\circ\pi\epsilon\varsigma$  in Epirus,  $\Delta e\acute{u}\rho\circ\pi\epsilon\varsigma$  in Epirus,  $\Delta\acute{o}\lambda\circ\pi\epsilon\varsigma$  in Thessalien denken müssen. Wenn man diese Ethnika vorurteilslos betrachtet, dann fällt ihre nordgriechische, oder besser randgriechische Herkunft auf, die es ohne weiteres als möglich erscheinen läßt, hier an nicht echt-griechischen Sprachcharakter zu denken, bzw. ein altes *-op-* Suffix anzusetzen<sup>223</sup>. Eine andere Ansicht will an die griech.

<sup>220</sup> M.E. sind  $\sigma\kappa\acute{\alpha}\lambda\circ\psi$  und  $\sigma\kappa\acute{o}\lambda\circ\psi$  im Suffix identisch; beide Wörter sind Ableitungen von einer Wurzel, die ein „Graben, Einrammen, bzw. Aufwerfen von Erde“ bedeutet;  $\sigma\kappa\acute{o}\lambda\circ\psi$  zeigt den *o*-Vokalismus der Wz. *\*skel-* (cf. arm. *çelum*, lit. *skeliù*),  $\sigma\kappa\acute{\alpha}\lambda\circ\psi$  den Vokalismus von  $\sigma\kappa\acute{\alpha}\lambda\lambda\omega$  (*\*skl-* — nach Frisk, EW. II 716). Die beiden Wörter will Frisk, EW. II 736 voneinander trennen, indem er wohl  $\sigma\kappa\acute{o}\lambda\circ\psi$  auf den labialhaltigen Stamm (lat. *scalpo*) zurückzuführen geneigt ist,  $\sigma\kappa\acute{\alpha}\lambda\circ\psi$  aber nur mit  $\sigma\kappa\acute{\alpha}\lambda\lambda\omega$  in engerem Sinne verbindet und das „in Tiernamen gewöhnliche *oπ-Suffix*“ als Hinterglied annimmt. Die Identität von Wurzel und Suffix findet ihre Stütze an dem zitierten Zusammenhang von „Maulwurf“ und „Pfahlartiges“ im Lat., bzw. Italienischen; cf. oben 145 mit Anm. 213. — Cf. noch Walde-Hofmann II 486, Pokorny, Idg. Wb. 926.

<sup>221</sup> Am besten die Übersicht bei Čop, Labialsuffixe 236f.; wertvoll die Literatur bei Hubschmid, a.O. 19.

<sup>222</sup> Cf. besonders Hubschmid, a.O. 18–20.

<sup>223</sup> So etwa P. Chantraine, *Mélanges Cumont* (1936) 125f., auch Formation

Adjektiva auf -οψ anknüpfen: οἶνοψ, μῆλοψ, αἴθοψ, wo man die Wz. \*oq<sup>u</sup>- „sehen“ sucht<sup>224</sup>. Diese Deutung der Ethnika hat zuletzt in aller Ausführlichkeit P. Ramat vertreten<sup>225</sup>. Freilich ist selbst die Erklärung des Typus οἶνοψ nicht ohne Schwierigkeiten<sup>226</sup>. Die Verknüpfung von Tier- und Völkernamen hat man auf totemistischer Grundlage gesucht: als Musterfall dient δρύοψ „Specht“, Δρύοψ als Sohn Apollos und ἀρχέγονος der Δρύοπες<sup>227</sup>. Die Δρύοπες wären also den italischen *Picentes* gleichzusetzen. Die Etymologie von δρύοψ ist damit aber nicht geklärt<sup>228</sup>.

des noms 259f.; für altes -po- auch schon Fr. Ribezzo, Riv. Indo-Greco-Italica 16 (1932) 73f.

<sup>224</sup> Das ist sozusagen die communis opinio; cf. Schwyzer, Griech. Gramm. I 426 mit Literatur in Anm. 4: hierher gehören auch die Formen auf -ωψ wie ἐλίκωψ Epitheton der Ἀχαιοί, unklarer Bedeutung (cf. Frisk, I 494f., Chantraine, Dict. étym. 338), μύωψ „kurzsichtig“, ferner Fälle wie ὕδρωψ „Wassersucht“, αἷμάλωψ „Bluterguß“ mit verdunkeltem zweiten Kompositionsglied. Die Probleme, die sich an ἀμβλυώπος „schwachsichtig“ und ἀμβλυώστω „schwachsichtig sein“ knüpfen, können hier nicht behandelt werden. Der Labiovelar in Αἴθοψ „Brandgesicht“ wird durch myken. *aitijoqo* zur Gewißheit erhoben, cf. Chantraine, Dict. étym. 33. Dieser, z.T. sicher berechtigte, Standpunkt, kombiniert mit dem Dogma, daß es kein idg. *p*-Formans gebe, hat dazu geführt, ein -po-Suffix, sofern es nicht auf -q<sup>u</sup>o- zurückzuleiten sei, überhaupt für das Griech. zu leugnen, bzw. als unklar zu bezeichnen, cf. E. Sturtevant, Classical Philology 7 (1912) 420–441, bes. 435; Buck-Petersen, A Reverse Index of Greek Adjectives and Nouns 390ff., 397ff. — Zur anderen Ansicht cf. Anm. 223 und natürlich in extenso Čop, Labialsuffixe 259f. mit Aufzählung aller Bedeutungsgruppen. Hier heißt es am Anfang, daß das Griech. unter allen idg. Sprachen die größte Zahl von *p*-Nomina aufweise!

<sup>225</sup> Riv. di filologia classica 90 (1962) 150–179: Su alcune tracce del totemismo nell'onomastica greca — gli etnici in -opes.

<sup>226</sup> Eingehende wissenschaftsgeschichtliche Darstellung bei Ramat, a.O. 150–155.

<sup>227</sup> Cf. Ramat, a.O. 173: “il caso tipico del fenomeno totemico e rappresentato dalla presenza di questi tre fattori: etnico, nome dell’animale, nome dell’antenato.” Dieses Schema ist freilich nicht auf alle οπες-Ethnika anwendbar. Die Ἐλλοπες von Dodona sollen auch nach Ramat nichts mit ἔλλοψ „Fisch“ oder ἔλλός „Hirschkalb“ zu tun haben.

<sup>228</sup> Man kann δρύοψ als Kurzform zu δρυοκολάπτης „Specht“ auffassen; die Angabe „nach den Tiernamen auf -οψ“ (Frisk, EW. I 421) verschiebt nur die Lösung, aber gibt sie nicht. Hubschmid, a.O. 19,

So bleiben m.E. die Ethnika, eben wegen ihrer geographischen Bestimmtheit der sicherere Ausgangspunkt. Man wird von diesen Völkernamen nicht leicht trennen können die Δερπίοπες, die Nachbarn der Δέρπιοι in Dalmatien oder die *Hadriopes*, die Bewohner der Stadt *Hadria* in Liburnien. Auf diese Namen hat Jokl aufmerksam gemacht und eine Erklärung des Suffixes versucht<sup>229</sup>. Er stellt dieses zu lit. *svečopas* „fremdartig“ (: *svēčias* „fremd“), *savopas* „eigentümlich“ (: *sāvas* „eigen“), bzw. zu den lit. Distributivzahlen wie *trejópas* „dreierlei“. Mag auch eine zu enge Suffixumschreibung (Siedlungsweise nach Sippenverbänden würde einen Distributionsausdruck verständlich machen) für den illyrischen Raum schwer beweisbar sein, eine Funktion von *Hadriopes* als Bewohner von *Hadria* ist kaum abweisbar. Ebenso könnte man die *Dryopes* als „Waldbewohner“ erklären. Eine solche Auffassung impliziert eine nördliche Komponente im Griechischen, die eine besondere Affinität zur nordbalkanischen Sprachenwelt aufweist. Daran ist absolut nichts Besonderes. Abzulehnen aber ist der Satz bei Hubschmid (18): „als Suffix kann -οψ doch wohl nur vorindogermanischen Ursprungs sein“. Diejenigen, die für den reingriechischen Charakter des -οπ- Suffixes eintreten, werden sich weiter bemühen, an die Labiovelarwurzel -οq<sup>u</sup>- anzuknüpfen<sup>230</sup>. Die Frage, ob dieses nordbalkanische -p-

---

Anm. 6 sagt mit Recht, daß mit einer Bedeutung „das Aussehen einer Eiche habend“ (so Georgiev, *Linguistique Balkanique* 3, 1961, 17 bezüglich des Personennamens Δρύοψ) für δρύοψ nichts gewonnen ist. Man vergleiche aber weiter im Text zu *Dryopes*. Der Specht könnte auch „Waldbewohner“ genannt worden sein. Zur Vorsicht mahnen die anderen Vogel- bzw. Tiernamen mit demselben Suffix, cf. oben 147 mit Anm. 221.

<sup>229</sup> Cf. Ebert's Reallexikon der Vorgeschichte VI (1926) 34, 45.

<sup>230</sup> Es soll nicht verschwiegen werden, daß es auch Versuche gibt, die evident nicht-griech. Ethnika auf -*opes*, wie Δευρίοπες, Ἀρύοπες auf -οq<sup>u</sup>- zurückzuführen; cf. G. Capovilla, *Studi sul Noricum, Miscellanea G. Galbiati I* (1961) 223 mit Anm. 2. Auf die Frage der Labialisierungen im Illyrischen (und Thrakischen) kann hier nicht näher eingegangen werden; sicher ist es, daß die Labiovelare bis in einzelsprachliche Zeit erhalten waren und daß die Einteilung in Kentum- und Satem-sprachen nicht viel besagt; cf. Solta, *IF*. 70 (1965) 276ff.; zum Illyrischen zuletzt W. Cimochowski, *Studime Filologjike* 1973/2, 47f. — Trotz dieser theoretischen Möglichkeit halte ich bei den Ethnika an

Suffix vielleicht noch eine andere Funktion als die bei den Ethnika versuchte gehabt habe, ist nur für das aus der Sprache der Paiones überlieferte Wort  $\mu\circ\nu\alpha\pi\circ\varsigma$  „Wisent“<sup>231</sup> gestellt worden. Die Verbindung mit ahd. *mana* „Mähne“ trifft wohl das Richtige. So hat man die Übersetzung „mähnenartig“, bzw. richtiger „mit einer Mähne versehen, großmähnig“ versucht<sup>232</sup>. Wenn dem so ist, könnte man an das expressive *-p-* im Material Hubschmids anknüpfen (cf. oben *salippa*, *saloppe*, wo es um Begriffsteigerung, bzw. Individualisierung geht). Einen andern Weg schlägt Čop ein<sup>233</sup>. — Es besteht für das Griechische immerhin die Möglichkeit, daß auch Adjektiva auf *-πο-* aus einer nördlichen (vielleicht makedonischen) Area stammen können: ich möchte hier nur an  $\chi\alpha\rho\pi\circ\varsigma$ <sup>234</sup> erinnern, das gewöhnlich als

---

einem alten *-p-*Suffix fest; cf. Anm. 223, ferner A. Mayer, Glotta 32 (1953) 67, id., Die Sprache der alten Illyrier II (1959) 254f. (zur Labialisierungsfrage 184ff.); Čop, Labialsuffixe 239.

<sup>231</sup> Cf. die beste Literaturzusammenstellung bei H. Krahe, Die Sprache der Illyrier I (1955) 42 mit Anm. 106.

<sup>232</sup> Brandenstein, Real-Encyclopädie VI A, 408f. hat gemeint, daß das Labialsuffix ein besonderes Ausmaß einer Eigenschaft ausdrücke und hat danach auch die thrak. Ortsnamen  $\text{Αξίοπα}$  als „der ganz besonders schwarze (Fels)“,  $\text{Ζάλδαπα}$  „der ganz besonders gelbe (Fels)“ deuten wollen. (Bei D. Detschew, Die thrakischen Sprachreste, 1957, 18, 173 wird die Deutung „Schwarzwasser, bzw. Gelbwasser“ gegeben.) Zu  $\mu\circ\nu\alpha\pi\circ\varsigma$  cf. noch A. Mayer, a.O. (Anm. 230) 80, der sich Brandenstein anschließt, aber in *-op/-ap-* als Primärfunktion die der Ähnlichkeit annimmt, sowie Čop, a.O. 229: nicht „mähnenartig“, sondern „das Tier mit bezeichnender Mähne“. — Wenn die Analyse der Namen  $\text{Αξίοπα}$  und  $\text{Ζάλδαπα}$  bei Brandenstein das Richtige trifft, so wäre das eine gewichtige Stütze für die von uns vertretene expressive Auffassung, die bei Farbausdrücken leicht zu motivieren wäre; cf. unten mit Anm. 234.

<sup>233</sup> Labialsuffixe 268: das Suffix *-apo* hätte zunächst das „Versehensein, abundantia“ ausgedrückt, also *-a-p(o)* etwa wie *-ā-to-*. Vom Versehensein käme man zur Ähnlichkeit (cf. analog A. Mayer, Anm. 232), davon zur Spezialisierung und schließlich zur Artzugehörigkeit (cf. lit. *-opas*). Čop will also die Typen der Ethnika auf *-opes* (wenn wir der Joklschen Deutung folgen) und den Typus  $\mu\circ\nu\alpha\pi\circ\varsigma$  unter einer höheren Einheit subsumieren.

<sup>234</sup> Das Wort kommt zuerst in der Odyssee vor (λ 611) als Epitheton des Löwen, wird später vom Menschen, anderen Tieren (spez. im Hinblick auf die Augenfarbe?), vom Meer gebraucht. Die Beziehung auf

Kompositum mit \**oq*\*-, „sehen“ aufgefaßt wird. Doch ist dies alles andere als sicher. Die ausführliche Erörterung des Problems durch F. Sommer<sup>235</sup> sollte jeden skeptisch stimmen. Ich halte *χαροπός* für eine Bildung mit altem -*p*-Suffix, genau so wie *χαλεπός*, „schwierig“<sup>236</sup>.

So bleibt das Problem θάλπω, d. h. das kausative *p*-Morphem im nominalen Bereich des Griech. spärlich beantwortet; immerhin können *σκάλοψ*, *καρπός* u. a. hier angereiht werden; anderes führt in die Distributionssphäre (-οπες-Ethnika), bzw. in den expressiven Bereich (*μόναπος*), ist aber nicht echt-griech. Den nicht-idg. Belangen nähert man sich am ehesten mit den Gefäßbezeichnungen (*κάρδοπος*, *κάλπις* u. a., cf. oben mit Anm. 216, 217). Mehr läßt sich dazu heute wohl nicht sagen.

Wien XIX,  
Paradisgasse 65/12

Georg Renatus Solta

*χαίρω* (Frisk, EW. II 1063, Latacz, a. O. [cf. oben Anm. 137] 41) ist m. E. nicht zu halten (cf. Anm. 235). Interessant ist die Tatsache, daß im Makedonischen der Löwe *χάρων* heißt. O. Hoffmann, Die Makedonen (1906) 43 sieht darin eine Kurzform zu *χαροπός* nach Art der einstämmigen Personennamen. Das zugrunde liegende *χαροπός* muß also wohl dem Makedonischen angehört haben. Die Hesychglosse *χάρων· ὁ λέων ἀπὸ τῆς χαροπότητος* zeigt klar die etymologische Grundlage. Das Makedonische scheint noch andere Tiernamen auf -*p*-Formans besessen zu haben, cf. *κνωπεύς· ἄρκτος, ἔνιοι κνουπεύς* Hes., cf. Frisk, EW. I 888 mit Literatur. Doch ist vielleicht die Farbbezeichnung das Primäre, cf. Anm. 235.

<sup>235</sup> Zur Geschichte der griechischen Nominalkomposita (1948) 120–121. Sommer weist nach, daß *χαροπός* vor allem auf die Farbe geht, daß es dunkel bleibt, ob -οπ-, „sehen“ darin zu suchen sei. Vor allem stört ihn, daß es immer *χαροπός* heißt, aber nie \**αἴθοπος*, \**οἴνοπος*. M. E. ist das ein weiterer Beweis, daß hier altes -*p*-Suffix vorliegt, wie schon Ribezzo (oben Anm. 223) angenommen hat. — Die Beziehung auf einen Farbausdruck würde durch die Brandenstein'sche Deutung von Ζάλδαπα (oben Anm. 232) eine interessante Parallele erfahren.

<sup>236</sup> Cf. Ribezzo, a. O.; Čop, Labialsuffixe p. 233. Wenn Čop 257 hervorhebt, daß bei der Bedeutungsgruppe „schlecht, böse etc.“ die *p*-Suffixe häufiger sind, so spricht das auch für expressive Funktion des Labialformans.

## Der Sonnenuntergang im Albanischen und im Neugriechischen

In Borgeauds interessantem Aufsatz *Une conjugaison germano-albanaise* (ob. 77, 1972, [234ff.])<sup>1</sup> lese ich 239f., wo sich der Vf. mit dem alb. Verbtyp auf *-onj*, nach ihm aus *-ājō*, manchmal aus *-ējō*, beschäftigt, was er „un exemple inédit“ nennt, nämlich die Gleichung „*perēndónj* ‘se coucher’ [du soleil] = lituanien *nurendéti* : *pe* = *pō* ‘derrière [l’horizon]’, cf. *západz*, *zachódz*,“ die den Artikel *-rendéti* in Fraenkels Lit. etym. Wb. 718 vervollständigt, indem die von Fraenkel erwägten Möglichkeiten von diesem Vergleich auf den richtigen Weg gewiesen werden.

Aber von den Albanern wird gewiß *perēndónj* mit *perandór*, *perēndór* ‘König, Kaiser’ eng verbunden, so sagt z. B. Kristoforidhi in seinem Fjalor shqip-greqisht (hsg. von A. Xhuvani, 1961): „*perēndonj -oj* . . . = βασιλεύω (ἐπὶ δύσεως ἥλιου): *perēndoj dielli* = ἐβασίλευσεν ὁ ἥλιος, krhs.: ra dielli ndë malt = ἔδυσεν ὁ ἥλιος, rri dielli (Bd. [Budi]) = δύει ὁ ἥλιος.“ Folglich liest man in G. Meyers Et. Wb. d. alb. Sprache 328: „*dieti perndón* ist = ngr. ὁ ἥλιος βασιλεύει, worüber Politis ‘Ο ἥλιος κατὰ τοὺς δημόδεις μύθους (Athen 1882) S. 8 gehandelt hat.“ Was *perendór* betrifft, schreibt Meyer weiter: „*perendór* ist keine direkte Fortsetzung von lat. *imperatōrem*, das im Alb. durch *mbret* (vom Nom.) vertreten ist, sondern eine Anbildung von *perend-* = *imperantem* an Suffix *-ōr -uar*, gewissermaßen *\*imperantōrem*.“

Demgemäß wäre der alb. Ausdruck lediglich eine Übersetzung vom griechischen ὁ ἥλιος βασιλεύει. Aber der Ursprung der griech. Wendung ist m. W. immerrätselhaft geblieben; darüber hat Hatzidakis geschrieben, vgl. Kretschmer, Glotta 5, 289, der H.s Erklärungsversuch nicht annimmt; eine weitere Schrift von H. wird von Kretschmer, Glotta 11, 236, kurz besprochen, der mit

<sup>1</sup> Zu den Beziehungen zwischen Albanisch und Germanisch vgl. die Überlegungen einer der besten Kenner des Albanischen, Frau A.V. Desnickaja in ihrem Vortrag L’albanese primitivo nella sua appartenenza al dominio indeuropeo settentrionale, in L e lingue dell’Europa. Atti del V Convegno internazionale di linguisti, Brescia 1972, 143–156.

Der Sonnenuntergang im Albanischen und im Neugriechischen 153

folgendem Urteil seinen Bericht schließt: „Das letzte Wort scheint noch immer nicht über diese merkwürdige Wendung gesprochen.“

Nun scheint es mir, daß dieses letzte Wort von Bourgeauds Gleichung dargeboten wird. Ist es nämlich richtig, daß (*pe*)rēndōn<sup>j</sup> litauischem (*nu*)rēndēti entspricht, dann muß man denken, daß das alb. Verb erst sekundär durch den Gleichklang mit *perēndór* eine volksetymologische Sinnverschiebung erfahren hat, insofern man in *dielli perēndoј* ‘die Sonne geht unter’ ein „die Sonne herrscht, wird zum König“ herausfühlte; die so entstandene Wendung, die auch einen nicht zu unterschätzenden malerischen Wert besitzt, war von den Griechen — ich denke besonders an Nordwestgriechenland, wo die zwei Völker und ihre Sprachen, namentlich bis zum Untergang des türkischen Reichs, vielfach in bunter Mischung zusammenlebten — aufgenommen und so ἐβασίλευσεν die untergehende Sonne auch bei ihnen.

Milano,  
Via Beretta 2

Vittore Pisani

## IE. \**suergh*-

Bruce Boling has ingeniously enriched our grasp of a difficult Old Irish passage and has added to our known Old Irish lexicon by explaining (*Studia Celtica* 6, 1971, 36–41) *sebortir* as ‘they will be caused to diminish, will be diminished’, a frozen future (with reduplication) of the root seen in *seircid* ‘shrinks, diminishes, causes to diminish, etc.’. The purpose of this note is to integrate this valuable new acquisition into the IE. lexicon, and to modify slightly Boling’s statement of the IE. root.

Boling bases his discussion on a root \**swerg*-, for which he allows (37) an IE. alternation in the initial \**sw-* ~ *s-*. I assume that his *\*g* is intended only for the Celtic and Albanian etyma, since of course the Germanic forms in *-g-* point to a reconstruction *\*gh*. Now he himself offers (38) excellent reasoning on the internal Old Irish evidence why *seircid* fails to show forms in *f-* pointing to earlier \**sw-*; the strongest argument is the observation that this root appears not to have occurred compounded.

The Germanic forms represented by Goth. *saurga* ON. OE. *sorg* do not in my opinion require an alternant in simple \**s-*; the vocalism here shows us that we have to do with ancient zero-grade forms \**surgh*- . Then formations such as OHG. *sworgēn* OFranc. *sworga* reflect refashionings on the full grade \**su-*. On the other hand, Lith. *sergù* is not probative, since we know that Baltic has eliminated *\*y* in this situation on other occasions (*sesuō* etc.), and that Slavic shares in this.

Thus the OIr. *sebortir* < \**si-swarg(h)-s-* takes its place alongside Alb. *dergjem* \**suorg(h)-(i)ie/o-* as the surest indication of the original shape of the IE. root. For the stem morphology of the Albanian form Boling’s remarks (37–8) regarding statives and causatives apply equally to Albanian as well as to the Irish system.

It is also worth noting here explicitly that this root forms one of the best illustrations of the reflex of Brugmann's "pure velars" in Albanian, and the distinct representation of the three "guttural" series in that language before original front vocalism.

University of Chicago,  
Chicago/Illinois

Eric P. Hamp

## Western Indo-European Notes

### 1. German *deuten* OHG. *diuten*.

Benveniste (Le vocabulaire des institutions indoeuropéennes 1969, I. 365 = trans. Indo-European language and society 1973, 296–97) has claimed that *diuten* rests on a Gmc. \**þeudjan* derived from \**þeudō-* ‘people’; i.e. ‘popularize, make accessible to the people’ > ‘explain, interpret’. It seems to me that this misses an important cultural fact.

In Old English *þēod* f. meant besides ‘people, nation, district, retainers, warriors’ also ‘language’; the derivative *geþēode* n. also meant ‘language; meaning, translation’. No doubt, some extensions and colourations of senses for these terms were acquired independently from the common pool of Western and Christian culture. But there seems to be an old sense for \**þiud-* which goes back at least to West Germanic time whereby the surely older sense ‘people, nation’<sup>1</sup> was extended to embrace ‘culturally characterizing language’. Thus \**þiudisk(a)-* meant more centrally ‘of our language’ than ‘of our nation’<sup>2</sup>.

Therefore *diuten* (Mnl. *dieden* ‘auslegen’, ON. *þýða* ‘ausdeuten’) meant ‘put into our language’ > ‘make intelligible’ > ‘make clear, explain’ rather than ‘bring to the people’, as Kluge-Goetze has it as far back as 1948<sup>3</sup>.

A prime point of interest here is the fact that Germanic semantics ('people, nation' > 'language') seems to have moved in the opposite direction to Mediterranean (Christian) semantics, where 'tongue, language' > 'nation'.

<sup>1</sup> Cf. D. A. Binchy's gloss (in F. X. Martin and F. J. Byrne edd., *The Scholar Revolutionary*, Shannon Ireland 1973, 46) for Western IE. \**teutā* as “the ‘primary’ territorial and political ‘aggregate’”.

<sup>2</sup> For further discussion and early testimony see Kluge-Mitzka<sup>19</sup> (1963) 129 s.v. *deutsch*.

<sup>3</sup> I see no reason to seek the original use of this formation in the language of priests interpreting the will of the deity, as Kluge-Mitzka<sup>19</sup> 129 reproduces (s.v. *deuten*) from Trier (1942).

2. *Welsh blawdd.*

E. Polomé has recently discussed the position of Germanic among the IE. dialects (in F. van Coetsem and H. Kufner, *Toward a grammar of Proto-Germanic*, Tübingen 1972). In the course of that discussion he mentions (62) the comparison of Lat. *flāmen* with Goth. *blōtan* 'honour' ON. *blōta* 'sacrifice'<sup>4</sup>.

The Welsh *blawdd* 'boast, brag; commotion, terror' is not registered in Pokorny's IEW., nor is it given a pedigree of any certainty in the Geiriadur Prifysgol Cymru. I suggest that in the meaning 'boast' it belongs to the above set. The semantic development would have been easy in the context of a society where institutionalized boasting was a recognized way of protecting and promoting one's honour, or personal worth.

The pre-form \**bhlād-* or \**bhlVH<sub>a</sub>d-* would then belong instructively to the compact Western IE. group of Germanic, Italic, and Celtic. Or at least it would unite Germanic and Celtic if *flāmen* is to be excluded from this set.

University of Chicago,  
Chicago/Illinois

Eric P. Hamp

---

<sup>4</sup> It should be noted that Ernout-Meillet (4th ed.) 239 remains uncertain of this comparison. For Ernout Skt. *brahmán-* m. and *bráhman-* n. still furnish a rapprochement séduisant because of the known conservative survivals in Indo-Iranian and in Italic in the realm of religion.

### Welsh *maen*, Old Breton *main*

Kenneth Jackson has correctly recognized (A Historical Phonology of Breton, Dublin 1967, 157 footnote 1 and 162) that this normal British Celtic etymon for 'stone' is to be reconstructed \**magnō-*. The old attribution of this word to OIr. *magen* fem. 'place' < \**maganā* (as in Vendryes, Lexique étymologique de l'irlandais ancien MNOP. 1960, M-9; L. Fleuriot, Dictionnaire des gloses en vieux breton, Paris 1964, 250 s.v. *main*) which goes back to Pedersen, must be given up; as Jackson has pointed out (HPB. loc.cit.), the correct equation for OIr. *ma(i)gen* is Mediaeval Welsh *me(h)yn* 'place', i.e. \**magino-*. Jackson has also equated this common noun with the base seen in the toponym *Magnis* (modern Kenchester) recorded in the Antonine Itinerary on one of the British itinera; see Britannia 1 (1970) 76.

I have argued elsewhere (Bulletin of the Board of Celtic Studies 1975), on the basis of the dialect evidence for the idiosyncratic Breton noun<sup>1</sup>, that we must reconstruct for British Celtic an old neuter \**magnon* that had a collective plural in the shape of \**magniā*.

The question then arises what the further background of this noun is; whether it is an inherited Indo-European formation, or perhaps a borrowing from some external source. The *a*-vocalism might speak for the latter solution, but the noun has all the appearances of displaying a typical IE. morphology. I suggest that we have here a specialized derivative of an inherited IE. base.

The Greek verb μάσσω Attic μάττω (aor. μάξαι, pass. μαγῆναι) 'knead, squeeze' together with its related forms μαγίς — ἴδος fem. 'mass, cake, etc.', μάγμα neut. 'kneaded mass, thick grease', μαγεύς masc. 'kneader, baker', μάκτρα fem. 'kneading trough', μᾶζα 'barley dough, barley bread, lump of metal' (> Lat. *massa*),

<sup>1</sup> The only known noun in the language which is a masculine non-personal noun showing lenition in the plural in noun phrases.

has been attributed (see Frisk, GEW. 2, 1961, 181) both to \**maǵ-* and to \**menk-* (Lith. *mìnkau* *mánkau* and *mìnkštas* 'soft', Latv. *mīksts*, OCS. *mōka* 'flour'). Under \**maǵ-* we may easily also set OS. *makōn* Eng. *make* and Slav. *mazati* 'smear'. OE. *mengan*, if it really came from a sense 'knead together', has been proposed, but this Germanic set would then need Verner's Law as well as complex semantic assumptions. The long vowel of Lat. *māceria*<sup>2</sup> does not lend itself to immediate interpretation. Frisk suggests that the forms of μάσσω \*μαχ-ιω could be explained as levellings either from \**maǵ-* or from \**menk-*. Apart from the solitary μαχαρία (Hesych.), the prevailing nominal derivatives in -γ-, the probably old μᾶξα, and the ease with which devoiced and aspirate forms could yield the more frequent ττ/σσ pattern all unite to incline me to prefer an internal Greek solution with -γ-, i.e. \**maǵ-*. Frisk's suggestion of the possibility of a suppletion \**menk-* ~ *maǵ-* seems to me neither likely for such a semantic notion (i.e. rather more technical and specialized than the verbs which are usually found in suppletion), nor a solution that faces the necessary decisions to qualify as persuasive.

The fact that in Armenian the two stems *macanim* and *macnum* coexist makes it seem possible that this base in Armenian is of non-IE. origin; see J.A.C. Greppin, KZ. 87 (1973) 195–96. In that case we do well to leave this Armenian verb out of our account, at least for the time being.

In short, our strongest evidence (Greek, Germanic, Slavic) points to a verb root \**m(e)H<sub>a</sub>ǵ-* meaning 'knead, squeeze' → 'form' or 'squash into a sticky mass'. The semantic range 'knead, form' leads to the senses 'mass, lump'.

Frisk also mentions, somewhat enigmatically, Bret. *meza* 'pétrir'. This goes back to Loth (Revue celtique 25, 40); for detail, and related speculations on Ir. *maistred*, see now Vendryes

<sup>2</sup> Ernout-Meillet<sup>4</sup> 375–376 s.v. *mācerō* 'soften' scarcely help to clarify the picture for *māceria* 'mur de clôture'. They compare μαγίς, μάγειρος(!), and OS. *makōn* 'bâtir', and then speculate on an alternation \**maǵ* ~ *māk* (> μάσσω). If there is any clarity underneath all this, it looks more likely that there were once two roots \**meH<sub>a</sub>ǵ-* 'knead, squeeze' and \**meH<sub>a</sub>k-* 'soften, macerate', and that the two became confused in some contexts.

Lexique M-11-12. The hypothesis here is that Bret. *meza mezañ* and its more perspicuous Welsh cognate *maeddu* 'beat, conquer' go back to \**maged-*. In that case we would have a Celtic relative to add to the foregoing list of verbs; but the nature and value of the suffix would then remain unclear to me. Alternatively we might reconstruct \**magijā-*, a more realistic formation. For the present we cannot accept this British verb as clearly related; and the Irish word raises manifold problems. In any event, *maeddu* cannot be related to Welsh *meddal* 'soft' OBret. *midal*, as Fleuriot suggests (op.cit. 256 s.v.).

If we cannot be sure of recovering a verb in British Celtic to relate to our root \**m(e)H<sub>a</sub>ǵ-*, I believe that we can at least discern an old derivative. A natural participial or adjectival formation would be \**mH<sub>a</sub>ǵ-no-* > \**məg-no-* 'kneaded, formed', and this could lead easily to a nominalization \**magnon* 'mass, lump'. The transfer in reference from, say, a lump of dough or clay to a bulky stone is not at all hard to imagine.

If the transfer 'lump' > 'stone' is in fact true, we may add this item to those etyma for 'stone' discussed by me Journal of Linguistics 3 (1967) 83–90.

University of Chicago,  
Chicago/Illinois

Eric P. Hamp

## Semantische Strukturen als Problemfall<sup>1</sup>

Seit dem Erscheinen der „Aspects of the Theory of Syntax“ von Noam Chomsky (1965) haben sich die Vorstellungen über die Form linguistischer Beschreibung wie auch über den Beschreibungsgegenstand in den letzten Jahren sehr stark verändert. Einerseits ist eine zunehmende Kritik an dem Chomskyschen Homogenitätspostulat zu verzeichnen, die aktuellen Sprachvariationen müssen auch in der Sprachbeschreibung ihren Niederschlag finden, andererseits wird versucht, die unzureichende Beschreibung der semantischen Komponente der Sprache durch Einführung von logischen Beschreibungskonzepten zu verbessern.

Renate Bartsch und Theo Vennemann zielen mit ihrem Buch in die zweite Richtung. Sie verfolgen in dem vorliegenden Buch zwei Ziele: einerseits eine Beschreibung und Erklärung für das Problem der Komparation der Adjektive, andererseits ist die Behandlung dieses Problems in den Rahmen eines neuen Ansatzes der Beziehung zwischen Syntax und Semantik gestellt. Dieser Ansatz soll Teil eines neuen Grammatikkonzeptes sein, das die Autoren ‘natural generative grammar’ nennen. Da die Beschreibung und Erklärung der Komparation der Adjektive als Anwendung dieses neuen Theorieansatzes verstanden wird, ist es notwendig, zunächst die Entwicklung dieses neuen Grammatikmodells zu betrachten.

Die Kernpunkte dieses Ansatzes bestehen darin, daß die semantischen Repräsentationen als logische Formen angegeben werden sollen. Die Beschreibung der Beziehung zwischen Bedeutung und Laut, das Hauptziel der Linguistik, soll durch eine Theorie der Syntax erreicht werden, die als eine Theorie der Relation zwischen Logik und Sprache charakterisiert wird. Diese natürliche generative Grammatik soll also die Beziehungen

<sup>1</sup> Kritisches zu: Renate Bartsch und Theo Vennemann, „Semantic Structures“, Athenäum-Skripten Linguistik, Frankfurt/Main, 1972. — Für kritische Bemerkungen zu dieser Arbeit danke ich Herrn Dr. Arnim v. Stechow.

zwischen sprachlichen Lauten und „states of affairs in the real world and in possible worlds“ (IV) beschreiben. Allerdings decken sich die Autoren in dieser Hinsicht vollständig mit den Zielen der bisherigen Transformationsgrammatik (egal ob interpretativer oder generativer Spielart).

Die Autoren BV versuchen deshalb ihre Vorstellungen von denen der bisherigen Transformationsgrammatik durch die Kritik an zentralen Punkten der TG abzuheben. Ein erster Hauptpunkt dieser Kritik ist das Konzept der sprachlichen Kompetenz in der TG, verstanden als deskriptive Adäquatheit der linguistischen Theorie. Es erscheint ihnen dabei notwendig anzunehmen, daß die sprachliche Kompetenz eine direkte Grundlage der sprachlichen Performanz ist, wobei BV zu dem Schluß kommen, daß jede Regel des grammatischen Systems eine psychische Realität haben müsse. Die Aufgabe der Grammatik als System von Regeln besteht dann darin, die semantische und phonetische Repräsentation (Modelle von Strukturen) zu verbinden (Modelle von Prozessen), wobei sich diese Prozesse aktuell im Gehirn des Sprechers abspielen sollen. Dabei spielt das Argument, daß sich BV auf den Terminus ‘Kompetenz’ „in its traditional sense“ (35) beziehen, eine nebensächliche Rolle, vielmehr handelt es sich bei der Unterstellung der aktuellen Realität grammatischer Prozesse im Gehirn des Sprechers um eine sehr weitreichende Hypothese, deren Bestätigungsgrad angesichts der psychologischen Untersuchungen als recht gering bezeichnet werden muß.

Wesentlich subtiler argumentiert Chomsky (1969) in diesem Zusammenhang, wenn er sagt: “In my sense of ‘competence’ the ability to speak and understand the language involves not only ‘competence’ (that is, mastery of the generative grammar of the language, tacit knowledge of the language), but also many other factors. In my usage, the grammar is a formal representation of what I have called ‘competence’” (87). Dabei ist die Vorstellung von BV, daß die Kompetenz die direkte Grundlage der Performanz, also des sprachlichen Verhaltens ist, wohl hinreichend durch die Argumentation Chomsky’s in den ‘Aspects’ kritisiert worden; was ganz generell hinzugefügt werden kann, läßt sich nach Chomsky (1969) in die Worte kleiden: “what is

omitted is the reference to other factors that must be involved" (83).

Die darüber hinaus auftauchenden Argumente für eine psychische Realität von logischen Konnektiven und der Negation, sowie von pragmatischen Satzoperatoren, stützen sich auf recht ärmliche Literaturangaben (z.B. Lorenzen 1967). Dabei zeigt gerade die Argumentation an dieser Stelle (37), daß BV hier dem Fehler der Verwechslung von „knowing that“ und „knowing how“ unterliegen. Denn wie Chomsky sagt, ist es ein Hauptmerkmal der sprachlichen Kompetenz, daß der typische Sprecher „knows how to understand other speakers“ (86). Kenntnis einer Sprache ist nicht „knowing that“. Ebenso uneinsichtig ist auch die Argumentation von BV gegen die Annahme von Tiefenstrukturen (37), wobei sich BV hier eines lerntheoretischen Arguments bedienen (Schlesinger 1971). BV meinen nur ein Teil der Fähigkeiten soll angeboren sein, „only logical ways of classifying and relating phenomena need to be assumed as innate for the construction of semantic representation“ (37). Woher BV allerdings die Rechtfertigung nehmen, von „schwächerer Annahme von angeborenen Fähigkeiten“ zu sprechen (ohne das Argument der Akzeptierung dieses Ansatzes durch „any empiricist“ zu berücksichtigen), bleibt gänzlich unklar. Auch das an dieser Stelle immer wieder strapazierte Argument der empirischen Orientierung ist als Kritik an Chomsky völlig untauglich, angesichts der Argumentation von Hilary Putnam und Nelson Goodman (1968) sowie der Gegenargumentation von Chomsky (1969). Gerade aus der Nichtberücksichtigung vieler relevanter Arbeiten zum Problem der empirischen, formalistischen oder mentalistischen Theorie der Sprache (zu nennen wären etwa Arbeiten von Katz (1966), Katz (1971), Katz (1972), Gilbert Harman (1967), Henry Hiz (1967), Hilary Putnam (1962), Hilary Putnam (1968), N. Chomsky (1968), Nelson Goodman (1951), Nelson Goodman (1968) etc.) erscheint das Ziel von BV eine „empirical theory of language“ anzustreben ganz unbestimmt; auch die Abgrenzung gegen eine „formalistic or mentalistic theory of language“ (37) wirkt sinnleer und willkürlich.

Ein Hauptmerkmal der natürlichen generativen Grammatik von BV besteht in der Annahme der Ungeordnetheit von se-

mantischen Repräsentationen. Dabei nehmen die Autoren hier eine Diskussion auf, die schon in den 'Aspects' von Chomsky bei der Diskussion der Darstellung der Regeln der Basiskomponente in Form von „set-systems“ oder „concatenation-systems“ auftaucht. Das Argument, welches BV zur Rechtfertigung der Ungeordnetheit vorbringen, ist das Argument der „free word order“ (wie sie beispielsweise im Lateinischen, Russischen und Sanskrit auftaucht). Dabei hat aber gerade Chomsky in den 'Aspects' (126) deutlich gezeigt, daß es eine Regelordnung geben muß, also auch eine Konkatenationseigenschaft (lineare Ordnung), da es keine Sprache gibt, in der „each permutation of the words of each sentence were to give a grammatical sentence that, in fact, is a paraphrase of the original“ (126).

Wesentlich dienlicher wäre an dieser Stelle eine Darstellung der Untersuchungen von Peters und Ritchie (1969, 1971) gewesen, die nachweisen konnten, daß die Transformationsgrammatik (Aspectsmodell) einer Turingmaschine schwach äquivalent ist, was heißt, daß jede Turingmaschine (oder jedes unbeschränkte System von Umschreiberegeln) als eine Transformationsgrammatik definiert werden kann und umgekehrt. Darüber hinaus konnten sie nachweisen, daß die sogenannte „Universal Base Hypothesis“, die unterstellt, daß alle Sprachen die gleiche Menge an zugrunde liegenden Basisregeln haben, empirisch nicht entscheidbar ist (bezogen auf die 'Standardtheorie' und das Kriterium der deskriptiven Adäquatheit).

Über das Argument der „free word order“ hinaus, nennen BV zwei weitere Argumente für ihre Annahme der nichtlinearen Ordnung der semantischen Repräsentation. Einmal gibt es ihrer Ansicht nach keine empirische Evidenz für die psychische Realität von „movement transformations“. Nun ist aber gerade der Bezug auf die psychische Realität als Entscheidungskriterium ziemlich sinnlos angesichts der generellen Unsicherheit in dieser Frage. Sinnvoller wäre es gewesen, wenn sich BV darauf bezogen hätten, daß es dem methodologischen Prinzip der Einfachheit und dem Prinzip der „recoverability“ widerspricht, solche „movement transformations“ anzunehmen. Einerseits bläht sie nämlich den Apparat der Transformationsgrammatik stark auf und andererseits ist an der Satzoberfläche

häufig kein Zeichen mehr für die ‚bewegten‘ lexikalischen Elemente zu finden. Es ist bedauerlich, daß BV diese Gesichtspunkte völlig unberücksichtigt lassen und statt dessen immer wieder das (schwache) Argument der „psychischen Realität“ strapazieren. Dabei wird von BV die Forderung nach „psychischer Realität“ der Regeln zirkelhaft eingesetzt, da sie die psychische Realität immer nur fordern, andererseits aber argumentieren als sei dies ein empirisch überprüftes Faktum. Ein Postulat hat nun aber andererseits im Hinblick auf die Kritiken von BV keinerlei Beweiskraft für oder gegen bestimmte Annahmen.

Ganz ähnlich sieht es im Fall des zweiten Arguments für die Annahme der nicht-linearen Ordnung der semantischen Repräsentation aus. BV nehmen an, daß die semantischen Repräsentationen ihrer Natur nach logische Formen sind. Könnte man dieses Argument zunächst als Arbeitshypothese akzeptieren (so problematisch es auch ist), so muß der Schluß von dem Faktum, daß logische Formen keine lineare Ordnung besitzen auf die Folgerung, daß deshalb auch die semantische Repräsentation keine lineare Ordnung besitzen darf, als falsch angesehen werden. Zunächst handelt es sich ja bei der Prämisse nur um eine Arbeitshypothese, die eben selbst erst zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden mußte. Deshalb ist es auch unsinnig und falsch, diese Annahme plötzlich als festen Tatbestand gegen den Ansatz der linearen Ordnung ins Feld zu führen. Man kann sich bei diesem Vorgehen von BV nicht ganz des Eindrucks erwehren, daß BV gewisse Grundlagen der Wissenschaftstheorie unberücksichtigt lassen. Aus diesem Grund haben auch die vorgebrachten Argumente gegen die lineare Ordnung keine Aussagekraft. Dadurch werden auch die langen Ausführungen über die nicht-lineare Struktur der logischen Formen überflüssig und uninteressant, da sie das eigentliche Problem, nämlich die grundlegende Annahme, daß semantische Repräsentationen logische Formen sind, unberücksichtigt lassen.

Weiterhin differenzieren BV zwischen Satzsemantik und Wortsemantik. Dabei soll für die Satzsemantik gelten: “The sentence semantics of a sentence represents the meaning of the surface syntax of a sentence in a logical syntax without

reference to the meaning of any particular word of the sentence" (39). Als Aspekte der Satzsemantik zählen BV die kategoriale Information der Konstituenten, die morphologischen Merkmale, die Wortordnung und die Intonation auf. Auch hier stößt man wieder auf den unbestimmten Gebrauch von Kennzeichnungen wie „logical syntax“, von diesem Konzept wird einfach nur behauptet, daß es die Aspekte der Satzsemantik erfaßt, wie dies allerdings im einzelnen geschieht bleibt unbekannt. Die von BV definierte Wortsemantik ist nichts anderes als die Lexikonsemantik. Dabei sollen die lexikalischen Elemente durch Mengen von Bedeutungspostulaten im Lexikon charakterisiert werden. Allerdings macht die ganze Argumentation von BV einen recht willkürlichen Eindruck, da etwa bei dem „Junggesellen“-Beispiel der Bezug auf die umfangreiche Literatur der Wissenschaftstheorie fehlt.

BV streifen weiterhin kurz die sehr umfangreiche „Ordering“-Diskussion in der Transformationsgrammatik. Sie stellen sich auf den Standpunkt, daß alle Grammatikregeln ungeordnet sein sollen. Ausgelöst wurde die „Ordering“-Diskussion durch die ‚Aspects‘-Argumentation Chomskys (223): seiner Meinung nach muß es sowohl eine intrinsische wie extrinsische Ordnung der Regeln geben. Die intrinsische Regelordnung ist von untergeordneter Bedeutung, da sie nur eine logische Konsequenz der Art wie die Regeln formuliert sind, darstellt. Dagegen ist die extrinsische Ordnung der Regeln von großer Bedeutung, da hier für eine sprachspezifische Ordnung in der Abfolge der Regeln (z. B. Ordnung in der Abfolge von Extraposition und Relativsatzbildung) plädiert wird, wobei es eben eine Frage der empirischen Validierung ist, ob alle Regeln strikt geordnet sein müssen oder ob sie nur partiell geordnet oder gar ungeordnet sind. Die Belege, die in Koutsoudas (1971), Koutsoudas, Sanders and Noll (1971), Koutsoudas (1972), Lehmann (1972) und Taylos (1972) gegeben werden, lassen den Schluß zu, daß zumindest die strikte Regelordnung ausgeschlossen werden kann. Allerdings ist die Frage hinsichtlich der Entscheidung zwischen partieller Ordnung und Ungeordnetheit noch unentschieden (siehe Twila Lehmann 1972, 550), weswegen die unbekümmerte Argumentation von BV unverständlich ist, zumal die umfang-

reichen Arbeiten in diesem Bereich unberücksichtigt bleiben und nur am Rande zitiert werden.

Als weitere Bedingung für den Aufbau ihrer Grammatik wird die „strong naturalness condition“ genannt. Die Bedingung soll für alle drei Bereiche der linguistischen Beschreibung gelten. Für die Phonologie bedeutet diese Bedingung, „that phonological representations of morphemes have to be given entirely in terms of surface phonetic structures; no segments or sequences of segments may be posited in the lexicon that do not also occur in phonetic representation“ (40). Für die Semantik läßt sich bei BV die folgende Formulierung finden: „In semantic it requires that all aspects of semantic representations are formulated in a logic which models the linguistically relevant cognitive capacities of human beings“ (41). Schließlich läßt sich für die Syntax die folgende Formulierung finden: „Here it says that in the conversion of semantic representations into surface syntactic representations and conversely, no intermediate steps may be assumed that do not have a semantic interpretation“ (41). Wenn auch die Formulierung dieser Bedingung für die Phonologie durchaus einleuchten kann, da sie hierbei auf die Forderung nach Bestimmung der phonologischen Beschreibung durch eine phonetische Theorie hinausläuft (hier zeigt sich der Einfluß des ‚Phonologen‘ Vennemann), so sind die Begründungen für die Bedingung in den beiden anderen Bereichen der Syntax und Semantik wirr, unverständlich und zirkelhaft. An keiner Stelle wird nämlich klar, was eigentlich unter den Bezugskriterien „linguistically relevant cognitive capacities of human beings“ oder „is anything interpretable in a natural language“ zu verstehen ist. Solche unbestimmten Formulierungen lassen beliebige Schlußfolgerungen zu und sind deshalb völlig irrelevant und überflüssig. Vielmehr hat man den Verdacht, daß unter dem Diktum der mißverstandenen Simplizität, diese Bedingung von der Phonologie einfach auch auf die anderen Bereiche ausgeweitet worden ist. Unverständlicherweise werden dann aber immer wieder solche unbegründeten Behauptungen als Einwand gegen andere Konzeptionen eingesetzt, so im Fall der folgenden Formulierung gegen die Transformationsgrammatik: „Our objective is to constrain the theory of grammar in the

strongest possible way, rather than to make it uncontrollably powerful by allowing machineoriented devices whose linguistic reality is completely unconfirmed by empirical evidence" (41). Was hier als „linguistic reality“ zu verstehen ist, bleibt unklar, wobei die Autoren leider außer acht lassen, daß die „Realität“ linguistischer Objekte erst auf dem Hintergrund einer Theorie, die sie definiert, möglich wird. Schließlich lehnen BV auch die Elementartransformationen ab. Sie begründen dies mit dem Argument des „goal-directed behavior“, zu welchem der Mensch im Unterschied zur Maschine fähig sei. Linguistische Operationen sollen nämlich nach BV Elemente des zielgerichteten Verhaltens sein, was durch deren Einbettung in Sprachproduktions- und Sprachperzeptionsstrategien begründet wird. Die notwendigen näheren Ausführungen bleiben BV allerdings dem Leser schuldig. Ebenso dubios wie obige Argumentation ist auch die folgende Forderung: "We require of syntactic rules that they conform to certain universal principles which explain why each rule is part of its grammar, i.e. each syntactic rule must be linguistically motivated on universal grounds" (42). Als ein Beispiel für solche universale Sprachprinzipien wird von BV das „argument raising principle“ angegeben. "The idea of this principle is to bring complex semantic representations closer to the universally preferred surface form  $F(x_1, \dots)$ " (42). Angesichts fehlender empirischer Belege bleibt aber auch die Behauptung dieses angeblich universalen Prinzips der Sprache zweifelhaft. Andererseits hat man den Eindruck, daß BV hier irgendwo die Frage der Ordnung der Konstituenten, d.h. die universale Basishypothese, im Kopf gehabt haben. Eine höchst merkwürdige Passage ist auch die folgende Aussage, in der die Verwerfung der Elementartransformationen wieder teilweise eingeschränkt wird und außerdem etwas über die „Aufgabe“ des Linguisten gesagt wird: "We do not mean to deny the possibility that the human brain performs subprograms in the processing of syntactic rules which are similar to the elementary transformations performed by a machine simulating syntax. However, we do deny that it is the task of the linguist to discover the nature of these subprograms. Of course, NG syntactic rules (natural generative grammar, der Verf.) can be

performed on a computer just like any other explicitly formulated operation on well-defined objects. But it is not the task of the theoretical linguist to write syntactic rules in the detailed steps of a computer program, just as little as it is the task of a mathematician to formulate the rules of arithmetic in the detailed steps of a computer program" (42). Sicherlich ist es ziemlich ungewöhnlich, mit welch rigoroser Attitüde hier „bestimmt“ wird, was Aufgabe des Linguisten ist und was nicht. Auch ist der Vergleich mit den Aufgaben des Mathematikers ebenso falsch, wenn man sich dazu die Arbeiten, die in der Mathematik (besser Metamathematik) unter den Begriffen „Berechenbarkeit“, „Beweisbarkeit“ aufzufinden sind, ansieht. Mit Bezug auf die Arbeiten etwa von Turing, Church, Gödel, Rogers etc. (siehe dazu insbesondere H. Hermes, 1961 und H. Rogers, 1967) muß dieses Argument zurückgewiesen werden. Auch das anschließende Argument von BV, daß alle linguistischen signifikanten Operationen eine Interpretation haben müßten, weshalb sie Tilgungs- und Eingabetransformationen eliminieren wollen, ist nicht überzeugend, da durchaus interpretierbare Elemente durch eine Kette von „mechanischen“ Zwischenstufen verbunden werden können. Das Postulat ist überhaupt auch nur auf dem Hintergrund der Annahme sinnvoll, daß alle linguistischen Operationen eine mentale Realität haben. Da dies aber generell nicht bestätigt ist und bei BV die „mentale Realität“ immer nur als Forderung verwendet wird, lassen sich damit aber auch keine Beweise für Äußerungen und Thesen herleiten.

Im zweiten Teil des Buches (Überschrift: Anwendungen) kritisieren BV zunächst die bisher vorliegenden Ansätze der Beschreibung der relativen Adjektive und des Komparativs. Dabei können sie zeigen, daß den meisten bisherigen Ansätzen der Mangel anhaftet, daß der Satz "John is taller than Mary" mit den beiden einfachen Sätzen "John is tall" und "Mary is tall" (47) in Zusammenhang gebracht wird. Dabei impliziert natürlich der erste Satz keineswegs die beiden einfachen Sätze. Allerdings bringen etwa die „semantischen Ansätze“ von Reichenbach (1947) schon sehr gute Ergebnisse. Zum Ziel der einheitlichen Darstellung von relativen Adjektiven und des Komparativs

geben BV zunächst einen Formalisierungsvorschlag an. Für die Formalisierung des Beispielsatzes "(29) 50 students attend Peter's class" (61) führen sie eine Funktion ein, „Maßfunktion“ genannt (oder auch noch genauer Mächtigkeitsfunktion), die einer Menge ihre Zahl zuordnet. Den Maßfunktoren, den sie verwenden, geben sie mit „ $f^M$ “ an, „X“ steht als Ausdruck für die Menge der Studenten, die Peters Klasse besuchen, und schließlich steht im folgenden Ausdruck eben „50“ für die Mächtigkeit dieser Menge. BV geben also „ $f^M(X) = 50$ “ als Formalisierung für obigen Satz an. Demgegenüber ist für die Darstellung des Satzes "(30) Many students attend Peter's class" (61) die Einführung einer kontextspezifischen Durchschnittsmächtigkeit N nötig: „ $f_D^M(X) > 40$ “ ist die Formalisierung dieses Satzes. Allgemein ergibt sich die folgende Form an Ausdrücken (zunächst für relative Adjektive, dann für Komparative): „ $f_D^M(x) > (or <) N$ “ (wobei D die Mächtigkeit bezüglich einer Dimension D repräsentiert) und „ $f_D^M(x) > (or <) f_D^M(y)$ “. Anders ausgedrückt wird also deutlich, daß immer der Bezug auf eine Komparativstruktur hergestellt wird, eben auch bei den relativen Adjektiven im Positiv. Der Ausdruck „ $f_D^M(x) — f_D^M(y)$ “ (73) repräsentiert dann im System von BV den Satz "John is taller than Mary". Allerdings ergeben sich bei den Kreuzvergleichen, wie etwa "(44) Marilyn is more beautiful than (she is) intelligent" (91), zusätzliche Probleme. Wie BV zeigen, lassen sich diese Probleme durch die Berücksichtigung unterschiedlicher Dimensionen oder durch die Definition zusätzlicher Funktionen auffangen, die eine einheitliche Maßeinheit bestimmen (dies gilt z. B. für den Vergleich von unterschiedlichen Maßeinheiten). Schließlich gelangen BV zu der Aussage, daß die Werte von  $f^M(x, D)$  eben nicht nur Funktionen von Skalen, Orten und Zeiten sind; nach ihrer Vorstellung soll eine Ausdehnung auch auf „possible words, i. e. of universes of objects and relations compatible with an attitude a of an individual x“ (96) erfolgen. Sicherlich kann man feststellen, daß die Darstellung von relativen Adjektiven und Komparativ in den Kapiteln 2, 3, 4 von BV als sehr befriedigend bezeichnet werden muß (dies betrifft insbesondere auch die Beschreibungsmöglichkeiten für sehr „komplexe“ Formen von Komparativen), allerdings sei doch

angemerkt, daß die Darstellung häufig sehr unübersichtlich, didaktisch ungeschickt und „überfrachtet“ ist. Sicherlich wäre es möglich gewesen, die Darstellung in deutlicherer und einfacherer Form zu geben.

In den weiteren Kapiteln wird dann versucht, die Ausdehnung der semantischen Repräsentation und syntaktischen Ableitung (die bei den relativen Adjektiven und der Komparation sinnvoll war) auf andere Bereiche (Konstruktion von Adverbialen, insbesondere sog. „prädikatlimitierende Adverbiale“ wie: inhaltlich gut, methodisch schlecht etc.) auszudehnen. Allerdings handelt es sich hierbei um eine Übernahme aus Bartschs Habschrift (1972), wobei anzumerken ist, daß dieses Kapitel auch besser dort verblieben wäre. Schließlich folgen noch Betrachtungen über „Argumentraising“ und „natural serialization“ wie BV dies nennen. Da die „Argument-raising“ schon betrachtet wurde, seien noch einige Bemerkungen zur natürlichen Reihung angegeben. Dabei geht es darum, daß Elemente der Konstituentenstruktur (solche in komplexen Strukturen wie sie etwa zwischen Adjektiv und Nomen oder Adverb und Prädikat bestehen) in einer bestimmten Abfolge aufgereiht werden. BV betrachten die Aufreihung der Adverbien in Sprachen mit Objekt-Verb-Abfolge und Verb-Objekt-Abfolge, wobei sie die Adverbien als ‚Operatoren‘ auf den Prädikaten ansehen, und die Reihung in O-V-Sprachen vom Adverb zum Prädikat und in V-O-Sprachen vom Prädikat zum Adverb verlaufen soll. Allerdings hat man hier eine sehr unbefriedigende Analyse vorliegen, da kaum empirische Beispiele angegeben werden. Gerade in diesen Kapiteln wiederholt sich der Stil des ersten Kapitels mit wenigen und zumeist unbegründeten und unbelegten Aussagen einer Sprachtheorie zu „entwerfen“. Hier macht sich leider immer wieder eine unbegründet hohe Selbsteinschätzung der Autoren unangenehm bemerkbar. Es wäre sicherlich sinnvoller gewesen, in einem bescheideneren Stil die Kapitel 2–4 zu veröffentlichen. Die Darstellung hätte weit klarer, verständlicher und einfacher sein können, auch ist das häufige Geprotze überflüssig, das zudem den Effekt hat, den Leser einzuschüchtern oder ganz von der weiteren Lektüre des Buches abzuschrecken.

Literaturverzeichnis:

- Chomsky, Noam, 1965: *Aspects of the Theory of Syntax*, M.I.T., Cambridge/Mass.
- Chomsky, Noam, 1968: *Recent Contributions to the Theory of Innate Ideas*, in: *Boston Studies in the Philosophy of Science*, vol. III, Dordrecht/New York.
- Chomsky, Noam, 1969: *Linguistics and Philosophy*, in: Sidney Hook (ed.), *Language and Philosophy*, New York, 51–94.
- Goodman, Nelson, 1951: *The Structure of Appearance*, Indianapolis.
- Goodman, Nelson, 1968: *The Epistemological Argument*, in: *Boston Studies in the Philosophy of Science*, vol. III, Dordrecht/New York.
- Harman, Gilbert, 1967: Psychological aspects of the theory of syntax, in: *The Journal of Philosophy* 64, 75–87.
- Hiz, Henry, 1967: Methodological Aspects of the Theory of Syntax, in: *The Journal of Philosophy* 64, 67–74.
- Katz, Jerrold J., 1966: *The Philosophy of Language*, New York.
- Katz, Jerrold J., 1971: *The Underlying Reality of Language and its philosophical import*, New York.
- Katz, Jerrold J., 1972: *Semantic Theory*, New York.
- Koutsoudas, Andreas, 1971: The strict order fallacy, Indiana University Linguistics Club.
- Koutsoudas, Andreas, 1972: On the non-sufficiency of extrinsic order, Indiana University Linguistics Club.
- Koutsoudas, Andreas, Gerald Sanders and Craig Noll, 1971: On the application of phonological rules, Indiana University Linguistics Club.
- Lehmann, Twila, 1972: Some arguments against ordered rules, in: *Language* 48, 3, 541–550.
- Lorenzen, Paul, 1967: *Formale Logik*, 3. ed., Berlin.
- Peters, Stanley and Robert W. Ritchie, 1969: A note on the universal base hypothesis. *Journal of Linguistics* 5, 150–152.
- Peters, Stanley and Robert W. Ritchie, 1971: On Restricting the Base Component of Transformational Grammars, in: *Information and Control* 18, 483–501.
- Putnam, Hilary, 1962: The analytic and the synthetic, in: Minnesota studies in the philosophy of science, vol. III, Minneapolis.
- Putnam, Hilary, 1968: The 'Innateness Hypothesis' and explanatory models in linguistics, in: *Boston studies in the philosophy of science*, vol. III, Dordrecht/New York.
- Reichenbach, Hans, 1947: *Elements of Symbolic Logic*, New York/London.
- Rogers, Hartley, 1967: *Theory of Recursive Functions and Effective Computability*, New York.

Schlesinger, I.M., 1971: Production of Utterances and Language Acquisition, in: Dan I. Slobin (ed.): *The Ontogenesis of Grammar* (New York) 63–101.

Taylos, John E., 1972: Is ‘local ordering’ necessary?, Indiana University Linguistics Club.

add:

Bartsch, Renate, 1972: *Adverbialsemantik*, Frankfurt/Main.

Hermes, Hans, 1961: *Aufzählbarkeit, Entscheidbarkeit, Berechenbarkeit*; Berlin.

Paderborn,  
Gesamthochschule,  
Fürstenweg 15–17b

Matthias Hartig